

School of Theology at Claremont



1001 1429346



The Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE  
CLAREMONT, CALIFORNIA











# Reise in den Orient.

---



48  
TG  
1846

# Reise

# in den Orient

von

Constantin Tischendorf,

Ritter vom Nordstern, von der Ehrenlegion,  
vom Lucchesischen heiligen Ludwig.

Erster Band.

---

Leipzig,

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.

1846.



Seiner

geliebten Braut

**A n g e l i k a**

dargebracht

am Hochzeitmorgen.





## V o r w o r t.

---

Freundlichen Lesern übergeb' ich hiermit den ersten Theil meiner Reise in den Orient. Die vielseitige Theilnahme die meine Wanderungen während ihres Verlaufs gefunden läßt mich auch für diese Erinnerungsblätter ein günstiges Auge hoffen. Daß die Haltung meiner Mittheilungen keine gelehrte ist, das sagt schon die äußere Erscheinung des Buches. Ich habe bei weitem mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe geschrieben. Wer den Orient bereist hat, der besitzt an ihm wenigstens das was der Schweizer an seinen Bergen besitzt; hat er sie nicht mehr vor Augen, so trägt er sie im Herzen. Ich sage, daß der Orient „wenigstens“ gleicher Weise fesselt; denn im Grunde fesselt er noch weit mehr, sobald man nur zu

ihm mit dem rechten Sinne und Gemüthe für die Erinnerungen kömmt, die er an des Christenthums und der Menschheit heilige Vergangenheit bewahrt.

Welches Auge ich selber zu den Anschauungen des Orients mitbrachte, das wird man dem Geschriebenen leicht anmerken. Die Eindrücke, die auf dieses Auge die wirklichen Anschauungen machten, in eine bestimmte Form zu bleibender Erinnerung zu kleiden: das war meine Hauptabsicht bei der Abfassung dieser Reise.

Mißlich ist es daß eine solche Reisebeschreibung die erste Person auf eine gewisse Weise in den Vordergrund stellt; ich dachte aber daß eine vertrauensvolle Hingabe, eine offene Unbefangenheit der Erzählung, welche Schreiber und Leser einander gleichsam Aug' in Aug' sehen läßt, immer noch von vielen gewürdigt wird. Ich habe deshalb auch mein Buch mit dem Briefe an meinen Bruder eröffnet, der getreu aus der Zeit stammt von der er sein Datum trägt.

Was ich mir aber da und dort ungern versagt habe, das ist der Ausdruck der Dankbarkeit den ich Gönnern und Freunden hätte darbringen mögen. Ich bitte daher alle diejenigen denen ich diesen Namen schuldig bin, beim Durchblättern meines Buches meiner als eines Schuld-

ners zu gedenken, dem keine Erfahrungen theurer geworden sind als die der freundlichen Gunst, die er auf seiner Reise genossen. Von denen die am heimathlichen Herde des fernen Wanderers heißen Dank verdienen, muß ich, indem ich von der hohen vaterländischen Regierung schweige die mich ihrer besondern Huld gewürdigt, vor allen drei Männer nennen, den Oberhofprediger Dr. von Ammon, den Superintendenten Dr. Großmann, den Consistorialrath Dr. Dav. Schulz.

Ueber den Sinn und die Bedeutung meines durch meine fünfjährige Reise sich ziehenden biblischkritischen Unternehmens sind mir von Nichtgelehrten oft Fragen willkommener Theilnahme gestellt worden. Ich habe die Absicht, um darauf angemessen zu entgegnen, eine „briefliche Mittheilung an eine hohe Gönnerin“ dem zweiten Theile meiner orientalischen Reise einzuverleiben.

Noch eine Bemerkung muß ich über die Schreibung orientalischer Namen und Wörter beifügen. Ich habe dergleichen nicht mühsam ans Gesetz der arabischen Aussprache und deren Nachbildung angepaßt, da es ja doch für die Zunge der meisten Leser unbrauchbar wäre und die Kenner des Arabischen meines derartigen Versuches nicht bedürfen.

•

So übergeb' ich denn, wie ich bereits gesagt, mein Buch den freundlichen Lesern. Solchen Lesern das Geleite ins heilige Land geben zu dürfen, darüber freu' ich mich im Voraus.

Leipzig, am 18. September 1845.

Prof. Dr. Tischendorf.

## Inhalt.

---

Seite 17—20. Brief an meinen Bruder vor der Abreise von Livorno.

Seite 21—29. Malta am 26. März 1844. Seefahrt von Livorno nach Malta. Ankunft in Malta. Besonderheiten der Insel. Die Bevölkerung. Die britischen Herren. Die Malteser Ritter. Des Apostel Paulus Schiffbruch in Malta; die Schlange; die Paulsgrotte; die Paulsbai.

Seite 30—39. Alexandrien am 6. April. Fahrt nach Griechenland. Die Insel Syra. Der Sklavenhändler. Das Gewitter. Ankunft in Alexandrien. Die Pest. Die Beschneidungsfeste. Die Nadeln der Cleopatra und die Pompejusssäule. Die Katakomben. Vergangene Pracht Alexandriens.

Seite 40—51. Cairo am 12. April. Die Nilreise. Die arabischen Matrosen. Orientalische Sitte. Die umgeschlagene Barke. Die Ufer des Canals und des Nils. Das Nilwasser. Der Matrosengesang. Die Beter am Nil. Erster

Blick auf die Pyramiden. Ankunft in Cairo. Der aufgeknapfte Scheik. Die solidarische Haftung. Besuch bei Mehemed Ali.

Seite 52—63. Mehemed Ali. Meinungsstreit. Karriere Mehemed Ali's; seine Landeseinrichtungen. Der rechte Maßstab des Urtheils. Die Fellahs. Mehemed Ali's Orthodoxie und Humanismus. Die Renegatenfrage. Mehemed Ali's Politik; seine Resignation im Juli 1844.

Seite 64—72. Cairo am 8. Mai. Der Esbekiehplatz. Die Muezzin. Der Bazar. Die Blinden. Die Citadelle. Die Wachtsoldaten mit dem Strickstrumpfe. Die Menagerie. Die Aussicht von der Citadelle. Die Kalifengräber. Burckhardt's Grabstein.

Seite 72—75. Besuch bei Ibrahim Pascha. Die Insel Roda.

Seite 75—79. Klosterwanderungen in Cairo. Das katholische Kloster. Der armenische Bischof. Das Sinaitenkloster. Empfangsstitten. Die Handschriften.

Seite 79—86. Der griechische Patriarch von Alexandrien und seine vermauerte Bibliothek. Repuls im Gramen. Soliman Pascha und die sächsischen Apothekerstöchter. Die ausgegrabene altgriechische Kirche zu Alexandrien. Studien in der Patriarchalbibliothek.

Seite 86—103. Die Pyramiden. Vergleich mit dem Straßburger Münster. Besteigung der Cheopspyramide. Aussicht; Betrachtungen. Das Innere der Pyramiden. Die Pyramiden des Cephren und des Mykerinos. Die Liebhaberpyramide. Erbauung und Bestimmung der Pyramiden. Die neueste Hieroglypheninschrift zum Geburtstag Friedrich Wilhelm's IV. Der Riesensphinx.

Seite 103—109. Besuch bei den orientalischen Frauen; Empfang ohne Schleier; ihr Schmuck; ihre Stellung; ihre Talente.

Seite 110—132. Die koptischen Klöster der libyschen Wüste. Terraneh. Der nächtliche Ritt durch die Wüste. Castello Gibara. Die Natronfelder und Natronseen. Der Fluß ohne Wasser. Der Queber. Die koptischen Klöster der Vorzeit. Die vier Makariusklöster. Bau. Einrichtung. Kost. Gottesdienst. Eucharistie. Der blinde Prior. Die Bilder. Die Bibliothek. Der Greis von 120 Jahren. Die Consultationen. Das koptische Christenthum. Glaubensbekenntniß der Kopten. Michael Wandsleb's Nachrichten von diesen Klöstern.

Seite 133—143. Memphis und Heliopolis. Der Colosß zu Memphis. Abdallatif von den Ruinen zu Memphis. Das Mumienfeld von Sakkara. Heliopolis; seine Obelisken. Die Sykomore und der Sonnenquell.

Seite 144—148. Expedition nach Altcairo. Die griechische Inschrift im koptischen Kloster. Die heilige Grotte. Die Moschee Amru's mit dem Judenhäuschen und der gespaltenen Säule.

Seite 148—152. Abbotts Alterthümer. Der Bücherbazar zu Cairo.

Seite 153—217. Reise zum Sina .

Seite 153—162. Von Cairo bis Suez. Contract mit den Beduinen; ihr Heimathsdorf. Eindrücke der Wüste. Die englischen Postbauten in der Wüste.

Seite 163—173. Suez. Der türkische Bettler. Der Beduinensstreit. Der Durchstich der Meerenge. Durchgang durchs Meer. Die Mosisquellen.

Seite 174—185. Zug der Israeliten durchs rothe Meer. Heliopolis, nicht Heroopolis, ist Raemes, der Ausgangspunkt der Israeliten. Die Israeliten gehen nicht über Bessatin, sondern auf die Nordgrenze des Meerbusens zu und wenden sich nach Suez. Ihr wunderbarer Durchgang durchs Meer.

Seite 186—217. Von Ajin Musa nach dem Sinai. Wadi Sadr. Am rothen Meere. Der böse Blick. Die bittere Howaraquelle. Der schöne Wadi Garandel, das Elim der Schrift. Wadi El Bada mit dem Beduinendorfe. Das wildromantische Rassebthal. Der geheimnißreiche Wadi Mokatteb. Das reizende Feiranthal. Das Scheikthal mit den Mannatamarisken. Das Manna der Schrift. Das großartige Felsenportal. Die Glockentöne. Der Traum. Einladung zum Salechfeste der Sinaibeduinen. Der Lyoner Apotheker als Kamelarzt der Beduinen. Ankunft zum Beduinensfeste. Das Prophetengrabmal. Der oberste Beduinenscheik. Verlauf des Festes; Umgang ums Denkmal. Das Wettrennen auf Dromedaren. Die Mahlzeit. Gespräch mit dem obersten Beduinenscheik. Die Nacht. Nachrichten über die Sinaibeduinen. Ankunft beim St. Catharinenkloster.

Seite 218—224. Der Sinai und sein Kloster. Aufnahme. Der geistesranke Signor Pietro. Der ehemalige Mameluckenoberst und jetzige Fremdenaufwärter. Der würdige, freundliche, gelehrte Bruder Kyrislos. Klostersitten. Die Hauptkirche mit der Mosaik der Verklärung und der Kapelle des brennenden Busches. Die Moschee. Der Garten.

Seite 224—239. Der Pfingstmorgen auf dem Sinai. Das Erwachen. Das Klosterglöcklein. Der Ausbruch. Weg



auf den Horeb mit den Erinnerungen an Elias. Der Rigi, der Vesuv, der Sinai. Die griechische Messe. Der Mosisstein. Die Aussicht vom Gipfel. Der Catharinenberg. Der Wadi Sebaya als Lagerstätte Israels. Das Schwanken der Namen Horeb und Sinai. Die mosaische Gesetzgebung unter Donner und Blitz. Der Fußtritt des Dromedars des Propheten und die Literatur darüber. Das Festgelage der Klosterbrüder in der Felsengrotte.

Seite 240—247. Ueber die Geschichte des Klosters. Das Schreiben Mahomet's. Das Evangelienbuch des Kaisers Theodosius. Die Stiftungsurkunde. Das „satanische“ Manuscript. Das Beduinenlamm. Spaziergang im Bostanthale mit dem wunderbaren Mosisfelsen aus Raphidim; den beschriebenen Felsen; der steinernen Kalbsform. Der Garten mit dem Beduinenpaar. Der Wadi Sebaya.

Seite 248—252. Abschied vom Sinai. Die Beduinenconferenzen. Der Reichthum des Klosters; seine Leibeigenen. Verhältniß der Beduinen zum Kloster. Abschied.

Seite 253—268. Rückkehr vom Sinai nach Cairo. Der verhängnißvolle Bruch des Sattelsknopfs. Der Beduinenleben, Sitten und Glück. Ihre Verwandtschaft zu den alten Patriarchen; Hoffnung für ihre Befehrung zum Christenthume. Zur Charakteristik des Kamels. Die Heuschrecken. Die Schlangen. Weg am Meere zwischen den Wadis Taibe und Garandel. Der schreckliche Chamsin. Raubzug der Beduinen.

Seite 269—295. Reise nach Jerusalem. Die Ueberraschung beim Auszuge. Die neuen Führer. Der Drago-man, ein deutscher Schneider. Die Anekdote vom Eselsohr. Das Land Gosen. Der Weg durch die wüsten Sandstrecken.

Der egyptische Wachtposten. Die Gazellen. Die Dromedarpost. El Arisch. Der Beduinenkrieg. Der laufende Krebs. Das Blutegelwasser. Die junge Schlange. Die Reiterei zu El Arisch. Die gastfreundliche Galanterie. Strenges Verfahren gegen die widerspenstigen Führer. Die Unsicherheit in Syrien. Von El Arisch nach Gaza. Die Ueberraschung an der Grenze des gelobten Landes. Das gelobte Land, der Schauplatz für die großen Religionskämpfe. Ankunft in der alten Hauptstadt der Philister. Die Quarantäne. Gaza's Geschichte; seine Erinnerungen an Simson. Der arme Engländer auf Reisen. Die nächtliche Ueberraschung durchs Gewehrfeuer der Beduinen und durch zwei Straßenräuber. Schwur der Blutrache zu Bethlehem. Ramleh, angeblich das alte Rama und Arimathia. Ramleh's Thurm mit der Aussicht.

Seite 296—301. Ankunft in Jerusalem. Das Thal Ajalon. Latrun. Kuryet el Enab. Kulonieh. Der türkische Schimmel. Erster Blick auf Jerusalem. Eintritt. Wohnung im Kloster.

Seite 302—318. Jerusalem. Geschichtliches. Lage Jerusalems. Aussicht vom Delberg auf die Stadt. Aussicht vom Delberg aufs todte Meer. Der Garten Gethsemane. Der Teich Bethesda. Die Kirche zum heiligen Grabe.

---

Livorno, am 12. März 1844.

### An meinen Bruder Julius.

So steh' ich am Vorabende eines ernstesten Tages: morgen reis' ich ab nach dem Lande des Aufgangs. Ich komme Dir noch einmal ein langes Lebewohl zu sagen; es ist ein freudiges, und doch fällt mir die Thräne nieder aufs Blatt. Freilich ist's ein Weg über Klippen, ein schwindelnder Steg über einen Abgrund; da stürzt sich leichter als sichs geht. Darum bist Du auch nicht müde geworden mich abzumahnen; zu Hause, so schriebst Du, da wartet Deiner ein freundlicher Herd. Nein nein, rief Dir meine Seele zu. Und sieh, die Flügel sind gewachsen. O wie glücklich führt mein Engel mich. Denkst Du noch an jene Octobertage des Jahres Vierzig? Da war kein Auge das glauben mochte woran ich glaubte; da war keine Hand die festigen mochte meine Hoffnungen. Endlich gelang's doch mich an einen Zweig zu halten, wenn er auch verwandt war mit dem Dornstrauche des Fuchses in der Fabel. Am Reformationsfeste reis'te ich ab; nach wenig Monaten gedacht' ich wiederzukehren. Da kamen die Pariser Arbeiten und ihre Erfolge; ich sah Holland, England, die Schweiz, Italien; ich fand eine Ernte, reich über alle Erwartung.

Aber das Herz schlug sehnsuchtsheiß. Wer sichs einmal gesagt: Ich will Jerusalem sehen, welche Stimmen von Glück und Lust und Liebe könnten Den noch verlocken von seinem Ziele. Das Harren war lange. Aber ein paar Worte aus dem grauen Alterthume von einem Manne der den Geist trug in seiner Brust, die umflangen mich täglich und nächtlich. Es sind die Worte die Priamos zur Hekabe spricht, als er allen zurückhaltenden Bitten zum Troste ins feindliche Lager gehen will um Hektors Leiche auszulösen. Freilich mußt Du sie lieber griechisch lesen als deutsch.

„Halte mich nicht der zu gehen beschloß, noch werde du selber  
Zum wehdrohenden Vogel im Haus mir; du redest vergeblich.  
Hätt' es ein anderer mir der Erdbewohner geboten,  
Etwa ein Zeichendeuter, ein Opferprophet und ein Priester:  
Traum, wir nennen's ein Wort der Lüge, wohl werth der  
Verachtung.

Aber, ich hörte ja selber die Göttin und schaut' ihr ins  
Antlig,

Jetzt werd' ich gehn, und ich halte mein Wort. Hat das  
Schicksal den Tod mir

Zugetheilt bei den Schiffen der erzumschienten Achäier,  
Will ich es" . . .

Da kamen endlich die ersuchten Briefe. In Gedanken bin ich schon wieder heimgekehrt; die Phantasie trug mich schnell durch alle Länder meiner Wanderung. Ich hab' auch im Geiste schon Dein Willkommen gehört; Herz an

Herz geruht; das glückliche Auge gespiegelt in Euren freudeglänzenden.

So geh' ich fort mit fröhlichem Vertrauen; es kann kein Wahn sein der mich blendet. Fragst Du noch was ich will? Ist nicht genug die Pyramiden sehen? Den Sinai sehen? Jerusalem sehen? Göthe sagte von Neapel, wer es gesehen der könne nie ganz unglücklich werden in seinem Leben. Neapel hab' ich genossen; aber wie glücklich werd' ich sein, hab' ich die Pyramiden, den Sinai, Jerusalem gesehen. Und noch bestimmter weiß ich was ich will. Wie anders muß das Studium der Bibel gelingen, hab' ich das heilige Land mit seinen Denkmalen und seinen Menschen ins lebendige Auge gefaßt. Die Geschichte der Kirche hat keinen Schauplatz der großartiger wäre als das Morgenland. Und ist nicht jetzt eben der Orient begriffen in seinen großen Entwicklungen, politisch wie religiös? Das will gesehen, geprüft, erfaßt sein.

Auch für meine manuscriptlichen Forschungen fehlt mir die Hoffnung nicht. Von dort hat Europa seine Reichtümer; manche Klöster haben noch heute ihre Winkel. Niemand suchte neuerdings so bestimmt wie ich; auch hab' ich Mißtrauen gelernt an denen die gearbeitet vor mir. Fände sich aber in der That nichts, so läßt sich dann mit Nachdruck weiter bauen auf dem was wir haben.

Blieb ich ohne Heimkehr, nun so weiß ichs: ich ging unter in einem redlichen Streben. Der Krieger muß blei-

ben auf dem Schlachtfelde; Du kennst mein Schlachtfeld. Dann hätt' ich auf dem Wege zum irdischen Jerusalem gefunden das himmlische. Die blühende Erde ist schön; der heilige Himmel muß schöner sein. Steht mir hier die harrende Hütte, steht sie mir dort: ich will sie heiter suchen. So leb' wohl, mein Geliebter; so lebt wohl, Ihr Lieben alle im Vaterhause. Gedenkt meiner wann mich in die Weite trägt die dunkle Fluth, wann ich wandere auf der fremden Erde; ich gedenk' Eurer wo ich auch bin mit treuem Herzen.

---

Malta, am 26. März 1844.

Der Lufkurg, das französische Postschiff, ließ sich am 13. umsonst in Livorno erwarten; die Heftigkeit widriger Winde hatte ihn nach Elba verschlagen. Es sah sich sorgenvoll hinaus auf die wilde See; vor meinen Augen lagen zwei Schiffe in Trümmern. Am 14. Nachmittags endlich erschien der Ersehnte, die Dampfrohre noch bis an die Spitze mit Meerschäum bedeckt. Er blieb so fern vom Strande daß die Fahrt in der bescheidenen Barke an seinen Bord furchtfremde Segler wollte.

Die beiden nächsten Tage brachten uns eine glückliche Fahrt. Da genoß ich den Reiz des Seereisens; ich wandelte mit ungetrübtem Auge und sicheren Schritten das Verdeck auf und ab. Der blaue Himmel oben, die noch dunklere blaue Fluth unten; zur Seite die fliehenden Gestade: ich grüßte sie mit dem schmerzlichen Lächeln im Auge. Mitten in dieser engen Haft hat man das Gefühl einer Freiheit wie man es sonst selten hat. Vor Civitavecchia und Neapel hielten wir stundenlang. Aber kaum hatten wir die Rauchsäule des Besuchs im Rücken, so verfiel das Meer wieder in seine Sturmsgedanken. Darum faßte ich

am 19., als uns Lavalette in seinen prächtigen Hafen aufnahm, auf acht Tage festen Fuß auf Malta.

Wie merkwürdig ist dies Land durch seinen Boden, durch sein Leben, durch seine Schicksale. Ueberschaut man die Insel von einem der Höhepunkte, so sieht man manche Strecken in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der des nackten Felsen; denn das durchgängig flach ausliegende Erdreich ist vom nachbarlichen Sizilien geholt worden. Dennochgeachtet hat Malta eine reiche Vegetation. Die Palme wächst schon stattlich neben der Olive; die Orangen sind von besonderer Köstlichkeit. Von der Pracht seiner Rosen hört' ich leider nur erzählen; doch prangen Gärten und Fluren schon mannichfaltig. Wehten nicht täglich kühlende Winde, so wäre die Hitze sehr groß. Es kommt mir schon ganz afrikanisch vor, wenn auch immer jene Parlamentsacte Malta dem europäischen Erdtheile einverleibt hat.

Das Klima der Insel gilt für äußerst gesund, womit ihre außerordentlich glückliche Produktivität zusammenhängen mag. Sie ist nämlich so produktiv daß sie ihren eigenen Söhnen nicht Raum genug am väterlichen Herde bieten kann; sie bereichert mit ihnen die Küsten Asiens und Afrika's. Neuerdings dachte man daran die maltesischen Colonisten vorzugsweise nach dem Peloponnes zu lenken, nur aber unter einer besonderen Garantie der griechischen Regierung. Der Gedanke hatte keine Folge weil die griechische Regierung nicht für jedwede Möglichkeit einstehen



mochte. Ich glaube, diese Malteser wären die rechten Leute für Griechenland, das unter seinen unglücklichen politischen Träumereien den Boden nach dem Pfluge seufzen läßt.

Die Bevölkerung vereinigt sehr verschiedene Elemente in sich. Die Frauen mit ihrem bräunlichen Teint, mit ihren dunklen brennenden Augen, mit ihren perfiden Mantillen von schwarzer Seide, die vom Kopfe bis tief herab reichen: die gehören, das sieht man auf den ersten Blick, der Insel ursprünglich an. Leicht harmoniren dazu die Italiäner; die reizende Neapolitanerin in meinem hôtel del Mediterraneo scheint ganz an ihrem Plage. Aber da sind auch steife Engländer in großer Zahl, und zwar als die Herren der Insel. Die schottische Garnison, in ihrer Erscheinung oben nördlich unten südlich, die frierts hier wenigstens nicht an die nackten Beine. Doch nicht jeder Zug der nordischen Protektoren paßt wie dieser zur Insel. Daher macht sich gegen dieselben, trotz der dem Palaste des Gouverneurs gegenüber in Gold leuchtenden Inschrift: *Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmat*, 1814, eine gewisse Opposition des maltesischen Nationalsinns geltend. Den Engländern, fliehen sie auch noch in so ferne Erdenwinkel, haftet bekanntlich ohnehin an Stirn und Aug' und Herz ihrer Heimath Luft und Himmel; aber auf Malta vernachlässigt man die Anschmiegung ans fremde Element auffällig.

Wie mißlich ist's daß der gegenwärtige Gouverneur nicht einmal italiänisch versteht. Das Italiänische nämlich ist herrschend in der Schrift und im vornehmen Verkehre, während das Maltesische, ein arabischer Dialekt, auf den vertrauteren Umgang sich beschränkt. Auf den Wunsch der Malteser, ihnen den vorigen Gouverneur länger als die gewöhnliche Frist zu belassen, wußte der englische Staatsminister nichts anders zu entgegnen als daß der Stellen wenige, der Wartenden viele seien.

Franzosen befinden sich wenige auf der Insel. Im Ganzen ist der englische Einfluß durch keinen andern beeinträchtigt, obschon in neuerer Zeit namentlich Ein Versuch dazu gemacht wurde. Dies geschah als die russische Flotte nach der Schlacht bei Navarin in Malta sich erholte. Man erzählte mir daß von Seite der russischen Marine ein so großer Aufwand, ja selbst solche Schenkungen unter das Volk gemacht wurden daß die hiesige Regierung sichs angelegen sein ließ, das immer und immer säumende Auslaufen der russischen Flotte zu beschleunigen. Man erinnerte sich dabei des überaus freundlichen Entgegenkommens der russischen Regierung bevor sich die Insel von Neuem Englands Schutze übergeben. Natürlich vergißt Rußland nicht daß der Kaiser Paul des Johannerordens Großmeister gewesen, und nur durch seine Ermordung verhindert worden der englischen Anmaßung gegenüber seine Rechte geltend zu machen.

Die wahre Glanzperiode die Malta gehabt ruht jetzt noch in Aller Angedenken, obschon die gegenwärtige Generation nur den Nachschimmer derselben aus eigener Anschauung kennt; ich meine die Zeit der Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem. Ursprünglich nämlich eine Colonie der Carthaginienser, dann bald Rom bald Byzanz zugehörig, darauf aus den Händen der Gothen befreit durch Belisar, im neunten Jahrhundert in der Gewalt der Sarazenen, die im elften der tapfere Normanne Ruggiero vertrieb, wodurch es an Sizilien kam, wurde Malta im sechzehnten Jahrhundert von Carl V. den Johanniskrittern geschenkt, als diese durch Soliman II. die Insel Rhodus verloren hatten. Ich sage geschenkt, denn sie hatten jährlich nichts als einen Falken nach Palermo zu liefern. Bald darauf bestanden diese edlen Ritter unter Lavalette ihren glorreichen Vertheidigungskampf gegen Mustapha. Zwanzig Jahre später erbauten sie die herrliche Johanniskirche, die durch ihre Marmorpracht, durch ihre Grabdenkmäler der Ordensgroßmeister, durch ihre eroberten Fahnen und Flaggen noch heute die vergangene Größe vor Augen stellt. Dieser Ritterorden paßte vortrefflich zu dem religiösen Sinn der Malteser, der schon aus ältester Zeit bekannt ist. Jetzt besitzt die Insel nur noch Einen der Ritter; er trägt zwar kein tapferes Schwert, doch trägt er noch das Kreuz auf der Brust. Er erzählte mir gar angelegentlich von dem unvergleichlichen Hospitale,

an dessen Dienst er selbst noch Theil genommen. Fünfzehenhundert Kranke wurden darin verpflegt; es galt kein Unterschied der Religion; servirt wurde Alles auf Silber. Freilich wußte er mir noch mehr von Bonaparte zu erzählen, der jene sechs Tage nach der schmählichen Uebergabe der Festung in seinem Hause zugebracht, und zwar ohne eine einzige Nacht seine Uniform abzulegen.

Aber ich eile zu einer andern Erinnerung der Malteser, die ihnen ungetrübt geblieben als die an ihre Ritterzeit; sie ist ihnen aber auch wie aus Herz gewachsen, nämlich die Erinnerung an den Apostel Paulus. Wer die Apostelgeschichte gelesen, weiß daß Paulus auf seiner stürmischen Fahrt von Cäsarea nach Rom an der Insel Melite Schiffbruch litt. Dieses Melite ist Malta, obschon man nach dem Vorgange des Constantin Porphyrogenetes die Identität beider im vorigen und auch noch in diesem Jahrhunderte ernstlich und gelehrt in Zweifel gezogen. Man wollte Meleda an der illyrischen Küste dagegen geltend machen. Aber dieser Angriff, namentlich vom Benediktiner Giorgio unternommen, wurde aufs Ritterlichste zurückgeschlagen. Was die Angreifenden am meisten hervorhoben, das war die ausdrückliche Erwähnung des adriatischen Meeres in Lucas Reisebericht, 27, 27: „da aber die vierzehnte Nacht kam und wir in Adria fuhren um die Mitternacht.“ Allein was wäre leichter als das Meer um Malta mit dem Begriffe des adriatischen zu verein-

nigen, zumal da wir bestimmt wissen daß man ehemals gewöhnlich das ganze Meer zwischen Griechenland und Italien mit diesem Namen belegte. Dagegen läßt sich durch keine Künstelei der Auslegung die Folge der Erzählung von der Ankunft in Syrakus und in Reggio bewältigen; der Ausdruck des Hinabsteuerns ist dabei von keinem störenden Belange. Einen andern Grund des Zweifels fand man darin daß es jetzt durchaus keine giftigen Schlangen auf Malta giebt. Das hat mich allerdings verwundert; es gibt daselbst wohl, und zwar sehr reichlich, eine kleine Art von Schlangen, über eine Elle lang; aber sie ist nicht giftig. Der fromme Glaube der Malteser weiß sich leicht zu helfen; darnach hat die gesammte Race durch die von Paulus ins Feuer geschleuderte das Gift verloren. Nichts wäre freilich für eine gewisse Auslegungsweise einfacher als unter solchen Umständen jenem Wunder das Wunderbare abzustreifen. Allein die Eingebornen, gute Kenner der einheimischen Thiere, sind es ja selbst gewesen, die bei Lucas die Furcht aussprechen und auf den wunderbaren Hergang ihren Glauben gründen. Ich meine, die Schlichtung der Sache hat nicht mehr als den Schein von Schwierigkeit. Uebrigens fand ich aber weder in der Paulsgrotte noch sonst irgendwo etwas von jenen Schlangenaugen und Schlangenzungen, deren Heilskraft von frommen Reisenden so sehr gepriesen worden; die mögen doch wohl aufgehört haben.

Zur Paulsgrotte unternahm ich eine Sonntagsfahrt in lieber Begleitung. Wir fuhren von Lavalette nach der Citta vecchia, die größtentheils aus stattlichen Landhäusern besteht. Dabei lernt' ich eine besondere Art von Leuten kennen die Carriere machen, nämlich die Malteser Kutscher, die, da ihre zweirädrigen Wagen keinen Sitz für sie haben, trotz Hitze, Sturm und Wetter nebenher galoppiren. Jener Grotte wag' ich ihren Paulinischen Ruhm sehr streitig zu machen. Sie soll Paulus während seines dreimonatlichen Aufenthalts beherbergt haben. Aber wie konnte dem schiffbrüchigen Paulus, der sogleich als Wunderrthäter erkannt und verehrt wurde, der auch dem Gouverneur den kranken Vater rettete, eine solche Grotte zur Wohnung geboten werden. Man sagt ihr nach daß sie nie kleiner werde trotz aller daraus gebrochenen Steinchen. Das hab' ich ungeprüft gelassen.

Bei weitem interessanter ist mir die Paulsbai. Daran läßt sich, wie ich glaube, in der That die Stelle des Schiffbruchs erkennen, die Lucas genau bezeichnet als „einen Ort der von beiden Seiten Meer hatte.“ Der Nordostwind, den auch Lucas vorher nannte, trieb das Schiff an diese Felsenzunge, deren äußerste Spitze zwei Riffe bilden, die nach der Heftigkeit der Wogen bald mehr bald weniger getrennt erscheinen, aber allerdings durch die unterm Wasser fortlaufende Felsenwurzel zur Zunge selbst gehören. Nahe dabei steht der Paulsthurm, und etwa zwei Stünd-

chen davon liegt das Casale Mazzara. Dies Dorf soll seinen Namen von der durch Paulus begründeten Gemeinde der „Nazaräer“ erhalten haben.

So bin ich schnell auf dem rechten Terrain meiner Reise. Vorm Jahre stand ich in Puzzuolo da wo einst Paulus festen Fuß auf italischem Boden gefaßt. Jetzt seh' ich ihn mitten im Kampfe der Wogen; er steht wie ein unerschütterlicher Fels im Meer. „Diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel meines Gottes,“ das rief er den verzagten Schiffern zu; das Engelwort selber klang wie ein ewiges Fest durch seine Seele. Drum blitzte ihm der rettende Leuchthurm für jede Nacht; drum stand ihm in jedem Sturm der Hafen offen. Im Angesichte dieses Meeres, da denkt sich schön an Paulus. Zwei Jahrtausende sind geschwunden; es schwand mancher Glanz, manche Größe; aber dem Meere gleich braust noch heute Sein Wort durch die Welt ohne Rast ohne Ruh: es trägt das Herz ins Eiland aller Eilande.

---

Alexandrien, am 6. April 1844.

Am 28. März früh bei guter Stunde verließ ich auf dem Scamander das merkwürdige Inselland, das mir durch ein herzliches, liebeiches Entgegenkommen recht theuer geworden. Die dunklen Mächte der Gewässer hatten keinen Sinn für meine Bedürfnisse. Kurz nach unserer Abfahrt begrub ich mich in mein Zimmer; der Scamander liebte den Tanz. Mein junger seevertrauter Schiffsarzt war freilich ungehalten über seinen Klienten. Er verordnete mir ein tüchtiges Stück Schinken und ein Glas Bordeaux. Da mir aber dieser Versuch von Bravour ohne allen Zweifel mißlungen wäre, so zog ich es vor mich an der Tafel als eine *nature faible* repräsentiren zu lassen. Am 31. März kurz vor Mitternacht warfen wir Anker. Das Schiff stand, die See war ruhig. Da sprang ich wie vom Geiste getrieben vom Lager auf und stieg aufs Verdeck. Ich war in Griechenland. Wie wunderlieblich war der Anblick. Syra lag vor uns; der Vollmond schaute hernieder; an den steilaufsteigenden hochröthlichen Felsen der Insel lehnten sich, wie zu einer Pyramide zusammengedrängt, die weißen Häuser an. Viele Schiffe rasteten im



Hafen, am Gipfel der Masten ein einsames Lichtlein, das durch die gekräuselte dunkelblaue Fluth einen langen Schimmer zog. Sei gegrüßt, du schönes Griechenland, rief ich hinüber; „du selger Boden, schön mit jedem Lob geschmückt!“ Wie eine Jungfrau im Festkleide, schweigend und doch be-redt, sah ich es vor mir. Eine Schaar Träume lagerte darüber; was mochten sie dem jungen Griechenland ins Ohr flüstern.

Das waren die letzten Augenblicke des Psalmsonntags. Seit vier Tagen hinter die Couliissen verschwunden, jetzt plötzlich um Mitternacht träumerisch auf und abschreitend auf der Bühne, nahm ich mich aus wie ein Nacht-wandler.

Am Morgen darauf eilte ich auf die Insel. Da war Alles neu für mich. Ich sah zum ersten Male dies bunte Gemisch griechischer Trachten, diese schmuck und stolz ein-herschreitenden Palikaren mit den Waffen in ihren wei-chen Kleidern. Darunter wandelt der fränkische Rock wie ein Fremdling. Auch ohne die rothen und blauen Bänder nebst Kreuzen auf der Brust schien jeder Einzelne sagen zu wollen: Auch ich bin ein Held. Freilich keiner von Marathon oder Salamis. Die Septembertage glänzten ihnen noch in den Augen. Als Deutscher konnt' ich mich nicht daran erfreuen; wer könnte sich am Undank erfreuen.

Unter meinen Reisegefährten lernte ich jetzt einen jungen Artillerielieutenant aus der Schweiz kennen, der als

Gouverneur in ein vornehmes Haus nach Odeffa ging. Ich war entsetzt als er mir sagte daß er auf dem dritten Plage stationirt war. Welche Resignation gehört zu einem solchen Posten. Auch macht' ich hier die Bekanntschaft eines jungen französischen Arztes, der sich seit mehreren Jahren in Cairo niedergelassen, aber seiner Gesundheit halber eine Erholungsreise nach Paris unternommen hatte, woher er jetzt eben zurückkehrte.

Am Nachmittage bestieg ich den Dante; er sollte mich nach Egypten bringen. Von da an befand ich mich ziemlich vereinsamt in der Cajüte; nur ein junger russischer Fürst war mit mir. Dafür bot das Verdeck eine reiche sonderbare Gesellschaft. Da hatte nämlich ein türkischer Slavenhändler seine Leute und fünf Slaven um die Dampfrohre herumgeschichtet. Unter den Slaven erregten besonders Interesse ein hübscher weißer Knabe und ein dunkelschwarzes Mädchen. Ich verwunderte mich sehr daß ein französisches Postschiff mit einer solchen Fracht sich befassen konnte. Uebrigens hatten wir kaum diese Passagiere, die direkt aus einem türkischen Schiffe zu uns angefahren kamen, an Bord genommen, so zog unser Schiff die bleichfarbige Pestflagge auf, wodurch unser weiterer Verkehr mit Syra an strenge Regeln gewiesen war.

Des Abends hatten wir einen schauerlich schönen Himmel; ein Gewitter war im Anzuge. Man traf auf dem Verdecke alle Vorkehrungen um es zu empfangen. Die

Sclaven und andere Passagiere des vierten Platzes blieben ganz in ihrer Position; nichts als eine wenig dicke Decke lag zu ihrem Schutze bereit. Bald erfüllte sich unsere Erwartung; das Gewitter entlud sich. Eine solche Scene läßt sich nicht wiedergeben. Das Schiff schaukelte wild auf den empörten Wogen; ich klammerte mich fest an mein Bett an; was nur irgend in der Kajüte umfallen konnte, das fiel um; ein Mal übers andere klirrten Gläser, Tassen, Teller. Der Blitz leuchtete durch die nächtlichen Räume; der Donner krachte durch das knisternde Gebälk; der Regen stürzte in schwerer Last aufs Schiff nieder und drang selbst in die Kajüte ein. Fast glaubte ich gar an eine Gefahr für unser Dampfschiff. Noch diesen Morgen hatte keins der beiden vor Syra liegenden französischen Postschiffe rechte Lust zur weiteren Fahrt gezeigt; unser Dante, wie mir die Offiziere selbst gestanden, hatte bereits viel gelitten. Aber in einer solchen Lage lernt man Resignation. Meine Seele klammerte sich fest an meinen guten Engel an. Hätte er mich, so sagt' ich mir, meinem ersehntesten Zielpunkte so nahe geführt um mich hier sammt allen meinen Hoffnungen in ein einsames Meergrab zu versenken?

Alles lief gut ab. Am Morgen erkundigte ich mich bei meinem Begleiter, der eben vom Verdeck herab kam, sogleich nach den armen Sclaven. Ich hatte sie recht beklagt, als die schrecklichen Regengüsse fielen. Freilich hatten

sie dies kalte nächtliche Bad aushalten müssen; aber sie waren schon wieder fröhlich; nur die Negerin wurde stark vom Fieberfroßt geschüttelt.

Am 3. April des Abends spät kamen wir vor Alexandrien an. Da hatten wir noch eine böse Nacht zu überstehen. Der Hafen von Alexandrien ist nämlich zu gefährlich um im Dunkel der Nacht einlaufen zu können; darum kreuzte unser Schiff viele Stunden lang vor dem Eingange und machte, so oft es sich umwendete, die allernangenehmste Bewegung. Wie froh war ich als wir am Morgen die Anker warfen. Der Hafen war überaus belebt; auf den Schiffen fielen mir die vielen schwarzen Arbeiter auf. Schlanke Minarets stiegen über die Häuser empor; zur Linken blinkten die Residenzgebäude des Vizekönigs, nahe davon wo einst der wunderbare Leuchthurm gestanden; zur Rechten waren am Quai hin geräuschvolle Marinebauten; Palmen schauten da und dort hervor; fern im Hintergrunde erhob sich einsam die Pompejussäule. Aber welches Gewühl und welcher Lärm umringte uns als wir den Fuß auf den Quai gesetzt hatten. Kamele und Esel lagen oder standen um uns in Menge; feiste Türken in bunte Seide gekleidet strohten neben den braunen Beduinen, bedeckt mit ihrem einfachen schmutzigen Hemde; der zierliche Turban, der rothe Tarbusch, der französische Hut untermengten sich. Wir waren bereits auf dem Schiffe vom Gastwirth des hôtel d'Orient in Beschlag

genommen worden; er beseitigte schnell die Schwierigkeiten der Douane, und sofort galoppirten wir auf muthigen Eseln durch die Türkenstadt hinein auf den sogenannten europäischen Platz. Dieser große schöne Platz, von lauter stattlichen neuen Häusern umgrenzt, eine Schöpfung Ibrahim Pascha's, macht besonders dann einen festlichen Eindruck wenn, wie es den Tag nach meiner Ankunft geschah, von den Consularwohnungen die Nationalflaggen, die auf den platten Dächern über einem Treppenthürmchen errichtet sind, in ihren bunten Farben weithin durch die Lüfte flattern.

Ich besuchte sogleich einige Consuln, den Sardini-schen, den Französischen, den Dänischen. Sodann freute ich mich den Protomedikus Alexandriens Grassi wieder zu sehen. Wir hatten uns im letzten October in Oberitalien begegnet. Sein Gegenbesuch wurde freilich nicht eben gut im Gasthause aufgenommen. Seit wenigen Tagen nämlich waren gegen dreißig Pestkranke gestorben, und die Pest ist Grassi's Lieblingsbeschäftigung. Er geht sogar ernstlich mit der Realisirung jenes zuerst von Bulard gefaßten Planes um, diese Geißel des Orients völlig auszurotten. Er hatte mich bereits in Italien zum Proselyten für seine Ansicht gemacht, daß nur die unmittelbare Berührung mit dem Kranken die Ansteckung herbeiführe; drum nahm ich auch ohne Anstand seine Einladung an mit ihm den Inspektionsbesuch bei einem so eben neu angemeldeten Pest-

kranken zu machen. Ich bedauere daß ich durch die Besorgnisse des Gastwirths unsere Uebereinkunft hintertreiben ließ.

In die muhamedanische Bevölkerung war ein besonderes Leben eingezogen, dadurch daß nach langer Pause einige Löhnung von der Regierung ausgezahlt worden war. Daher kam ein Beschneidungsfestzug nach dem andern über unsern Platz. Ein mit seidenen Tüchern und Teppichen geschmücktes Kamel trug den Helden des Festes, fast immer Knaben von bereits sechs Jahren; Frauen wimmerten ihre musikalischen Eingebungen dazu; eine große Trommel wurde tüchtig geschlagen; ein Tamburin und ein paar schreiende Pfeifen fehlten nicht. Ein oder zwei gelenke Leibeskünstler spielten Hauptrollen dabei. Um den Festzug im engern Sinne wandelte noch eine Masse Volks voll Jubel. Den Verhüllungen der Frauen kommt' ich am wenigsten Geschmack abgewinnen; doch nehmen sich die isolirt durch die weißleimwandene Gesichtsmaske durchblickenden dunklen Augen schelmisch genug aus. Ihre heutige Festmusik hatte seltsamer Weise keinen Unterschied von den Klagelauten die sie des Tags darauf bei einem Leichenzuge von sich gaben.

Des Abends noch macht' ich einen Spaziergang in einen herrlichen Palmengarten. Was ist das für eine Pracht. Mit welchem Stolze, mit welcher Hoheit steht die Palme da; aber doch wiegt sie anmuthig im Säufeln

des Abendwindes ihre Zweige, gleich als wollte sie vertraulich kosen.

Am Freitage besucht' ich die sogenannten Nadeln der Cleopatra. Dieser aufrecht stehende hellrothe Granitobelisk, belegt mit den Namen Thothmoses III. und Rameses, jener beiden Schöpfer der wundervollsten Bauten Egyptens, und sein am Boden liegender Genosse bilden ein wahres Trauerpaar. Welche Zeiten voll Lust und Glück mögen sie gesehen haben. Einst mögen sie, zwei treue Brüder, geprangt haben vor dem Palaste der reizenden Königin. Noch tragischer erschien mir die dunkelrothe Granitsäule, genannt die Säule des Pompejus oder vielleicht richtiger die des Diokletian\*. Sie steht auf einer isolirten Anhöhe, hinter sich bleiche Sandhügel und den See Mareotis, vor sich unermesslichen Schutt und einen türkischen Gottesacker. Aber mit Lust schweift das Auge weiter und ruht auf dem neuen Alexandrien: da feiert der Tod die Auferstehung, und ruht auf dem weithin glän-

---

\* Man hat sich oft gefragt wie diese Säule zum Namen der Pompejusäule gekommen. Von Prokops sagt, sie sei wie das Grab des Themistokles am Gestade des Piräus zum berühmten Namen gekommen. Schöner klingt's freilich, läßt man bei dieser Säule den Pompejus seine stolze Seele anschauchen. Uebrigens scheint mir die von Willoison und Wilkinson gelesene Inschrift, welche die Errichtung zu Ehren Diokletians durch den Eparchen Egyptens Publius nachweist, noch nicht eine andere frühere Beziehung auf Pompejus nothwendig auszuschließen, wenn es nicht an jedem alten Zeugnisse dafür fehlte.

zenden Spiegel des Meeres, wo das Leben unersättlich schäumt und seit den geschwundenen Jahrtausenden noch keine Sekunde geschlummert hat. Diese Säule und jene Obelisken: das ist Alles was von der berühmten Pracht der Alexanderstadt geblieben ist. Die riesigen Katafomben, eine wahre Todtenstadt, mit dem daran stoßenden Bade der Cleopatra, das seinen Namen ohne allen Grund führt, rufen weniger die vergangene Pracht als die vergangene Größe zurück. Der Eindruck derselben, der Einem den Blick ins heitere Farbenspiel des Lebens überkleidet mit Trauervorhängen, war für mein Auge nicht neu und drum weniger unheimlich; doch war ich froh ihn in die Seele wieder einzufargen. Wie freut' ich mich des Sonnenstrahls, obschon er eben dem Mittag entgegenbrannte, als ich wieder heraustrat aus diesem nächtlichen Schauplatz der Verwüstung. Aber der Besuch paßte für den Charfreitag. Nur mögen die Todten, deren Gebeine hier ruhn — wohl hatte mancher Märtyrer darunter seinen eigenen blutigen Charfreitag — nun längst sich ergehen im Strahle der ewigen Ostersonne.

Die Marmorsäulenstraße, vom Thore der Sonne bis zu dem des Mondes — wer kann sich diese Herrlichkeit ganz denken? — ist nur noch an Substruktionsresten und am Laufe ihrer Cisternen erkenntlich. Vom Serapistempel, der einst ein Wunder der Baukunst auf dem Erdkreis prangte, läßt sich kaum noch sehen wo er gestanden. Aber



Schutthausen gibts über Schutthausen. Daraus mag noch mancher Rest der großen, schönen Vergangenheit, noch mancher Kunstschatz hervorgehen können, wenn auch keine Manuscripte der Ptolemäerbibliothek. Dafür wandeln in unvergänglicher Lebensfrische über dies wüste Leichenfeld die Namen eines Eratosthenes, eines Clemens, eines Origenes.

Das ist der Triumph des Geistes über die Materie. Städte verschwinden mit ihrer Macht die jeden Troß gebrochen, mit ihrem Glanze der das Auge geblendet, mit ihrer Größe die gegrenzt ans Wunder; Städte, gebaut in Jahrhunderten von den Händen der Tausende. Du stehst auf ihren formlosen Trümmern und fragst: Wo sind sie gewesen? Ein Denker nannte kaum eine dürstige Hütte sein; aber er trug den Gott in seiner Brust: der Gedanke den er gedacht und gefaßt ins treue Wort, der steht durch alle Zeiten unerschütterlich wie ein Gebirg, der strahlt wie ein ewiger Stern durchs Reich der Geister.

---

Cairo, am 12. April 1844.

Gegen früheren Wunsch sah ich mich veranlaßt Alexandrien sehr bald zu verlassen. Es war am Morgen des Ostertages als ich mich einer Barke anvertraute, um zur alten Hauptstadt der Chalifen den Nil hinaufzusteuern. Am Abende vorher hatte sich zum ersten Male in diesem Jahre der schreckliche Chamsin erhoben; was ich für Abendroth hatte halten wollen, war nichts anderes gewesen als der aus der Wüste aufgewühlte und um die ganze Atmosphäre gelagerte hochröthliche Sandstaub; noch nach 6 Uhr des Abends war die Hitze drückend geblieben; des Nachts hatte mir der heulende Sturm den Schlaf verkümmert: aber diesen Morgen wars als ob auch die Sonne Egyptens das heilige Ostern feiern wollte. Es war so heiter daß es Alle überraschte, und ein Wind blies der die Nilfahrt möglich machte. Das war ein ganz neues Unternehmen für mich. Dadurch daß ich mit jenem aus Paris nach Cairo heimkehrenden Arzte reiste, wurde es mir leicht. Wir waren auf mehrere Tage verproviantirt, auch das Küchengeräth und der Koch fehlten uns nicht. In unserer Barke hatten wir außerdem noch sieben Araber als Matrosen.

Als wir die Barke bestiegen, trafen wir sie beim Mahle. Im Kreise gelagert, strichen sie mit den Fingern, die ein sehr blankes Aussehen hatten, ihren Bilav aus einer großen Familienschüssel. Dies blieb auch im Verlaufe unserer Fahrt die Haupterquickung für ihren Gaumen. Nur holten sie sich mehrmals von den Feldern der Nilufer ein grünes Kraut, das sie mit großer Genugthuung verzehrten, während ich es nur für den Magen der Bierfüßler hätte bestimmt geglaubt. Zum Abschiede von uns ließen sie sichs angelegen sein mit einem tüchtigen Stücke Hammelfleisch beschenkt zu werden; auch verschmähten sie keineswegs ein Glas von unserem Weine.

Meine erste direkte Unterhaltung mit unseren Arabern bestand in der bedeutungsvollen Frage: Waue deiib? (Haben wir guten Wind?) Das Wort deiib (gut) leistete mir lange vorzügliche Dienste, und ich glaube, es mußte einen günstigen Eindruck machen, daß der Fremdling nichts besser zu sagen wußte als das Wort gut. Außerdem sind es zwei andere Wörter mit denen der Ankömmling in Egypten besonders schnell Bekanntschaft macht; es sind die ersten und die letzten die um seine Ohren klingen; sie enthalten im Compendium eine Charakteristik des Orients. Das eine heißt bufra (morgen), das andere badschisch (Trinkgeld). Alles was der Orientale auf morgen verschieben kann, das thut er sicherlich nicht heute; von der Zeit hat er einen anderen Begriff als wir. Das Wort

bactschisch scheinen die Kinder unmittelbar nach „Bater“ und „Mutter“ zu lernen. Es ist werth ihr Abc zu heißen.

An die Gefahren unserer Nilreise dachte ich nicht eher als bis wir, nahe bei der Ausmündung des Canals in den Nil, einer Barke begegneten die so eben vom Winde umgeworfen worden war. Diese Barke war nur um ein wenig kleiner als die unsrige. Sechs Männer, jedenfalls gute Schwimmer, trugen aus Land den siebenten Passagier, eine Frau die ertrunken war. Diese traurige Anschauung hatte wenigstens die Folge für uns daß wir unseren Matrosen ohne Sträuben erlaubten in eine Bucht zu ziehen, sobald ihnen an gefährlichen Stellen der Strom zu heftig dünkte.

Die Ufer des Nils sind nicht mit den Ufern der Seine oder mit denen des Rheins zu vergleichen. Aber sie haben ihre eigenthümliche Schönheit; mein Auge schwelgte in manchem neuen Genusse. Den Canal entlang erquicken die weiten flachen Ebenen mit ihrem Grün und ihren vielen Ortschaften. Bei hereinbrechendem Abend erreichten wir Gattfeh. Afaziengruppen bildeten wie die Vorposten dazu; es machte mit seinen Palmen, Pappeln und Sykomoren, mit seinen blanken Fabriken und hohen Minarets, einen gar freundlichen Eindruck. Dazu dufteten uns Drangengärten aus naher Ferne an. Wir stiegen aus um die Oeffnung der Passage von den Canalwächtern zu erlangen. Es gelang leicht durch die vertrauliche Zusprache

und einen inhaltsvollen Händedruck meines Reisegefährten. Wir durchwanderten den engen Bazar, und kauften Drangen und Datteln ein.

Jetzt aber nahm uns auf in seine stolzen Wogen der heilige Strom. Versunken in die Erinnerung an jene fernnen dunklen Zeiten die uns allen mit den Tagen der eigenen Kindheit verwachsen sind, sah ich hinein in die majestätische Fluth. Aber schnell brach der Abend herein; ich merkte heute zum ersten Male daß in Egypten die Dämmerung fehlt. Der herrliche Anblick von Suah war uns schon stark undunkelt. Am nächsten Morgen sahen wir daß wir eben gar nicht viel weiter noch gekommen waren. Der Wind, so versicherte uns unser Reis, hatte gänzlich gefehlt. Die Farbe des Nilwassers war so lichtschlammgelb wie der flavus Tiber zu Rom. Ich war begierig es zu kosten. Wer wüßte nicht wie berühmt seine Vortrefflichkeit ist. Mein Arzt sagte mir daß es am gesündesten sei ohne alle Abklärung, wie man sie durch irdene oder steinerne Flaschen, auch durch Versetzung mit bitteren Mandeln vornimmt. Und in der That hatte es trotz seines verdächtigen Aussehens durchaus keinen unangenehmen Beigeschmack.

Jetzt hatten wir fast fortwährend noch reizendere Ufer; das Grün der Wiesen und Kleefelder war viel dunkler und üppiger als am Canal; hie und da prangte ein Palmenwäldchen oder auch eine Gruppe dunkler Sykomoren,

etwa um das weiße Grabdenkmal eines arabischen Heiligen zu beschatten. Außer den erdfarbigen Dörfern, die ohne ihr weißes oder rothweißes Minaret sich öfters kaum bemerklich machen würden, erhoben sich auch einzelne stattliche Häuser. So besonders zu Terraneh, dessen herrschaftliches Haus, vom Italiäner Cibara gebaut, wie ein vornehmer Europäer von der baumreichen Höhe herabschaute in den breiten Strom. Hoch stand der Nil eben nicht. Daher kam's wohl auch daß wir noch mehrere fest gefahrene Barken, darunter zwei mit Wolle beladene, unterwegs trafen; während wir von anderen völlig verunglückten noch manche Reste auftauchen sahen. Wir selber geriethen mehrmals auf Untiefen; aber unsere Matrosen sprangen ohne Säumen mitten ins Wasser hinein um uns wieder flott zu machen.

Eine besondere Lebendigkeit gewinnt die Nilschiffahrt durch die Sitte der Araber; alle ihre Arbeiten mit Gesang zu begleiten. Freilich vergift man dabei das was wir Gesang nennen, aber dennoch hört' ich gern, diese einförmigen Tonweisen. Ihr Text war wohl immer religiös. Allah oder Da Allah, das große Wort des Orients, klang überall durch. Ueberhaupt fand ich bei diesen Leuten eine gewisse religiöse Haltung. Jedenfalls wirkt dazu das häufige Gebet. Es machte mir oft einen erhebenden Eindruck, sah ich, namentlich in dem Augenblicke wo die sinkende Sonne mit ihrem röthlichen

Goldschimmer den Himmel anhauchte, unsere eigenen Araber und alle andern die etwa am Ufer wandelten, plötzlich, wie auf Eingebung eines Engels, ihre Arme kreuzen und wieder gen Oben heben, und niederknien und zur Erde fallen. Die Araber mögen auch darin die Sitte der Juden angenommen haben daß sie besonders gern am Ufer der Gewässer beten. Sie glauben daß dadurch ihre Seele reiner werde und geheiliger.

Am vierten Morgen stiegen wir aufs linke Ufer zu unserer Rechten aus, da wo der Nil eine große Krümmung macht. Nachdem wir eine Strecke lang durch reizende duftende Fluren, belebt von zahllosen Vögeln, gewandert waren, gelangten wir an eine Sandstrecke, die ziemlich hoch über dem Flusse lag. Angstlich sah sich hinunter zu ihm; denn dreißig bis vierzig Fuß tief lag der feine Sand wie hingehaucht; es schien als könnte da ein hinabgleitender Schritt unmöglich einen rettenden Halt- punkt finden. Mein Begleiter sagte daß ich mir von dieser Sandstrecke einen Begriff von der Wüste machen könnte; sie gehörte in der That zur libyschen Wüste, die in ihrer Habsucht hier bis an den Heil und Leben spendenden Nil einen Arm ausgestreckt hatte. Aber wunderbar schauten mitten aus hohen Sandschichten dicke und fette Sträucher heraus.

Uebrigens hielten wir auf der ganzen Nilfahrt nicht selten an; jeden Morgen, wo ich immer froh war mein

hartes Lager und die den Nilbarfen inwohnenden nächtlichen Beiniger zu verlassen, befanden wir uns bei einem Dorfe. Da hatte jedes Mal für unsere Araber des Abends der Wind fehlen müssen. Wir kauften jeden Morgen wenn sonst nichts wenigstens frische Milch und Eier. Für unsere Araber gab's in allen Dörfern freundliche Bekannte; immer mußten wir zum Abschied drängen. Arm und schmutzig sahen wohl diese Fellahs aus die wir an den Ufern sahen, die Männer wie die Frauen; aber ich glaube, ihr eigenes Auge sieht nicht wie das unsrige. Sie entbehren nicht was wir vermissen. Unter den Männern sah ich manche Gesichter voll eines angenehmen Ausdrucks von Kraft. Die Sonne hatte sie immer dunkelbraun gebrannt, was vortrefflich zu ihren Zügen harmonirte. Die Frauen sahen nur in der Ferne hübsch, wenn sie mit ihren Wasserkrügen auf dem Kopfe in grazziöser Haltung dahin wandelten.

Um Mittag des vierten Tages erblickten wir die Spitzen der Pyramiden. Ich hielt sie anfangs für die Mast- und Segelspitzen von Fahrzeugen in der Nähe vor uns; aber es waren die Pyramiden. Der Gedanke ergreift wunderbar: Sieh da die Pyramiden! Wer hat sie nicht gesehen mit dem geistigen Auge, diese unvergänglichen Pyramiden, diese geheimnißvollen Denkmale einer längst verflungenen großen Zeit; wie glücklich fühlt' ich mich daß ich sie sah mit dem leiblichen Auge! Nur behielt bis jetzt freilich noch die Phantasie volle Freiheit, an die uns sichtbaren



Gipfelspitzen einen ganzen imposanten Körper anzusehen.

Als der Abend hereinbrach und wir noch nichts von Schubra sahen, hatten wir die Hoffnung schon aufgegeben noch vor Nachts nach Cairo zu gelangen. Da erhob sich plötzlich ein sehr günstiger Wind, obschon so heftig daß immer nur ein paar Zoll fehlten um unsere Barke auf der einen Seite ins Wasser zu tauchen; bald flogen wir bei dem in reichem Lichtglanz prangenden Schubra vorüber; zwischen acht und neun, nachdem uns unsere Araber etwa vierzig Schritt weit durch seichtes Wasser auf ihren Schultern getragen hatten, stiegen wir wohlbehalten in Bulak ans Land. Nun kamen wir freilich zur unrechten Zeit nach Cairo, weil wir das Thor schon verschlossen fanden und die Parole nicht kannten; allein mein Begleiter wußte den Knoten zu lösen. Er rief der Wache durchs Thor zu, er komme in seiner Eigenschaft als Hafim Baschi (ein erster Arzt) geraden Weges von Mehemed Ali aus Schubra, wohin er plötzlich gerufen worden sei. Sobald die trotz allem Mangel an Legitimation (jeder Arzt trägt ein Staatsabzeichen) gläubige Wache das Thor geöffnet hatte, passirten wir ohne Weiteres ein.

Im Gasthause, grand hôtel de l'Orient, traf ich meinen früheren Reisegefährten von Syra nach Alexandrien. Er erzählte mir sogleich daß es hier zu Lande eine ganz eigenthümliche Baumfrucht gebe. Gehen Sie nach Schubra,

sagte er mir, da können Sie sie hängen sehen. Das war nämlich der Scheik eines benachbarten Dorfes von Cairo, der, weil er einen in sein Dorf geflüchteten Bewohner eines andern Dorfes — natürlich wegen des Druckes der solidarischen Haftung\* — nicht sofort ausgeliefert oder in sein Dorf zurückgeschickt hatte, mochte er nun dessen Anwesenheit kennen oder nicht kennen, ohne allen Prozeß strangulirt und auf drei Tage an einem Baume der herrlichen Schubra-Allee zur Schau aufgehangen worden war. Dieser Vorgang überraschte mich aufs Höchste. Denn wenige Tage zuvor hatte mir der französische Generalconsul in Alexandrien erzählt, wie er, sobald Mehemed Ali jene Verordnung erlassen hatte, zu ihm gegangen sei und ihm vorgestellt habe, daß dergleichen grausame

---

\* Mit dieser solidarischen Haftung verhält sich so. Jedes Dorf hat seine bestimmten Abgaben. Kann nun der Eine den ihn betreffenden Antheil nicht abtragen, so nimmt man ihn unbedenklich vom nächsten Nachbar, oder hat auch dieser nichts, vom darauf folgenden, und so fort. Dabei kommts sogar vor daß Verstorbene noch besteuert bleiben. Die Zurückgebliebenen oder auch nur die Heimathsverwandten müssen für ihn bezahlen. Der Fiskus kann nichts verlieren: das ist Staatsmaxime. Diese Maxime wurde kürzlich auch auf eine fast noch sonderbarere Weise befolgt. Bei einem Transporte Hornvieh nach Unteregyp ten waren kurz vor der Ankunft und bei der Ankunft selber die meisten gestorben. Die Aerzte erklärten das Fleisch für ungenießbar. Wie sollte nun der Fiskus entschädigt werden? Die Aerzte mußten für ihre abgegebene Erklärung büßen. Es klingt allerdings unglaublich; erzählt ward es mir aber von mehreren glaubwürdigen Männern zu Alexandrien.

Maßregeln seinem Rufe in Europa ungemein nachtheilig sein müßten. Darauf habe ihm Mehemed Ali versprochen, die Verordnung als bloßen Schreckschuß zu betrachten und nie in wirkliche Ausführung zu bringen. Lavalette hatte sich gratulirt zu diesem siegreichen Acte seiner diplomatischen Autorität; dies war also das Nachspiel dazu: dieser, wie mir von mehreren Seiten versichert wurde, sonst brave Scheik, wie er mitten auf der lebhaftesten und herrlichsten Cairiner Straße am Baume hing.

Tags darauf ritt ich mit dem österreichischen Generalconsul nach Schubra. Wir hatten in Begleitung des Dragomans Sr. Hoheit kaum einige Schritte im Garten gethan, so trafen wir auf Mehemed Ali, der mit einigem Gefolge lustwandelte. Als er unser ansichtig geworden, blieb er stehen; ich wurde ihm sogleich vorgestellt. Er fixirte mich nach seiner Sitte mit scharfem Auge und sagte, er werde uns sogleich rufen lassen. Mehemed Ali hat sehr edle, scharf markirte Züge, zu denen sein langer weißer Bart vortrefflich steht. Zwischen den Augen hat er eine mehr als ernste Falte, die mich wünschen ließ ihn nicht zum Feinde zu haben. Nach der Frische seines Aussehens hält man ihn noch für jünger als er ist. Unter seinen Kleidern fiel mir sein feines Pelzgewand ins Auge. Er hatte an sich weder Schmucksachen noch auch ein Zeichen seines Ranges. Auf dem Kopfe trug er keinen Turban sondern ein rothes Fes.

Etwa fünf Minuten mochten wir uns in diesem Gartenparadiese, das nicht leicht Seinesgleichen hat, ergangen haben, so ließ uns Mehemed Ali zu sich rufen. Wir nahmen neben ihm auf seinem Divan Platz. Er hieß mich aufs Freundlichste durch seinen Dragoman willkommen, während er dem Generalconsul sagen ließ, ihn heiße er nicht willkommen, denn er sei vom Hause. Als ich ihm mein Verwundern aussprach, daß er seine Residenz in Schubra eben zu einer Zeit verlassen wollte wo dieselbe den reizendsten Aufenthalt von der Welt gewährte, entgegnete er, wir in Europa seien ganz anders daran als er. Bei uns geschehe was die Regierung anbefehle; er hingegen möge immerhin befehlen, ohne sein persönliches Einschreiten geschehe nichts. Er wollte nämlich zu seinen Ackerbauern bei Alexandrien gehen und ihre Arbeiten überwachen. Wir sprachen dann nach einer Tasse Kaffee von vielerlei. In Betreff der Goldwäscherei in Oberegyp ten hat Mehemed Ali Vorsicht und Mißtrauen gelernt. Die Reichthümer, die durch eine Verbesserung des üblichen rohen Verfahrens gewonnen werden könnten, sollen überaus groß sein; allein alle bis jetzt von Europäern für den Vicekönig darin gemachten Versuche hatten keine andere Folge als seiner Generosität hohe Summen zu kosten. Er erzählte uns weitläufig, daß er sich jetzt viel mit der Vergrößerung seiner Pferderacen beschäftige und daß er zu diesem Behufe große Mecklenburger Pferde bestellt habe.

Bei diesem Kapitel machte er eine witzige Bemerkung. Es fragte sich nämlich, ob die Größe des Beschälers oder die der Stute vorzugsweise in Betracht kommt bei der Vergrößerung der Race. Mein Begleiter meinte: die Stute; Mehemed Ali war der entgegengesetzten Ansicht. Da nehmen Sie doch, sagte er, meinen Stieffohn Ibrahim und seine Mutter. Der ist doch groß genug und seine Mutter ist klein. Diese Bemerkung war um so überraschender weil bekannter Maßen die Orientalen sehr selten, und vollends gar gegen Europäer, das schöne Geschlecht ins Gespräch ziehen.

Im Allgemeinen sprach Mehemed Ali sehr gern und gut. Als wir den Greis verließen, mochten wir wohl gegen zwei Stunden bei ihm zugebracht haben.

---

## Mehemed Ali.

Kein Name des Orients ist seit dem Beginne dieses Jahrhunderts öfter genannt worden in den europäischen Zirkeln als der Name Mehemed Ali's. Unsere Sympathie für den Orient, die uns aus der Kindheit im tiefsten Herzen ruht, mußte sich aufs Lebhafteste mit einem Manne beschäftigen der das Licht eines neuen Tages über das alte Pharaonenland heraufbeschworen hat. Wie viele Stimmen, in englischer, in französischer, in deutscher Zunge, sind erklungen über dieses Phänomen. Hören wir sie aber in ihrer grellen Disharmonie, wie die Einen bis zum Himmel erheben den großen Reformator, wie die Andern verdammend niedertreten das tyrannische Ungeheuer: so hat uns jenes Land der unergründlichen Geheimnisse mit diesem Manne das neueste Geheimniß dargeboten. Der Zwiespalt der Urtheile dauert bis diese Stunde fort. In demselben Augenblicke wo der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen die Person Mehemed Ali's durch den Glanz seiner Darstellung in das schmuckfeste Festgewand kleidet, lauten die Correspondenzen vom Nil wie unversöhnliche Anklageacten gegen den fluchbeladenen Barbaren.

Ich bin fern von der Anmaßung diesen Streit schlicht zu wollen. Einen ganz anderen Beruf dazu hatten Männer wie Eduard Rüppell, bei der langen Dauer seines Aufenthalts in den egyptischen Staaten, bei seinem genauen Studium der geschichtlichen Entwicklungen und des gegenwärtigen Bestands Egyptens, bei seiner Schärfe und zugleich Gerechtigkeit im Urtheile. Doch hatt' ich im Verlaufe von drei Monaten manche Gelegenheit zur Beobachtung, und mancher Aufschluß wurde mir von Männern gegeben die mit dem Lande seit Jahren vertraut sind. Seit meiner Rückkehr aus dem Oriente bin ich bereits zu oft in den Fall gekommen mich über Mehemed Ali zu äußern, um nicht wünschen zu müssen mein eigenes Urtheil hier über ihn niederzulegen.

Vor vierzig Jahren kommandirte Mehemed Ali vierhundert albanesische Soldaten: das war seine ganze Bedeutung. Unwillkürlich kommt mir dabei die Erinnerung an den jetzigen Fremdenaufwärter im St. Catharinenkloster des Sinai, einen würdigen Greis mit feinen griechischen Zügen und einem schönen weißen Barte, der in derselben Zeit tausend Mamelucken befehligte. Welche Carriere liegt nun zwischen jenem Albanesenobersten von 1803 und dem egyptischen Vizekönig von 1845. Die türkischen Statthalter von Egypten wie Kosruf und Kurschid Pascha waren wohl, trotz ihrer offiziellen Vertretung der Pforte, nur schwache Gegner für ihn im Vergleich zu den Mamelucken,

die wie unzerstörbare Festungsmauern den ehrgeizigen Plänen des jungen Albanesen gegenüber trogten. Aber in wenig Jahren hat er sie, wenn auch immer zumeist mit den Waffen blutiger Intrigue, zu vernichten gewußt. Zu welchen Kämpfen und Schlachten hat ihn die Pforte getrieben, um der Muhamedaner heiliges Land den Wechabiten abzurufen und um sich selber zum arabischen Fürsten aufzuwerfen: er hat's, trotz der Aufrührer im Schooße seines eigenen Reiches, glücklich hinaus geführt. Auf welche Ländermassen hat er in Oberegyp ten sein Auge zu werfen gewagt: er hat sie den wildempörten Schaaren der Eingeborenen siegreich abgekämpft. Er wollte Syrien haben: er nahm es. Und dies alles vor den Augen des Divans, der den rebellischen Vasallen vom Beginne seiner großen Laufbahn an mit Ernst überwacht hat, mit Hinterlist umstellt hat, mit dem Schwerte offen bekriegt hat. Allerdings hat ihn die Treulosigkeit seines europäischen Bundesgenossen und die Uebermacht europäischer Waffen um den Besitz Syriens verkürzen müssen; aber Constantinopel selber hat ihm keine Niederlage beigebracht.

Und was thut Mehemed Ali während dieser kriegerischen Bewegung nach Außen im Innern seines Landes? Er schafft sich eine über Alles kostspielige Marine — wenn auch nur für den gebieterisch drängenden Augenblick —, eine Marine wie sie der Orient noch nie gehabt hat; er disciplinirt seine Truppen nach europäischem Muster; er



setzt sich in friedliche Beziehungen zu den wilden Horden der Wüste; er cultivirt den Boden durch Anpflanzung von Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, sowie durch den Seidenbau in Syrien; er verschönert sein Land mit reizenden Anlagen, mit herrlichen Bauten; er hebt die Fruchtbarkeit der Erdstriche durch Wasserleitungen, deren imposanteste von unberechenbarer Wichtigkeit noch fort und fort seine Sorge fesselt; er übersäet die Ufer des Nils mit Fabrikgebäuden; er legt eine Menge Schulen an für die Künste des Krieges und des Friedens; er stiftet Krankenhäuser; er führt die Kuhpockenimpfung ein; er beruft die Landeshäuptlinge zu berathenden Versammlungen. Heißt das nicht das Außerordentliche leisten? Heißt das nicht an einer großartigen Wiedergeburt des Orients arbeiten?

Freilich hat er zu dem Kopfe voll solcher Plane, voll so seltener Talente nicht das Herz eines christlichen Humanisten, womit er — das glaub' ich sicher — nie zu seinen Resultaten gekommen wäre. Sein Auge weint nicht wenn es Blut sieht, gerechtes oder ungerechtes. Er hat eine eiserne Hand; jeder Schlag läßt einen Todten auf dem Plaze. Der Meuchelmord lastet leicht auf seiner Seele, und die Noth eines bedrückten Volkes kümmert ihn wenig, wenn nur Alles seinen großen letzten Zwecken dient. Die Unterdrückung des Sklavenhandels ist ihm gleichgültiger als Guizot und Aberdeen. Allen seinen Untertha-

nen schreit er unerbittlich ins Ohr was Napoleon seinen Fürsten und Königen zurief: Deine ersten Pflichten gehören mir an; jenes Fürstenwort: Der Staat bin ich, das hat er vollkommener noch ausgeprägt als jener Ludwig der es gesagt.

So haben wir wohl Recht Mehemed Ali die Krone der Menschlichkeit vorzuenthalten, wie sie fürs Haupt eines christlichen Herrschers unerläßlich ist, will er nicht zum fluchwürdigen Tyrannen gestempelt sein. So haben wir Recht schmerzlich ergriffen die Größe zu betrachten, die über so viel traurige Leichen ihren Triumphbogen errichtet. Aber nehmen wir auch den Orient so wie er ist. Dort sucht heute der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen nicht mit Ungrund das europäische Mittelalter. Stehen wir auf diesem Boden, so werden wir gerecht sein im Urtheil über seine Grausamkeiten. Hatten doch die Grausamkeiten unseres Mittelalters noch das vor denen des ägyptischen Machthabers voraus daß sie sich in den Mantel des religiösen Eifers hüllten, den sie nicht anders als blutroth trugen. Und stand nicht vierzig Jahre lang für Mehemed Ali selber das Gift in seinem eigenen Palaste bereit? Hing nicht für ihn selber der Strang fertig zu allen Stunden? Blikte nicht das Schwert der Empörung wiederholt mit kühner Hand gegen ihn geschwungen? Dafür freilich suchen wir umsonst die Parallele im heutigen Europa; ebenso für die trotz aller blutigen Strenge

Mehemed Ali's maß- und schamlosen Betrügereien der ägyptischen Beamtenwelt.

Will man die Klagen beurtheilen mit denen manche europäische Reisende die armen Fellahs bejammern: so gilt es die Kenntniß dieser eingebornen Bevölkerung Egyptens mit ihrer hartnäckigen Indolenz, die für kein mahnendes Wort ein Ohr hat, so gilt es auch ein Absehen von unserem Begriffe von Wohlhabenheit bei Leuten denen die Freiheit vom Bedürfnisse viel höher steht als aller Luxus. Und wiederholt man immerfort daß doch nichts als die Selbstsucht Mehemed Ali's thätig sei bei allem was er thue, daß er ja alles Land sein eigen nenne, daß er ja alle Fabriken besitze, daß er ja der Universalspeculant sowie der alleinige, der Alles monopolisirende Kaufmann sei: so darf man dabei nicht übersehen, wie Mehemed Ali alles was er gewinnt auf's große Ganze verwendet, und damit, möcht' ers auch selbst nicht wollen oder wenigstens nicht zunächst oder entschieden beabsichtigen, eine Zukunft vorbereiten muß die Egypten in den Genuß einer neuen schönen Aera versetzen wird.

Ein Unstern kann freilich über Egypten mit dem Tode seines Vizekönigs aufgehen. Ein Ibrahim Pascha möchte wohl mit hartem Tritte über die zarten Saaten schreiten die einer pflegenden Hand bedürfen. Doch ist es sehr fraglich, in wie weit Egyptens Geschick in seiner Faust wird ruhen. Es könnte ihm leicht die Rolle eines Abdel

Kader zugebracht sein. Und dann werden die Früchte von Mehemed Ali's Wirken ihrem vollsten Gedeihen entgegenreifen.

Man hat Mehemed Ali als den Schutz und Hort der muhamedanischen Orthodorie angesehen, oder wenigstens erzählt daß er den Ruf eines solchen im Oriente genießt. Von anderer Seite hat man dieses Prädikat Mehemed Ali's gänzlich geleugnet, und sich dabei namentlich auf sein eigenmächtiges, gottloses Verfahren gegen die Güter der Moscheen gestützt. Allein das Einziehen dieser Güter, das freilich, nackt betrachtet, der Act einer gewaltsamen Hinterlist war, trug zuerst den Anstrich der Rechtfertigung in der liederlichen und betrügerischen Verwaltung derselben von Seite der Geistlichen; sodann aber hat Mehemed Ali vor Kurzem sein sämmtliches Besizthum zu Waqf erklärt, wodurch er es unter den über Alles mächtigen Schutz der Moscheen stellte und für den Fall des Aussterbens seiner Familie die Moscheen selber zu seinen Universalerben einsetzte. Das war wohl eine der glücklichsten Maßregeln in der Politik Mehemed Ali's. Außerdem mag der muhamedanische Fürst am Nil ebenso freisinnig und aufgeklärt in religiöser Anschauung sein als der heutige Rex christianissimus am Seineestrome; er hat aber auch dem Letzteren seine kluge Schonung der orthodoxen Kirchenelemente abgelernt.

Wozu man aber dem Humanismus von Herzen gratuliren muß, das ist die durch Mehemed Ali verbreitete

religiöse Toleranz. Nirgends in den Ländern des Muhamedanismus ist der Christ als solcher so hoch geachtet als in Egypten. Natürlich ist dabei von großem Belange daß so viele europäische Christen, namentlich Franzosen und Italiäner, in den Diensten Mehemed Ali's stehen und zum Theil hohe Stellungen bekleiden. Egypten ist durch Mehemed Ali der einstigen Bekehrung zum Christenthume unzweifelhaft entgegengesührt worden, so wenig es auch im Augenblicke geschehen kann daß derselbe in der Sache der Renegaten offen und entschieden gegen die Entschlüsse der hohen Pforte verfahre.

Ich erinnere mich bei diesem Anlasse einer mir von einem Diplomaten in Cairo gemachten interessanten Mittheilung. Es lag demselben der Fall vor, die Renegation eines früheren Unterthanen seiner Regierung bei Mehemed Ali zu vertreten. Mehemed Ali sagte: Lassen Sie ihn nach Hause reisen. Das hieß natürlich den Knoten zerhauen aber nicht lösen. Denn in diesem Falle kam Mehemed Ali's Schutz in keinen Betracht. Es versteht sich daß der Renegat in Egypten bleiben wollte. Darauf rieth nun Mehemed Ali, derselbe möchte sich nur weder in Cairo noch in Alexandrien aufhalten, weil er für die ruhige Duldung von Seite der Population dieser Hauptstädte nicht eintreten könnte. Er leugnete dabei daß er bereits von Constantinopel in Betreff der neuesten Beantwortung der Renegatenfrage benachrichtigt worden sei. Beim Weg-

gehen begegnet der Generalconsul dem Minister, der die betreffende Note der hohen Pforte an Mehemed Ali eben noch bei sich führte. In der Voraussetzung, Mehemed Ali habe sie dem Generalconsul bereits wissen lassen, theilte er demselben wortgetreu ihren Inhalt mit. Das war ungefähr die besondere Ausdrucksweise der Note:

Es hätten sich früher wiederholt schändliche Subjekte gefunden, die erst hinübergetreten in den Schooß der Kirche des Propheten, dann wieder hinausgetreten seien um die heiligen Geheimnisse zu verrathen und zu entweihen. Diese habe der Sultan früher köpfen und aufknüpfen lassen. Nun habe er aber beschlossen diese Strafe nicht mehr über sie zu verhängen; man wolle vielmehr diese meineidigen Auswürflinge der Menschheit, die es nicht werth seien daß man ihnen das Leben nehme, ihrer Schande und ihrem Glende preisgeben. Sie möchten nun immerhin zu den Ihrigen zurückkehren und das Gift des Meineids hinein in ihre Gemeinschaft tragen.

Man darf, glaub' ich, diese Worte nicht eben als den Ausdruck der aufrichtigen Gesinnung des Divans in der Sache selber nehmen, obschon sein Zelotismus groß genug ist; aber seine Politik gegen Mehemed Ali spiegelt sich darin ab, die ihm eine erzwungene Condescendenz gegen die europäischen Großmächte als einen Act freier Entschlie-  
fung und religiösen Gutachtens darstellt. Der alte schlaue

Herr wird freilich den Stil der Pforte so gut wie ein Anderer zu beurtheilen gewußt haben.

In seinen politischen Beziehungen zu den europäischen Großmächten ist Mehemed Ali immer schlau genug gewesen um in dem Zwiespalte derselben seinen Vortheil zu suchen. Daß ohne diesen Zwiespalt der Orient schon lange eine andere Gestalt gewonnen haben würde, das ist ihm klar, und die Gewißheit daß demohngeachtet das türkische Reich unaufhaltsam der großen Katastrophe entgeneilt hat ihr volles Gewicht in den Berechnungen seiner Politik. Recht wohl weiß er, daß sein eigenes Königthum nicht die letzte Stelle einnimmt auf der großen Proscriptionsliste. Wenn er nun schwankend und perfid geworden gegen seine europäischen Freunde, so folgt er damit eben so sehr seinem Kopfe als seinem Herzen.

Klug berechnet war gewiß sein Plan, gegen Rußlands auf dem Papiere wohl schon gemachte Eroberungsschritte ein Bollwerk dadurch aufzuwerfen daß er über Syrien hinaus bis an Persiens Grenzen seinen Arm ausstreckte und so zugleich für den Muhamedanismus wie ein großes Asil bildete. Er hatte volles Recht dabei auf Englands Allianz zu rechnen; denn wollte England neben seinem Interesse das Interesse Mehemed Ali's gelten lassen, so mußte es sich als seinen natürlichen Bundesgenossen erkennen. Aber England sah mit anderen Augen. Das türkische Reich konnte durch die Zurücknahme Syriens

keine Rettung finden gegen seinen Todeskampf; drum war es unbedenklich das gelobte Land an seine alten Bedrücker zurückzugeben. Mehemed Ali hingegen konnte wohl durch eine glückliche Verfolgung seines Planes eine Bedeutung gewinnen, die fremde Speculationen mit Nachdruck gestört hätte. Erst als er sich in seinen Erwartungen von England getäuscht sah, dachte Mehemed Ali an die französische Allianz. Die Erfahrung an diesem Bundesgenossen hat ihm die Augen, wenn es anders dessen bedurfte, vollends geöffnet. Denn derselbe Gedanke der die Politik Englands vom Schutzbündnisse mit dem Vicekönig abgehalten hatte, der hat wohl auch Frankreich geleitet als es die Sache seines Verbündeten schonungslos preisgab.

Jetzt so nahe seinem Abschiede von der goldenen Sonne, mögen ihm wohl die Sorgen um so schwerer auf dem Herzen lasten, je unwölfter sein Blick in die Zukunft ist. In allen Verhandlungen mit England, gilt es auch dem Anscheine nach nur geringe Interessen, ist er mehr als bedenklich. Er fürchtet zu sehr die langen Finger dieser Gäste. Wenn er römische Geschichte kennt, so wird er gewiß an die Römer denken, die immer nur irgendwie eingeladen und ins Land genommen sein wollten wo sie bald ihre Adler aufzupflanzen gedachten. Außerdem fehlt's Mehemed Ali auch nicht an diplomatischen Freunden, die ihm mit bunten Reden in den Ohren liegen; obschon die Politik da häufig in den Dienst kaufmännischer Speculation tritt,



wobei man ihm die Entdeckung goldener Berge vorspiegelt und sich indessen die eigenen Taschen füllt.

Was jene letzte Ueberraschung am egyptischen Hofe in den Juliustagen 1844 betrifft, so ist ihre Beurtheilung freilich schwer. Man hat eine Manifestation des alten Fuchses, man hat ein neues Kunststück des geübten Taschenspielers darin erkennen wollen. Durchläuft man die Geschichte seines Lebens und namentlich die ersten entscheidenden Schritte in seiner Carriere, so fehlt es allerdings nicht an Analogie. Hat er sich doch in dem Augenblicke wo er zuerst sein stolzes Auge auf den Thron Egyptens warf in die Maske harmloser Resignation versteckt und damit am glücklichsten den Sturm der Ereignisse hervorgezwungen. Allein anderer Seits ist es Thatsache, daß sich schon seit einiger Zeit auffällige Spuren eines angegriffenen Geistes bei ihm gezeigt haben. Vielleicht darf man damit zusammenstellen, daß er auf nachdrücklichen ärztlichen Rath unlängst seinen Harem entlassen hat. Und so mag wenigstens ein Anfall von Melancholie, der sich außerdem noch mehr erklärt durch die ihm dargebrachten Aufschlüsse über den traurigen Zustand des Landes, zu einer solchen Aeußerung seiner Politik wesentlich mitgewirkt haben.

---

Cairo, am 8. Mai.

Um bald vertrauter zu werden mit der alten Sarazenenstadt, mußte ich mein Hotel mit seinem europäischvornehmen Anstrich, noch schmachhafter für den Beutel als für den Magen, so bald als möglich verlassen. Ich hatte dort allerdings von meinen Fenstern aus eine erquickliche Aussicht auf den schönen Esbekiehplatz, von Akazien und Sykomoren umrankt und geschmückt mit der Erinnerung an die dort gefeierten Mameluckenfeste, an Bonaparte, der hier im Palaste Elfy Bey's wohnte, und an Kleber, dem hier der türkische Fanatismus mit dem Dolche jenes Süleyman die tapfere Brust durchbohrte. Zugleich hatt' ich damit vor meinen Augen eine der preiswürdigen Schöpfungen der gegenwärtigen Regierung; denn erst durch sie ist dieser Platz vor den jährlichen Ueberschwemmungen gesichert und zu dieser freudigen Erscheinung gebildet worden.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Cairo zog ich in die Casa Pini, Nachbarin des englischen Consulats, in einer ächt Cairiner Straße. Denn schon die Begegnung mit einem Eselritter kann in Verlegenheit bringen;

ein beladenes Kamel schreitet nur mühsam durch \*. Eine Aussicht hab' ich hier nur vom flachen Dache aus, wo ich nicht veräume bisweilen gegen Sonnenuntergang zu lustwandeln. Da hab' ich um mich die unzähligen Minarets, die nebst einzelnen Palmen aus dem Häusergewühle fröhlich emporstreben. Auch seh' ich kleine Gartenanlagen mit stattlichen Bäumen auf einigen Nachbardächern. Dicht neben mir treff' ich regelmäßig einen oder zwei der katholischen Klosterbrüder in ihren Kapuzinergewändern.

Da viele Häuser in gewissem Sinne oben offen sind, so könnten die Muezzin oder Gebetsausrufer von den Madnehs der Moscheen herab wohl manche stille Familienfreude beäugeln, wären sie nicht fast alle blind. Aber eben ihre Blindheit mag eine Empfehlung zu ihrem Posten sein. Denn die Mitsfreude an seinem häuslichen Herde oder auch nur die harmlose Mitschau seiner Frauen überwacht der Egyptier aus Eifersüchtigste. Uebrigens machten mir diese Muezzin, obschon ihre Stimme keine deutsche

---

\* Vor Kurzem dachte man darauf viele enge Straßen dadurch zu erweitern daß man die steinernen Auffäge vor den Thüren und alle Vorsprünge bei den Parterrelocalen wegnähme. Da kam von den Betheiligten einer über den andern zum Polizeiminister um Beschwerde zu führen. Der Polizeiminister ruft den Polizeidirektor, und setzt ihn zur Rede darüber wie er so ungeschickt seine Maßregel habe ausführen können daß jetzt die Leute mit lauten Klagen zu ihm kämen. Er scheint nämlich geglaubt zu haben daß man sicher wie der Dieb bei Nacht und Nebel seinem Befehle hätte nachkommen können.

Choralbildung hat, einen ernsten Eindruck mit ihrem „Außer Gott ist kein Gott“ und was sie sonst noch Herrliches singen. Das laute Gebet, von den vielen hundert Minarets besonders in den Augenblicken gerufen wo die wildschäumenden Wogen dieser Welt der tausend und einen Nacht wie eingeschlummert ruhn, umgürtet das orientalische Leben wie mit einer heiligen Tempelmauer. Die Muezzin sind dem Muhamedaner unsere Glocken. Wir in unserem christlichen Europa messen kaufmannsmäßig Stunde für Stunde nach ihren Vierteln, damit ja die Geschäfte der bürgerlichen Gesellschaft in voller Regel laufen. Aber wie selten klingen unsere Glocken noch durch das erdenschwere Treiben der Werkeltage, um ihre schönen Gebeteslaute wie himmlische Versöhnungsworte darüber auszusprechen.

Jetzt spring' ich schnell einen Augenblick auf den Bazar, der in meiner Nähe ist: da schlürft sich das Leben Cairo's in vollen Zügen. So heftig auch die Sonne brennt, so reitet sichs doch kühl durch die engen ungepflasterten Straßen, deren hohe Häuser, häufig mit vorspringenden Etagen, die heißen Strahlen hemmen. Der Bazar selbst, ungefähr zehn Schritte breit, ist oben größtentheils mit lichten Tüchern geschlossen, die von einem Dache zum andern hängen. Zu beiden Seiten haben wir die Kaufläden mit soviel Köstlichem und Lockendem und Schöнем. Da sitzen die Verkäufer mit untergeschlagenen Beinen,

gern die Pfeife im Munde und in der Hand eine Tasse Mokka, die sie mit dem nachdenklichsten Ernste zu behandeln wissen. Kaffeehäuser trifft man überdies bei jedem Schritte; ich sehe sie eben so selten leer als die Moscheen.

Der Zusammenfluß so vieler Nationen des Orients rußt mir jenes Pfingstfest zu Jerusalem vor Augen. Da gibts Araber voll einer träumerischen Ruhe; Türken in gedankenloser Selbstgenügsamkeit; Perser, den Stolz in den Augen, die Pracht im Gewande; Armenier mit ihren männlich schönen Zügen und dunklen Bärten; Kopten mit ihren braungelblichen Gesichtern, voll düstern Mißtrauens; griechische Mönche in ihren schwarzen Talaren, im verrätherischen Blicke die Falschheit; Beduinen, malerisch mit ihrem Keffijeh und Hansstrick um die Stirn, die Freiheit der Wüste in allen Bewegungen; hübsche Negerknaben, die sich ganz behaglich fühlen unter ihrem rothen Tarbusch und in dem schmucken Kleide, womit sie ihre Herren geziert haben; Fellahweiber, mit einem schmutzigen Hemde über ihren weiten Hosen, große Ringe in den Ohren, häufig auch in der Nase, und viele Goldstückchen um den Hals. Plötzlich drängt sich durchs Gewühl ein Engländer mit seiner Lady zu Esel. Ein fränkischer Arzt, den Säbel an der Seite, kommt geritten auf prächtigem Schimmel; sein Vorläufer weiß ihm Platz zu machen. Jetzt zieht ein Harem ins Bad. Gehüllt in schwarzseidene Mäntel von Kopf bis zu Fuß, das Gesicht verborgen hinter dem weißen

Vorhänge bis auf die Augen: so ziehen diese Frauen auf hübschgezümmten Eseln, gelenkt von den Seis, schweigsam und geisterhaft durch die bunte Menge. Die Badehäuser selber machen nach den Moscheen die festlichste Figur.

Noch vor einer Barbierstube muß ich stehen bleiben. Da vergehen Einem die Gedanken, sieht man so einen Kopf einseifen und dann mit dem Scheermesser zu einer blanken Mondscheibe abglätten, nur daß in ihrer Mitte die Mahometslocke flattert.

Auf dem Rückwege geh' ich beim englischen Hotel vorbei. Da kommt eben eine Caravane von Suez mit Passagieren aus Indien an. Hundert Kamele stehen noch gepackt unabsehlich in Reih und Glied. - So eine soldatenmäßig aufgestellte Schaar dummer Gesichter macht einen originellen Eindruck.

Der Staub wäre zu dieser Jahreszeit eine schrecklich drückende Last, wandelten nicht unausgesetzt durch die Stadt wohl mehr als tausend Esel mit geöffneten Wasserschlänchen zur Besprengung: eine Maßregel die der Gesundheitspolizei viel Ehre macht; denn sie ist der Augenranken halber, die sich hier in trauriger Menge finden, von der größten Wichtigkeit. Ist doch selbst die Zahl der völlig Erblindeten in Cairo so groß daß ganze Länder damit nicht vergleichbar sind. Eins der Privilegien dieser Blinden hat mir gefallen: sie allein dürfen des Abends und des Nachts ohne Laterne auf den Straßen sein. Die Esen

und Winkel der Straßen nämlich sowie die offenen Gärten sind sehr häufig ihr alleiniger häuslicher Herd. Wie oft bin ich, kam ich spät nach Hause, unterwegs auf herumliegende Leiber gestoßen die vorzugsweise blinden sogenannten Einwohnern zugehörten. Uebrigens beschäftigt man sich dennoch sehr viel mit der Bildung der Blinden in Cairo. Der Posten der Muezzin ist nicht der einzige der ihnen offen steht.

Am 12. April ging ich auf die Citadelle. Mein Cairiner Dragoman ritt mir zur Seite, in seinem langen weißen Hemde, das er über seinen sonstigen Staat geworfen, in seinem rothen Tarbusch mit herabwallender blauer Quaste, unter dem seine kleinen dunklen Augen voll Verschmiztheit hervorbligten. Unsere Esel trugen uns über viele jener unartigen Hunde hinweg, die trotz aller Passage mitten auf der Straße liegen blieben. Das rikket dschemalet und wie alle die andern oft mit schmeichelhaften Redensarten gewürzten Einladungen zum Ausweichen heißen, die der Seis oder Eseltreiber ohne Pause ins Gedränge hineinschreit, klingt Einem lange darauf noch in den Ohren. Oft hab' ich mich eben so sehr über die Unerschütterlichkeit dieser Eselsbefehlshaber als über die achtsame Behendigkeit gewundert mit der man auf ihren Ausruf dem ungläubigen Franken Platz macht.

Soldaten auf der Wache trafen wir mit dem Strickstrumpfe in der Hand, während ihr Gewehr aus einem Winkel zusah: ein gemüthliches Bild. Freilich taugen jene widerspenstigen Fellahsöhne mit einem abgehackten Zeigefinger, mit ausgebrochenen Vorderzähnen, mit einem ausgerissenen Auge, besser zum Strickstrumpfe als zur Flinte. Mehemed Ali thut sehr recht daß er solchen unsinnigen Selbstverstümmelungen die Befreiung vom Soldatendienste versagt.

Wir besuchten als wir auf die Höhe kamen zuerst die Menagerie mit vier Löwen, einer Tigerkäze und einigen Hyänen, die hier im Lande ihrer Heimath doch noch einen andern Eindruck machen als bei uns auf der Leipziger Messe. Dann stiegen wir hinab in den merkwürdigen tiefen Fuffußbrunnen; nur mußten wir warten bis die Beschauerin, die bei unserer Ankunft darin war, das Terrain geräumt hatte; obschon eine ganze Gesellschaft genug Raum gefunden hätte.

Die Citadelle auf dem Abhange des Mokattam ist ein lang gestreckter, sehr fester Bau. Viele aufgepflanzte Kanonen richten ihre Drohung auf die Stadt; in Cairo gibts keine Pariser Deputirtenkammer. Vor Allem aber waren es zwei Stücke die meine Aufmerksamkeit fesselten: die in trauriger Vereinzelung da stehenden Granitsäulen vom einstigen Palaste jenes Salaheddin der die Citadelle begründet hat, und die unvergleichlich prächtige Mabafter-



moschee Mehemed Ali's, die wie ein neues Wunderwerk Egyptens hinüber zu den alten, den Pyramiden, ihr zauberhaft glänzendes Auge trägt. Wohl ruht zu den Füßen der Citadelle dieses „Meer der Welt“ in seiner großartigen Fülle und Schönheit, diese „siegreiche“ Fürstin der Städte, die sich, ein neues Memphis, aus den Trümmern des alten ihren prunkenden Thron erbaut hat. Ich verlor mich in der Fülle, in dem Reichthume ihres Anblicks. Aber wie die Magnetnadel den Sternen des Nordens, so flieht hier das Auge wo es nur kann den Pyramiden zu. Und von der Citadelle aus gesehen, üben sie ihre volle Gewalt auf den bewundernden Fremdling aus.

Nähe zu den zwei Seiten der Aussicht auf die Stadt ruhen ernste Bilder; im Süden und im Nordosten dehnen sich, nur getrennt durch den Mokattam, die großen Todtenstädte mit so vielen schönen Denkmälern und Moscheen aus. An beide Todtenstädte schließt sich die Wüste an; so liegen sie da wie ein heiliges Merkzeichen mitten zwischen dem lustigen Rausch des Augenblicks und dem Ernste der unabsehblichen Ewigkeit. Besonders zogen mich im Nordosten die mit starken Thürmen hervorragenden Grabdenkmäler der Kalifen an, merkwürdige Ueberreste des altsarazenischen Baustils. Als ich später diese stumme und doch zugleich so beredte Welt der Todten durchwanderte, besuchte ich unter Anderem das Familienbegräbniß Mehemed Ali's, eine doppelte Kapelle die durch zwei Kuppeln

von oben ein düsteres Licht empfängt. Die marmornen Sargmonumente, die sich in der Mitte hinziehen, sind einfach und würdig. Von den frischen Palmenzweigen die drauf ruhten durst' ich einige Blätter brechen. Die orientalische Farbe bringen namentlich hinzu die prachtvollen Teppiche, die zu beiden Seiten der Monumente ausgebreitet liegen.

Auch bei dem einfachen Grabsteine Burckhardts bin ich gestanden. Er ist einen schönen Tod gestorben. Mitten heraus aus seinen Forschungen nach den Geheimnissen einer ehrwürdigen Vorwelt und eines geheiligten Bodens hat ihn sein Engel gerufen in die Hallen des ewigen Schauens. Aber seine Gebeine hat er gelassen im Lande der unverweslichen Todten, nahe den unvergänglichen Grabtempeln der Pharaonen; in demselben Lande wo er seinem eigenen Namen eine weithin schimmernde Pyramide des Ruhms erbaut.

### Ibrahim Pascha.

Bei Ibrahim Pascha war ich. Clot Bey, der durch seine Zuvorkommenheit so gern die Wanderer am Nil zu seinen Schuldnern macht, begleitete mich zu ihm. Im ersten Augenblicke ging unsere Unterhaltung nicht recht von Statten; es fehlte der Dragoman des Pascha, und Clot Bey ist kein starker Arabist. Ich hatt' es aber zu

meiner Verwunderung schon gesehen, wie selbst Consuln von mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit in Egypten nicht ohne den Dragoman sich zu verständigen wußten. Ein Mißverständniß hatten wir als Ibrahim Pascha fragte, bis in welches Alterthum die ältesten Urkunden der Bibel hinaufreichen. Schon vorher hatte ich gehört daß er sich für meine theologischen Reisezwecke interessirte. Ich sagte ihm, bis ins vierte Jahrhundert. Darauf verwunderte er sich daß wir nichts Aelteres hätten, da doch sie selber Dokumente aus der Zeit des Propheten besäßen. Natürlich beeilt' ich mich den Irrthum zu berichtigen; es ist möglich daß er die Rechnung unserer Jahrhunderte falsch gefaßt hatte. Sehr erwünscht war mirs aber daß diesen Augenblick eben der Dragoman eintrat. Der Pascha sagte mir sogleich durch ihn, daß man in wenig Jahren am egyptischen Hofe keines Dragomans mehr bedürfen würde; denn die jungen Prinzen lernten alle Italiänisch und Französisch. Ich entgegnete ihm daß die Sprache, die er zu Land und zur See schon längst so vortrefflich zu sprechen gewußt, auch in Europa eine allgemein verständliche gewesen. Zur goldenen Zeit Egyptens, fuhr er fort, müßten drei Plagen fehlen: die Schreiber, die Dolmetscher und die Pest. Der Dragoman mußte mir diese Uriaszeile überbringen; doch schien er sichs nicht eben zu Herzen zu nehmen.

Unter Anderem sprach er vom Prinzen Albert, dem Gemahl der Königin Victoria. Er hatte gelesen daß der

Prinz bei seinem Besuche im Vaterhause auf sein Familienerbtheil verzichtet habe. Ich sagte dazu daß England die beste Erbschaft am Prinzen selbst gethan. Daran knüpfte er eine nach seinem Geschmacke wohl sehr gute Bemerkung über die berühmten Talente der Prinzen aus den Sächsischen Fürstenhäusern.

Ibrahim Pascha hat bei weitem weniger edle und feine Gesichtszüge als sein Stiefvater, der Vicekönig. Der Soldat läßt sich in seinem Ausdrücke nicht verkennen, obschon er ein beständiges heiteres Lächeln um den Mund hat; aber auch dieser Zug entbehrt der Feinheit.

Ein schönes Besitzthum Ibrahim Pascha's ist die Nilinsel Roda. Sie bildet einen großen reichen Garten, mit dessen Anlage scharfe Geschmackskritiker freilich nicht zufrieden sind. Ich traf ihn in der vollsten Ueppigkeit seines Blumenflors. In einem der fürstlichen Gebäude, das ganz nach europäischem Geschmacke gebaut ist, besuchte ich den schwedischen Consul, den Griechen Anastasy, mit seinen beiden lieblichen Pflegetöchtern. Von seinen Festern aus hatten wir gerade vor uns die Pyramiden von Gizeh; man glaubte sie ein Stündchen entfernt. Im Garten sah ich auch die schöne Giraffe, die der Consul dem Könige von Schweden zum Geschenk senden wollte. Dieser Tausch wird dem delikaten Thiere schwerlich behagen.

Aber die ehrwürdigste Erscheinung der Insel bildet jener alte Thurm, wofür man ihn aus der Ferne hält,

oder vielmehr jene achteckige Marmorsäule mitten in einem überbauten Brunnenbassin, genannt Mekfiass oder der Nilmesser. Er steht mit dem Strombette auf gleichem Niveau und gibt nach den Massen die an ihm angebracht sind genau das Steigen und Fallen des Nils an. Er soll früher dem Auge des europäischen Fremdlings geheimnißvoll entzogen worden sein. Wenn er auch nicht uralte ist, wie man bisweilen gemeint hat, so steht er doch nachweislich über tausend Jahre auf seinem Posten, als Prophet von Segen und Unsegen für das Niltal.

Uebrigens bezeichnete mir mein Dragoman die Insel Roda als den Badegarten jener Tochter des Pharao die im Schilf des Nils Moses „das zierliche Knäblein“ gefunden. Die Tradition konnte kein besseres Terrain wählen; freilich mußte dann, was wohl auch das Wahrscheinlichste ist, Memphis, nicht Zoan, die damalige königliche Residenz gewesen sein.

### Klosterwanderungen in Cairo.

Sehr begierig war ich die Klöster zu Cairo zu besuchen. Einen vortrefflichen Begleiter hatte ich am Dragoman des österreichischen Consulats, einem Kopten von Geburt. Im katholischen Kloster trafen wir nur einen einzigen Mönch; er war von der liebenswürdigsten Geschäftigkeit. Wir mußten durch eine Menge Erquickungen für den

Gaumen passiren ehe wir zur Bibliothek vordringen konnten, die bei ihm in keinem guten Ansehen zu stehen schien. Als wir endlich hineintraten, war allerdings ein starker hart aufliegender Nebel über sie gefallen. Von Manuscripten, sagte er mir, haben wir nichts. Doch fand ich einige arabische von geringem Werthe.

Einen interessanten Mann lern' ich am armenischen Bischof kennen. Er gefiel sich besonders in dem Gedanken der friedlichen Vereinigung aller christlichen Parteien. Dieser Zug ist allerdings so natürlich, lebt man mitten unter den muhamedanischen Gegnern des Kreuzes, aber doch ist er so selten. Denn die schroffe Abgeschlossenheit der christlichen Confessionen von einander tritt gerade im Oriente aufs Unangenehmste hervor. Ich dachte daran mir für einen Autographenfreund im Vaterlande ein paar Zeilen vom Bischofe zu erbitten; er hatte aber eine seltsame Furcht vor aller Oeffentlichkeit seiner Meinungen; selbst ein Bibelspruch, den er schreiben könnte, schien ihm verfänglich. Unter seinen Manuscripten hielt er besonders einige einem neueren Manuscript beigegebundene Blätter für sehr alt; er war aber nicht im Stande ein einziges Wort davon zu lesen, da der Schriftcharakter derselben ein ganz ungebräuchlicher war\*.

---

\* Unter den armenischen Fragmenten die ich aus dem gelobten Lande mitgebracht habe befinden sich mehrere Pergamentblätter die mit demselben uralten Schriftcharakter belegt sind.

Als wir ins griechische Kloster der Sinaiten zu Cairo kamen, waren sämmtliche Brüder in der Kapelle. Wir traten also gleichfalls zum Gottesdienste ein. Kerzenlicht gab's in Fülle; der Gesang, woraus mir das von Mehreren nach einander abgesungene „ho tu paradoxu thanatos“ im Gedächtniß geblieben, war so lächerlich mißklingend daß sich die Chorknaben nur mit Gewalt des lauten Lachens erwehren konnten. Wie betrübt verläßt man eine solche Andacht. Das Kyrie eleison, unzählige Mal wiederholt, umrahmte die ganze Ceremonie.

Nach dem Schlusse derselben wurde uns etwas von den eben geweihten Broden gebracht; außerdem präsentirte man uns noch vor dem Kaffee Honig und Wasser. Man kann in Paris einen ganzen Tag Besuche machen ehe man zu so viel Magenfreuden kömmt als in Cairo bei jedem Schritte in ein Haus. Stehende Gewohnheit ist der Kaffee und die Pfeife. Sehr häufig aber, namentlich bei Griechen, wurde mir vorher noch Honig oder ein sehr süßes Compot aufgetragen. Auch das steht bei den Orientalen und den Kennern ihrer Sitte fest daß vor dem Kaffee und der Pfeife nie eine Hauptsache, etwa gar die Angelegenheit um deren willen man gekommen, ins Gespräch gefaßt wird. Die Geschäfte gewinnen dadurch eine gewisse Behaglichkeit; man ist gar nicht mehr der volle Fremdling, sitzt man da mit der Pfeife im Munde, die Tasse in der Hand.

Als ich nun endlich nach den Manuscripten fragte, sagten sie mir daß sie selber gar keine besäßen, wohl aber würd' ich deren viele und gute auf dem Sinai finden. Ihre eigene Bibliothek enthalte nur Druckwerke, diese aber seien zu meiner Disposition. Ich bat den vor meinen Augen stehenden Wandschrank mit Büchern zu öffnen. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein ehe der Schlüssel dazu gefunden und die Oeffnung bewerkstelligt war. Die Bibliotheken in diesen Klöstern sind reine Zierrathen; sie vertreten dort die Stelle welche bei uns die Nippstischen der Frauen einnehmen. Ich nahm einige Bücher hervor und fand — lauter Chirographa. Verwundert sagt' ichs ihnen; aber mit noch mehr Verwunderung hörten sie's und beschauten sich's. Chirographon? Chirographon? fragten sie und schienen fast einiges Mißtrauen zu hegen. Eine alte Handschrift war ihnen eine völlige Neuigkeit; nur kannten sie dergleichen recht wohl par renommée. Denn kaum hatten sie durch mich ihren Reichthum an Manuscripten erfahren, so träumten sie auch von dem unschätzbaren Werthe derselben. Ich untersuchte nach diesem Bücherschranke noch einen andern in einer Kapelle des Klosters, der mir eine noch weit reichere Ausbeute bot.

Ich bin seitdem schon wieder in diesem Kloster gewesen; man hat mir aufs Freundlichste ein Studirzimmer eingeräumt. Der weitere Verlauf dieser Studien gehört nicht hierher. Ich hatte aber mit meinen Funden in dieser



Bibliothek die erste fröhliche Genügthuung gewonnen gegen die ungläubigen Abmahnungen von meiner Reise, von der man, wenigstens im Vaterlande, nach so vielen Vorgängern nichts Neues erwarten wollte. Ein Mann meines Fachs von weitflingendem Namen ist allerdings vor zwanzig Jahren in diesem Kloster gewesen; sein Bericht davon lautet mit fahlen Worten, „es enthalte keine Handschriften von literärischem Interesse.“

### Der griechische Patriarch von Alexandrien und seine vermauerte Bibliothek.

Von mehreren Seiten kam mir das Gerücht zu von einem manuscriptlichen Schätze, der vor zwanzig Jahren aus Antiochien nach Cairo gelangt sein sollte. Eine ganze Bibliothek sollte es sein, nach Cairo als Pfand gegeben und befindlich in dem unmittelbaren Besitze des Patriarchen. Kein der Sache kundiges Auge hatte je diese Manuscripte gesehen; um so mehr erzählte man sich Wunderdinge davon. Bald trat der unglaubliche Zusatz zum Gerüchte daß diese Bibliothek vermauert sei. Der österreichische Generalconsul versuchte aufs Gütigste mich zur Enthüllung des Geheimnisses zu führen. Fürs Geeignetste hielt er es, das Anliegen direkt an den Patriarchen zu bringen, von dem er persönlich sehr wohl gekannt war. Wir fuhren deshalb des Sonntags in Begleitung eines

geborenen Griechen nach Altcairo, wo der Patriarch residirt wenn er von Alexandrien abwesend ist.

Nachdem uns eine bejahrte Haushälterin desselben vorläufig bestens empfangen, auch mit Kaffee und Pseife bewirthet hatte, erschien der Patriarch in einem Hauskleide, das vornehm genug war um seinen hohen Rang zu verrathen. Der Pabst Gregor XVI. ging viel einfacher, als er mich in einer Privataudienz empfing. Der Patriarch, der jetzt in seinem ein und neunzigsten Lebensjahre steht, hat viele Würde in seinem Aeußeren; sein auf die Brust herabfallender weißer Bart kleidet ihn sehr gut; seine Statur übersteigt das gewöhnliche Maß. Wir wechselten einige freundliche Worte. Unter Anderem sagt' ich ihm, daß der erste Geistliche meines Vaterlandes eben so wie er ein Wunder in seiner Erscheinung sei, indem er den Angriffen des höchsten Alters eine unnehmbare, sturmesfreudige Festung entgegen halte.

Schnell rückten wir der Sache näher. Der Generalconsul sagte ihm, daß ich ein tüchtiger Hellenist sei, obschon ich nie in Griechenland gewesen. Darauf ließ der Patriarch ein gedrucktes griechisches Buch in folio bringen, ich glaube, es war ein Band Chrysostomus, und ersuchte mich drin zu lesen. Ich stand in der Meinung, er wünsche zu hören wie wir ungrichische Griechen das Griechische aussprechen, und las ein paar Zeilen nach meiner Leipziger Aussprache vor. Dies Examen hatt' ich aber zu meinem

Bestürzen überaus schlecht bestanden; man kann es unbedenklich für einen Repuls ausgeben. Der Patriarch entgegnete nämlich auf diese Probevorlesung, ich hätte es noch nicht eben weit im Lesen gebracht. Wir mengten in unsere eilige Berichtigung einige Heiterkeit; aber das Unglück war nicht gut zu machen. Ich sprach einiges Griechische mit, aber das geringste Versehen in der neugriechischen Aussprache oder auch eine Accentverletzung — ich hatte mich in den letzten Jahren gewöhnt das Griechische nach der Quantität zu betonen — rügte er hart zur Bestätigung seines Urtheils. Es schien als habe der Patriarch das feine Ohr einer Pariser Salondame. Nun war es freilich schwer ihm begreiflich zu machen, daß meine manuscriptlichen Studien von irgend einem Belange sein könnten. Mein Codex Ephrämi Syri rescriptus verklang wie ein gutmüthiges Märchen. Als er davon hörte, fiel er sogleich ein, wie ich denn das Geschriebene lesen könnte da ich nicht einmal mit dem Gedruckten auskäme.

Der Consul wurde verstimmt und sagte ihm, er möge das ganz auf sich beruhen lassen; unser großes Anliegen sei nur, zur Einsicht seiner verborgenen Bibliothek zu gelangen. Als er wissen wollte was wir darin so begierig suchten, theilten wir ihm mit daß ich mirs zur Aufgabe gemacht habe die alten Urkunden des Neutestamentlichen Originaltextes mit eigenen Augen einzusehen, um aus

deren Zusammenstellung einen Text zu schöpfen der dem Buchstaben, wie er aus der Hand der Apostel gekommen, so nahe als möglich träte. Aber, versetzte er, wir haben ja doch alles was wir brauchen; wir haben die Evangelisten, wir haben die Apostel\*; was fehlt uns noch? Der Begriff der Kritik mochte zum ersten Male in seinen ein- undneunzig Jahren an seine Ohren klingen. Auf unsere Erläuterungen war er bedenklich und mißtrauisch. Endlich machte er auch geltend, daß die Bibliothek vermauert und nur mit großen Kosten zu öffnen sei. Dagegen erklärten wir uns freudig bereit die Kosten der Doffnung zu tragen. Demohngeachtet nahm er nicht mehr als einen gewissen Schein von Zustimmung an. Wir verließen ihn bald.

Daß ich ihm die Hand nicht geküßt hatte, was meine beiden Begleiter thaten, mochte mich nicht eben in seine Gunst gesetzt haben. Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit und bei mancher andern, wo ich diesen Respektsbeweis von Geistlichen gegen Bischöfe darbringen sah, an jenes edle Wort das der Patriarch von Constantinopel einst einem jungen Geistlichen zugerufen, der ihm die Hand küssen wollte: „Wir brauchen Prediger, keine Schauspieler.“ Das Bedürfniß scheint sich geändert zu haben; auch an der Tiber gibts kein Echo von jenem Patriarchenwort.

Vom Patriarchen gingen wir zu Soliman Pascha.

---

\* τὸ εὐαγγέλιον καὶ τὸν ἀπόστολον.

Soliman Pascha ist von Geburt Franzose und hat sich durch die Organisation der Armee Mehemed Ali's große Verdienste um Egypten erworben. Wie sehr Mehemed Ali seine Verdienste anzuerkennen mußte, beweist der fürstliche Rang womit er denselben bekleidet hat. Freilich ist er ums Evangelium ärmer geworden; er hat sich an den Koran verkauft; wohl mag er sich damit für sein Gewissen manche Stunde des Glucks erkaufte haben.

Bei ihm hatt' ich es mit keinem alten Palimpsesten, auch mit keinem Griechisch zu thun. Er wußte kaum daß ich aus Sachsen war, so hatte er eine angelegentliche Frage auf dem Herzen. Kennen Sie, fragte er mich, zwei Apothekerstöchter in M.....? Ich war freilich nicht so glücklich so liebe Bekanntschaften in M..... zu besitzen; aber Soliman Pascha erzählte mir nun mit einer liebenswürdigen Ausführlichkeit, wie er unter Napoleon in Sachsen gewesen und zu M..... im Hause eines Apothekers kleine unschuldige Abenteuer gehabt. Das läßt sich freilich keine eigentliche alte Liebe nennen; aber doch gehört's zu den unverwelflichen Vergißmeinnicht der alten Liebe. Ein Mann, noch dazu von französischem Blut und Militair, der dreißig Jahre in der vollen Praxis der orientalischen Sitte verlebt hat, denkt noch mit einer herzlichen Behaglichkeit an zwei Apothekerstöchter an der Elbe, denen er kurz vor der Leipziger Völkerschaft mehr oder weniger seine Galanterien dargebracht.

Noch einen anderen Franzosen traf ich in Cairo der unter Napoleon in Sachsen gewesen, und zwar als Regimentsarzt. Er hatte, wie alle seine Freunde wußten, die schwache Seite von nichts lieber als von Sachsen zu sprechen, und war sehr vergnügt als wir uns eines Abends bei Elot Bey unter den Granaten seines Gartens zusammen fanden, wo er mit vollem Rechte seinen Sympathien für Sachsen ein lebendiges Wort gönnen durfte.

Auf unserem Heimwege nach Cairo erzählte mir mein Begleiter von einem vor mehreren Jahren in Alexandrien aus dem MauerSchutte ausgegrabenen Schatze, einer alten griechischen Kirche, deren Wände eine Art Palimpsest enthielten. Es befanden sich nämlich darauf Malereien, deren eine über die andere ausgeführt war, zugleich mit griechischen Inschriften. Der österreichische Generalconsul hatte so viel daraus erschlossen, daß die ursprünglichen Malereien, Darstellungen aus dem Leben der Heiligen, erst übertüncht und verdrängt, dann wieder durch ähnliche ersetzt worden waren. Eine tiefere Untersuchung wurde ihm verkömmert; bei der Rückkehr von einem kurzen Ausfluge nach Cairo fand er sämtliche Reste zerstört. Gewiß darf man zur Erklärung dieses Palimpsesten an die Zeit und den Verlauf des Bildersturms denken, der hiernach auch zu Alexandrien getobt haben muß.

Aber ich kehre zur vermauerten Bibliothek des Patriarchen zurück. Wir zogen mehrere angesehene Griechen

von Einfluß in unser Interesse; demohngeachtet wollte nichts gelingen. Denn als eine neue Feindin stellte sich uns eine dogmatische Beschränktheit mit ihren Vorurtheilen gegenüber, die hinter meinen kritischen Arbeiten über den heiligen Text ich weiß nicht welche Gefahr für den status quo des griechischen Kirchenglaubens witterte.

Endlich schlug sich ein deutscher Arzt ins Mittel, ein Mann dessen Name mir schon längst ungemein theuer geworden. Er benutzte für meine Angelegenheit sein hausärztliches Verhältniß zum Prokurator des Patriarchen, wobei noch die demselben eröffnete Aussicht von einiger Mitwirkung war, daß ich nach meiner Rückkehr auf europäischen Boden dieser unzugänglichen vermauerten Patriarchalbibliothek gar wohl einen üblen Denkstein errichten würde. Der Prokurator versprach die Bibliothek für mich öffnen zu lassen. Freilich war ich bei dem Acte selber nicht persönlich zugegen, und die Zahl der mir daraus zur freien Untersuchung gestellten Manuscripte war sehr gering, während der übrige Gehalt der Bibliothek angeblich aus mehreren tausend gedruckten Büchern bestehen sollte. Ich bin in der Vermuthung geblieben daß man nicht ganz aufrichtig gewesen; übrigens haben mir auch jene wenigen Handschriften sehr willkommene Resultate geliefert\*. Ich

---

\* Ich gebe anderwärts nähere Auskunft darüber. Man sehe die Wiener Jahrbücher, Jahrgang 1845. Band 2. ff.

brachte deshalb einen ganzen Tag im Hause des gelehrten Sekretärs des Procurators zu.

Dieser Sekretär war seit Kurzem Ehemann; er hatte eine sehr jugendliche Frau. Ihre Haupttheilnahme an meinem Besuche bestand in nichts Besserem als daß sie mir eine Pfeife nach der andern, die sie selbst anrauchte, sowie den Kaffee präsentirte, und bei Tische mich und ihren Gemahl bediente, ohne die Tafelfreuden selbst in unserer Gesellschaft zu theilen. Die deutschen Frauen werden schwerlich die Frau des Sekretärs beneiden.

---

### Die Pyramiden.

Am 16. April bin ich bei den Pyramiden gewesen. Um unvergeßliche Stunden bin ich reicher geworden. Tageweit schimmert dem entzückten Auge die Königin der Pyramiden; eine Stunde auf ihrem Gipfel verlebt, die schimmert getreu der Erinnerung nach in die fernste Ferne.

Noch vor Sonnenaufgang wars als ich mit meinem Ali über den Schutt Babylons an den Nil ritt. An seinen beiden Ufern fanden wir den Markt schon im vollen Leben; bei Gizch lagen zu unseren Füßen große aufgeschichtete Haufen von Bohnen, Hirse, Linsen. Wir ritten durch eine fröhliche Landschaft, reich an Palmen und Akaz-



zien. Viele Getraidefelder waren in der Ernte begriffen; andere standen noch in weiten Strecken, hoch und prächtig. Leicht hatten wir den Kanal überschritten; er war fast wasserleer. Bald hatten wir anstatt des lachenden Grüns den Sand der Wüste unter uns. So ritten wir in freudiger Hast dem winkenden Ziele näher und näher. Jetzt eilten uns von allen Seiten Gestalten entgegen, verwandte, bekannte wie es schien, und doch hatten wir sie niemals gesehen. Es waren die Beduinen der Umgegend, Leute von kräftigem Schlage, von der Sonne stark gebräunt, in den dunklen Augen ein schönes Feuer. Obschon ich es meinem Dragoman eingeschärft hatte mir nicht mehr als zwei dieser zuvorkommenden Pyramidenführer aufzubürden, so waren doch alle da kamen ganz unabweislich und wandelten ohne Bedenken mit uns fort.

Während unseres vierstündigen Weges gewannen die Pyramiden nichts an imposantem Effect; fast schien es gar als ob sie dem Kreise der Gewöhnlichkeit näher rückten. Als wir aber nach Uebersteigung der Felsenbasis, deren beträchtlichster Theil im Sande versteckt liegt, am Fuße der größten unter ihnen standen: da hatte dieses Gebirg, geschaffen von Menschenhand, eine unvergleichliche Gewalt. Horaz durfte nicht hier stehen als er sein *nil admirari* schrieb.

Ich weiß nicht wie's kam, ein Gedanke riß mich in diesem Augenblicke fort an den Rhein zum Straßburger

Münster. Es mochte eine Verwandtschaft der begeisterten Stimmung sein, die ich wie hier so einst dort gehabt in der Anschauung von Erwin's wundervollem Bau, zugleich Deutschlands Obelisk und Deutschlands Pyramide.

Dort war es bei sinkendem Abend als ich unersättlich hinaufstarrte zu der wolkenhohen Spitze. Sie erschien mir wie das Gebet der deutschen Nation, in herrliche ewige Form gegossen, klar und offen wie das deutsche Auge, kühn und entschieden wie das deutsche Herz. Die Begeisterung die kurz zuvor so viel tapfere Schwerter, so viel theures Blut die Fluthen hinüber gen Jerusalem getragen hatte zum Kampfe fürs verlorene Grab: die war plötzlich wie durchflungen worden von einem Engelwort; fürs irdische suchte sie das himmlische Jerusalem; fürs leere Erdengrab den ewig Lebendigen droben. Dort, im Anschau jenes Denkmals des begeisterungsvollen christlichen Glaubens, dort wars ein religiöser Schauer der mich in der tiefsten Seele faßte und in dem Auge die Thräne weckte.

Hier stand ich wie getroffen vom Blitzstrahl des Genius; hier staunt' ich an dies uralte Geheimniß. Seit Jahrtausenden haben es die Forscher gesehen in dem blendenden Lichte der Mittagssonne; aber der tiefsinnige Sohn Egyptens hat es gehüllt in seiner Weisheit nächtlichen Schleier. Wie ein riesiger Gedanke ist's, geboren in einer großen Zeit aus dem Haupte eines allmächtigen Herr-

schers; wie ein Triumphfest menschlichen Willens, menschlicher Kunst über das Reich des Todes und der Vergänglichkeit. Hier fühlt' ich das Auge nicht feucht von Rührung; in stumme Bewundrung war ich festgebannt; es war als säh' ich vor mir den menschlichen Geist mit himmelumspannenden Flügeln des Cherubs.

Anderer Gedanken mochten meine Beduinen haben; sie betrachten ihre Pyramiden als theure Großväter, die es nicht verlernen können den lockeren Enkeln eine Münze der Fröhlichkeit in die Tasche zu stecken. Das könnte man ihnen wohl nachsehen; denn sie allein theilen mit den Pyramiden ihr weites ödes Vaterland; sie hängen beide mit gleicher Treue am Sande der Wüste. Aber was sie zu einer sehr unangenehmen Gesellschaft macht, das ist ihr Backschischjubil — ich meine den Jubel nach Backschisch — der mitten im besten Momente nur mit halbgeschlossenem Auge schlummert. So hängen sie sich, trotz ihrer Behendigkeit, wie Bleigewichte an die Schwingen der geistigen Betrachtung.

Wir hatten vor uns die zweihundert und sechs terrassenförmig über einandergelegten Quadern von weißgrauem feinem Kalkstein\*, deren manche über drei Fuß Höhe haben. Wir stiegen ohne Säumen hinauf; vier Beduinen, zwei vor mir und zwei hinter mir, ließen sich nicht nehmen

---

\* v. Schubert nennt ihn Nummulitenkalk.

mir behilflich zu sein. Die Werkstücke sind allerdings zu groß um sie, zumal in europäischer Kleidung, mit Leichtigkeit zu übersteigen. Zwei Mal rasteten wir unterwegs, obschon ich keine außerordentliche Ermüdung spürte. Nach einigen zwanzig Minuten hatten wir die Plattform erreicht, nahe an fünfhundert Fuß über dem Felsengrunde der Pyramide. Auf dieser Plattform, einer Quadratfläche, findet eine Gesellschaft von zwanzig Personen bequem Raum. Wahrscheinlich hatte die Pyramide ursprünglich keine Plattform sondern lief in ihre Spitze aus; doch macht sich dagegen die Vermuthung geltend, es habe auf dieser Pyramide, wie auf ähnlichen Monumenten Oberegypens, anfangs ein Kolosß gesessen\*. Auch war ihr ganzer Stufenbau früher von einem geglätteten marmorartigen Stein überkleidet. So hat die Cheopspyramide noch Herodot gesehen, und die zweite, die nach Cephren benannte, trägt noch heute an ihrer obersten Spitze die Reste eines solchen glänzenden Ueberzugs.

Da stand ich denn auf dem Gipfel der größten Pyramide und durchmaß mit meinem Auge einen weiten Umkreis von dieser merkwürdigen, wundervollen Egyptus. Welch eine Aussicht hatt' ich nach allen Seiten. Im Nordosten lag die Kalifenstadt mit ihren alten Mamelucken-

---

\* Schon Wansleb (im Jahre 1673) behauptete, man sähe auf der Plattform noch die Höhlen in denen der Kolosß befestigt gewesen.

schlössern, mit ihren schlanken Minarets, mit ihren Palmenkronen; mit ihrer Citadelle die eben so prächtig ist als mächtig. Sie lehnt sich an den Mokattam, der wie ein Greis mit seinem weißen Scheitel darüberschaut. Nach Osten wie nach Westen starrte mich an die grenzenlose Wüste mit ihrer Nacktheit, mit ihrem blendenden Sande; nur da und dort zogen sich Strecken kargen Gesträuchs wie Wolfenschatten hin. Nach Norden ruhte das Auge mit Erquickung aus auf dem glücklichen Niltal, mit seinem dunklen Grün, mit seiner Bäume Pracht, mit seinen goldreichen Feldern. In seiner Mitte hat es den heiligen Nil, den Alles ernährenden, den Spender des Lebens. Wie ein Lieblingskind Gottes schlägt es sein dankbares Auge zum Himmel auf. Eingeschlossen ringsum vom starren Wüstensaume, liegt es da wie ein fröhliches Gedenkmeim von einem fernen lieben Freunde. Im Süden endlich ruhen die Ruinen von Memphis; sie schlummern Todten gleich; die Wüste hat sie eingesargt. Daneben trauert das Mumienfeld, ein wahres Schlachtfeld des Todes. Aber noch ragen drüber empor, gleichwie starke treue Brüder, gerüstet gegen jeglichen Troß, die Pyramiden von Abusir, von Sakkara, von Däschur.

Wie Kinder der Schmerzen mögen sie selber geboren worden sein, diese Pyramiden, geboren unter den Händen eines bedrückten Volkes; seine Thränen hangen dran und seine Seufzer. Aber ein adlerkühner Gedanke blitzte auf

in einer Menschenbrust; er wollte unter den Wechselln der Schicksale ein ewiges Denkmal bauen. Da gewann das Gestein der Wildniß die herrliche Form; da thürmte sich auf's Gebirg, von Gott gebaut, ein zweites Gebirg. Wohl stammt es von der Menschen Hand, und ist doch dem menschlichen Auge ein Wunder.

Was haben sie gesehen, diese Pyramiden, im Laufe der Jahrtausende. In ihrem Umkreise schweben der großen Pharaonen Geister; sollten sie auch ihre Leiber nicht bergen in ihrem Innern. Sie haben Joseph und seine Brüder gesehen; sie sind Zeugen geworden vom Auszuge ins gelobte Land und Zeugen vom Strafgerichte am verstockten Pharao. Die tiefe Weisheit Egyptens haben sie gesehen, seine Kunst, sein Glück, seine Macht; aber sie sahen auch seine Sonne untergehen.

Herodot, der Vater der Geschichte, saß zu ihren Füßen, und Alexander der Weleroberer.

Raum leuchtete die Fackel des Christenthums über diese Städte, über diese Wüsten: da fand es auch die aufopferungsvolle Begeisterung der Eremiten, da fand es auch die siegesfreundige Wissenschaft der Alexandrinischen Väter.

Trog dem wich bald das Kreuz des Erlösers dem Halbmonde des Propheten. Ein neues Memphis stand auf; es prangte die Kalifenstadt am Mokattam, dem Islam ein heiliges Centrum.

Bald darauf kämpfte die Barbarei mit der Cultur. Und endlich folgten aufs lange schöne Fest die Schauer einer trüben Nacht.

Aber wieder ein Lichtstrahl schien eh' das letzte Jahrhundert schied. Du haut de ces pyramides quarante siècles vous contemplent, so rief Bonaparte seinem Heere zu; da mußte es siegen. Folgte nicht der Unstern von Abukir, so hatte vielleicht Egypten seine Wiedergeburt dem großen Sohne der französischen Revolution zu danken.

So hab' ich mich recht in der Betrachtung der Gegenwart und der Vergangenheit ergangen, als ich auf dem Gipfel der Pyramide stand. Noch heute freu' ich mich daß ich den herrlichen Moment mit voller Seele genossen. Was hilft's auch, klingt die Glocke den Festlaut, wenn das Herz fehlt wo er wiederklingt.

Als ich herabstieg, hatt' ich wieder die hilfreiche Handleistung meiner vier Beduinen. Ich fand das Hinabsteigen nicht nur beschwerlicher als das Hinaufsteigen sondern an manchen Stellen fast gar gefährlich. Glückliche auf dem Grundfelsen angekommen, besuchte ich das Innere der Pyramide. Bekanntlich führt dazu einer der unangenehmsten und schwierigsten Wege. Ich glaub' es dem verehrten von Schubert\* vollkommen, daß er lieber das Außere der Pyramide drei Mal und eben so oft den tief-

---

\* Vergl. seiner Reise 2. Band S. 200.

sten Bergschacht im Vaterlande habe besteigen mögen, als diesen Weg noch einmal wiederholen.

Die beiden schrägen, engen, niederen Gänge, von denen der eine hinabwärts der andere aufwärts führte, waren mir, obschon sie keine andere als eine sehr gezwungene Haltung des Körpers zuließen, noch erträglicher als eine Strecke Wegs, wo ich auf schmalen Mauervorsprüngen zu beiden Seiten etwa die Hälfte des Fußes setzte und auf diese Weise emporstieg\*.

---

\* Schon der Pater Sicard (zu Anfang des 18. Jahrh.) hat von den Wegen im Innern der Pyramide mit einiger Genauigkeit berichtet. Ich nehme die nachstehenden Angaben desselben aus Paulus Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient 4. Th. S. 341. 342.

„Man geht durch einen Kanal hinein, der abhängig ist und 85 Fuß in der Länge und 3 Fuß 6 Zoll in der Breite hat. Bei diesem Kanal findet man einen anderen der aufwärts geht. Er ist 96 Schuh lang und 3 Schuh 4 Zoll hoch und breit. Am Ausgang dieses zweiten Kanals ist rechts ein eingetrockneter Brunnen. Er läuft bergab, und ist am Ende mit Sand verschüttet. Von diesem Brunnen läuft ein ebener Gang, 113 Schuh lang und 3 Schuh im Quadrat breit, der mit einem Zimmer endigt welches 18 Fuß in der Länge, 16 in der Breite hat, und bis zum Anfange der nach Art eines Eselsrückens gebrochenen Wölbung 21 Schuh hoch ist. Gegenwärtig ist in diesem Zimmer weder Grab noch Leichnam. Beides ist schon vor mehreren Jahrhunderten weggenommen worden.“

„Man geht auf dem nämlichen Wege zurück bis auf die Höhe des zweiten Kanals; von da steigt man über ein 136 Fuß langes Glacis, auf jeder Seite ist eine Bank, jede mit 28 Oeffnungen; das Glacis ist 6 Schuh breit, und bis zum Grund der eselsrückenförmigen Wölbung 21 Schuh hoch. Am hohen Ende des Glacis ist ein ebener Platz, und dem Boden desselben gleich läuft ein mit Granit bekleideter Kanal, 21



Nach sehr alten Nachrichten und zwar denen Makrizi's, Masudi's, auch Abdallatif's, wurde diese Oeffnung in die Pyramide unter Mamun, Sohn des berühmten Harun al Raschid, bewerkstelligt, nachdem man denselben von dem Plane abgewendet hatte, eine der Pyramiden aus Neugierde zu zerstören. Doch ist Silvestre de Sacy aus gutem Grunde zu der Annahme geneigt gewesen, daß Mamun die Oeffnung schon vorfand und vielleicht nur weiter verfolgte.

Uebrigens war das Resultat wenig lohnend. Wir gelangten wohl in eine weite Kammer, genannt die Kammer der Königin, die unsere vier Fackeln spärlich erleuchteten; auch sahen wir darin einen leeren Sarkophag; aber wir blieben ohne jeden großartigen Eindruck. Nur das Bewußtsein hatten wir, im Herzen des angestaunten Weltwunders zu sein. Die Beduinen wollten mich noch höher zu einer andern Kammer oder noch zu zwei andern führen; doch zog ich vor, den aufgestörten großen Fledermäusen das Terrain zu räumen.

---

Schuh lang, 3 Schuh 8 Zoll breit, und 3 Schuh 4 Zoll hoch. Von diesem Kanal geht man in den zum Begräbniß bestimmten Saal. Dieser ist 32 Fuß lang, 16 breit und eben so hoch. Das Pflaster, die Decke und Mauern sind mit Granit bekleidet. Auf dem Boden, 4 Schuh 4 Zoll von der Mauer weg, steht der Sarg. Er ist von Granit, aus einem Stück gehauen und ohne Deckel. Er ist 7 Schuh lang, 3 Schuh breit, einen halben Schuh dick und 3 Schuh hoch. Wenn man darauf schlägt, klingt es wie eine Glocke."

Dessen darf man aber wohl gewiß sein, daß das Innere dieser so wie der anderen Pyramiden noch interessante Geheimnisse verbirgt. Wenn man auch immer die Bestätigung finden wird daß sie ihrer Hauptbestimmung nach als königliche Gräber erbaut worden sind, so wird sich dabei doch noch manche Besonderheit des Baues und auch die Rücksicht auf sekundäre Zwecke ergeben. Den großen Kanalbauten in der Tiefe, die schon Herodot und Plinius angeben, wird man gewiß immer noch mehr Klarheit abgewinnen.

Die zwei ansehnlichsten Nachbarpyramiden, die des Cephren oder des Sepsuphis und die des Mykerinos oder des Moscheris, begnügt' ich mich bescheiden von außen und von unten zu genießen, wenn gleich einer der Beduinen sehr bereitwillig war vor unseren Augen die zweite, gegen vierhundert Fuß hohe, die des Cephren, zu erklettern.

An Material unterscheiden sich die beiden letzteren nicht wesentlich von der ersten; denn ein Irrthum war's daß man früher glaubte, die dritte Pyramide sei aus dem prächtigen schwarzröthlichen Granit erbaut woraus nur ihre Ueberkleidung bestand. Die Kostbarkeit dieser Ueberkleidung war sehr verführerisch; doch fällt ihre gewaltsame Wegnahme erst in die letzten Jahrhunderte; noch jetzt liegen Ueberbleibsel davon am Fuße der Pyramide, während bei der zweiten ein Rest des ehemaligen farbigen Marmor-

überzugs noch heute wohl erhalten herab vom Gipfel schimmert. Uebrigens sind bekanntlich mehrere der anderen Pyramiden Egyptens aus Back- und Ziegelsteinen erbaut, und unter den kleineren von Daschur ist auch eine aus Ziegeln derselben Art errichtet wie sie die Israeliten nach dem ausdrücklichen Berichte der Bücher Moses gefertigt haben. Diese Ziegeln bestehen nämlich aus Erde oder vielmehr aus Rilschlamm, der mit fleingehacktem Stroh zu festerem Halt vermischt und an der Sonne gehärtet ist.

Die zwei ersteren Pyramiden, in geringer Entfernung von einander und mit gleichen Seitenflächen dem Auge entgegentretend, scheinen von gleicher Größe zu sein. Daher konnten auch die arabischen Dichter, „in der Trunkenheit ihrer Begeisterung,“ wie Abdallatif sehr richtig hinzusetzt, beide „ein Zwillingsspaar gewölbter Brüste“ nennen, die sich über dem Busen Egyptens erheben.

Bekanntlich ist man auch in das Innere der zweiten Pyramide eingedrungen, und schon das erste neuere Unternehmen der Art durch Belzoni 1816 war nicht ohne Ausbeute. Der große von ihm in einem Zimmer aufgefundene Sarg enthielt Gebeine eines Apis. Er traf auch eine Inschrift, welche einen früheren Besuch daselbst durch einen Kalifen bezeugte.

Die dritte trägt auf einer ihrer vier Seiten Spuren einer roh zerstörenden Hand an sich. Abdallatif war Augenzeuge davon wie im Jahre 1196 der Kalif Osman

Von Jussuf „auf thörichten Rath“ mit außerordentlichen Kräften die Zertrümmerung der Pyramide unternommen. Er erzählt daß von dem Krachen der herabstürzenden Felsenstücke die Berge bebten und die Erde dröhnte. Dennoch mußte es nach acht Monaten schwerer Kosten und unsäglicher Arbeit beim mißlungenen schwachen Versuche bleiben.

Unter den kleineren thurm hohen Pyramiden waren mir die Trümmern derjenigen am interessantesten, die des Cheops königliche Tochter vom Gelde ihrer Liebhaber erbaut haben soll. Ich dachte dabei: Was läßt sich wohl heutzutage mit solchen Liebesopfern bauen. Diese gewiß vorsündfluthliche Galanterie setzt voraus vorsündfluthliche Liebesneze, auch dergleichen Liebespfeile. Welche Phantasie mag ihre Bilder colossäl genug davon schaffen. Immer ist Herodots Nachricht ein schöner Beitrag zur verlorenen Niesenchronik der Vorzeit.

Ob Herodot Recht hat die Königin der Pyramiden dem Cheops zuzuschreiben, oder Manetho der sie dem Pharaos Suphis zuschreibt: darüber sind die Forscher noch nicht einig, ob schon man in einer neuerdings aufgefundenen inneren Kammer den Namen des Letzteren in Hieroglyphen entziffert hat. Immer nimmt sichs vortrefflich aus alle drei größeren Pyramiden, so wie es Herodot thut, als Familienstücke zu betrachten, da Gephren des Cheops Bruder und Mykerinos des Cheops Sohn gewesen.

Dazu tritt dann noch die zerstörte Liebhaberpyramide von der Tochter des Cheops.

Eine gar interessante Nachricht danken wir Herodot über die Baukosten der Cheopspyramide, die sich auf dem platten Marmorüberzuge zu seiner Zeit noch aufgezeichnet vorfanden. Darnach haben hunderttausend Menschen während eines Zeitraumes von dreißig Jahren die Pyramide zur Ausführung gebracht und dabei für sechzehnhundert Talente (etwa anderthalb Millionen Thaler) Zwiebeln, Knoblauch und Rettig verzehrt.

Bis auf welches Alterthum die Erbauung derselben zurückgeht, ob aufs dritte Jahrtausend vor Christus, ob aufs vierte oder auf ein noch früheres: darüber werden wohl baldigst Bunsen und Lepsius die gültigsten Aufschlüsse darbieten.

Auch die Hieroglyphen auf den Pyramiden, von denen Abdallatif angibt, obschon wahrscheinlich nicht ohne orientalische Hyperbel, daß allein die der beiden größten zehntausend Blätter füllen würden, während sie später so oft übersehen worden sind, auch diese Hieroglyphen werden gewiß durch den letztgenannten neuesten Forscher der gelehrten Welt vollkommen vermittelt werden.

Wenn auch naiv doch natürlich genug war es, daß fromme Pilgrime sehr frühzeitig in den Pyramiden die Getraidekammern Josephs wiedererkannten. Gregor von Tours im sechsten Jahrhundert erklärte sogar aus dieser

Bestimmung die Art des Baues. Er sagt nämlich, sie seien oben so eng gebaut damit nur durch eine kleine Oeffnung der Waizen hineingeworfen würde, während sie unten Unermeßliches in sich faßten. Dazu kam der frommen Anschauung noch die Wissenschaft selber, wie es schien, zu Hilfe. Denn das griechische Wort *pyros*, welches Waizen oder Getraide bezeichnet, findet sich in dem Namen der Pyramide wieder.

Noch einer Ueberraschung muß ich gedenken die ich nahe beim Eingange in die Cheopspyramide hatte. Dort prangt nämlich in Farbenschmuck die Hieroglypheninschrift wodurch Lepsius mit seiner Expedition unlängst den Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm IV. gefeiert hat. Das ist ein sinniger Ausdruck eines festlichen Gedankens. Das deutsche Vaterland darf eben so stolz sein als sich innig freuen, wenn die Erwartungen von den Resultaten der preussischen Expedition in Erfüllung gehen, wenn somit das überraschendste und klarste Licht über die geheimnißvolle Vorwelt am Nil aus der Liberalität eines deutschen Fürsten, aus dem Scharffinne beharrlicher deutscher Forscher gewonnen werden wird. Dann wird auch diese Inschrift von den spätesten Jahrhunderten noch mit dankbarem Auge gesehen werden.

Nachdem ich die Pyramide in einer Viertelstunde umgangen hatte, staunt' ich den ungeheueren Sphinx an, den die Sandwüste fast gänzlich bis auf den Kopf in ihren gierigen Rachen gefaßt hat. Diese geniale Schöpfung

schließt würdig die Gruppe dieser Bauwunder; nur darf man ihr nicht zu nahe treten, weil dann die Verstümmelungen, besonders die fehlende Nase, stören. Es läßt sich jetzt nicht mehr gut mit Abdallatif davon sagen: „Er scheint zu lächeln und Einem freundlich zuzuwinken.“ Doch begreift man trotz aller Verunstaltungen noch heute die Bewunderung, die selbst Denon, jener competenteste der Kritiker, dem Sphinx gezollt hat, und zwar besonders dem graziösen, sanften Gesamtausdrucke des Kopfes, sowie der lebensvollen Weichheit und Lieblichkeit des Mundes. Abdallatif konnte gar wohl auf die Frage, was das Wunderbarste gewesen von allem, was er gesehen, immer die Antwort geben: Abu 'Ihäul's Gesicht\*. Und auch Denon sagt, daß zur Zeit einer solchen Schöpfung die Kunst auf einer hohen Stufe der Vollendung gestanden haben müsse, und daß man Unrecht gehabt habe immer nur den großartigen Umfang dieses Monuments anzustaunen, da die vollendete Ausführung desselben noch anstaunungswürdiger sei.

Der Kopf dieses aus einem einzigen Felsen ausgehauenen Riesen hat ungefähr zwanzig Fuß Länge. Nach Plinius liegt in ihm der König Amasis begraben, während er nach dem in den hieroglyphischen Zeichen daran gelesenen Namen seinen Erbauer, den Pharao Thothmes IV.,

---

\* So nennen die Araber diesen Sphinx. Abu 'Ihäul heißt der Staunenswerthe, eigentlich Vater des Staunens.

aus dem funfzehnten Jahrhundert vor Christus, abbildlich darstellen soll. Daß er in der That unterirdisch mit den Pyramiden in Verbindung gestanden und von den Priestern, die von dort aus in seinen Kopf gelangten, zu Drahtseilen benutzt worden ist, werden künftige Untersuchungen noch klarer darthun.

Wohl würde man den Versuch der französischen Expedition, diesen großen Todten aus seinem Sandgrabe zu erlösen, längst erneuert haben, müßte man nicht fürchten daß die Wüste ihren Raub unerbittlich zurückfordern würde.

Ich hatte mir den Besuch der südlichen Pyramidengruppe sowie der Ruinen von Memphis für eine besondere Wanderung aufgehoben. Drum kehrte ich in gerader Richtung nach Cairo zurück. Mein Dragoman, der so oft bei den Pyramiden gewesen, führte mich auf dem Heimwege in Unkunde des richtigen Weges durch ein hohes Weizenfeld; er entschuldigte sich damit daß fast alljährlich durch die Nilüberschwemmungen die Wege sich veränderten.

Aber den Abschied von den Beduinen, meinen Pyramidenführern, hab' ich vergessen. Ich bezahlte ihrer fünf. Kaum waren sie von uns gegangen, so sahen wir wie sie sich zum Spiele zusammensetzten. Mein Dragoman sagte mir daß sie die Gewohnheit hätten so zu spielen daß die sämtlichen Trinkgelder einem einzigen zufallen.



Bei guter Stunde des Nachmittags war ich wieder in meiner Casa Pini. Am Tage darauf fühlte ich in den untern Extremitäten eine außerordentliche Ermüdung. Ich glaube daß nichts dazu mehr gewirkt hatte als die zukommende Hilfeleistung meiner Beduinen, durch die ich mich zu ganz unnöthiger Beschleunigung hatte verführen lassen. Mein Dragoman, der langsamer und ohne Beihilfe hinterdrein gegangen war, hatte keine ähnlichen Folgen davon.

---

Am Tage vor meiner Nilreise nach Terraneh hatt' ich ein kleines Abenteuer. Ich wollte Herrn v. L. besuchen; seine kleine ausgewachsene verschmigte Schwägerin machte sich den Scherz mich in Abwesenheit des Herrn v. L. zu seiner Frau zu führen, die in ihrem Zimmer von acht orientalischen und zwar wohl lauter levantinischen Frauen umringt saß. Herr v. L. hatte mir früher erzählt, daß er selber nicht in das Zimmer seiner Frau treten dürfe wenn diese den Harem eines Pascha oder eines anderen Großen bei sich sieht. Ich war daher nicht wenig überrascht als ich in diesen Kreis eintrat, und wurde es noch mehr als bei meinem Eintritte diese Frauen sämmtlich vom Divan, worauf sie mit untergeschlagenen Beinen saßen, hastig herunter traten um mich stehend zu begrüßen.

Ich erfuhr später daß diese Artigkeit eine allgemeine Regel ist. Ich nenne es Artigkeit; sie hängt aber mit der großen Ehrerbietung zusammen, mit der nach Gesetz und Gewohnheit die Frau dem Manne im Oriente begegnet.

Unter diesen Frauen befanden sich mehrere gar hübsche Gesichter. Durch die reiche Fülle ihrer Formen erinnerten sie an die gepriesene Rebekka, deren bedeutungsvoller Name nach dem Geschmacke der Orientalen noch heute einen vorzüglichen Liebreiz bezeichnet. Meine Nachbarin verstand ein wenig Italiänisch. Ich drückte ihr meine Verwunderung aus daß mich die Damen unverschleiert empfingen. Sie entgegnete, vor uns Franken hätten sie sich nicht zu fürchten; uns hielten sie für gute Kinder. Ich wußte nicht ob dies Compliment in der That schmeichelhaft war. Aber sehen Sie, fuhr sie fort, Eine hat sich doch verschleiert; sie ist aber auch die Häßlichste. Und sie hatte Recht.

Mit welchem Luxus waren diese Damen geschmückt. Brillanten trugen sie alle; davon gefiel mir besonders ein Halbmond der von einer schönen Stirne glänzte. Diejenige die ihn trug beeilte sich ihn abzunehmen, damit ich ihn aufs Genauste bewundern könnte.

So tragen also die Muhamedanerinnen ihren Halbmond wie die christlichen Frauen ihr Kreuz, wie ehemals die Jüdinnen ihr goldnes Krönlein in der Form der Stadt Jerusalem. Und so hat sich überall der eitle Frauenschmuck

zum Träger des bedeutungsvollsten religiösen Symbols gemacht.

Keine Kleinigkeit waren die langen breitgeflochtenen Zöpfe dieser Frauen. Tausend und noch mehr Goldstückchen hingen an einem jeden. Wenn der Seiz, galant wie es das Bedürfniß gebietet, um die Dame auf seinem Esel den Arm legt, ist's kein Wunder daß er begehrllich auf die Kehrseite seiner Reiterin schießt. Einer von denselben Frauen die ich hier auf ihrem Abschiedsbefuche bei Frau v. L. sah wurde in der That beim Ritte nach Hause der Zopf um einige Goldstückchen geschmälert. Dabei sind diese Zöpfe nicht immer von falschen oder künstlichen Haaren. Es ist bekannt daß die Orientalinnen die besonderste Pflege auf ihre langen schönen Haare verwenden. Ich berufe mich dafür zum Ueberflusse noch auf ein vollgiltiges Zeugniß, auf das der Lady Montague, die, wie sie versichert, nirgends schönere Haarköpfe gesehen hat als im Morgenlande. Ich habe, sagt sie ausdrücklich, bei einer Dame hundert und zehn lange Locken gezählt, die alle natürlich waren. Die Lady setzt noch hinzu daß überhaupt alle Arten der Schönheit im Oriente allgemeiner seien. Darüber möchten die Urtheile verschieden ausfallen.

Uebrigens sieht man aus diesem reichen Schmucke, in den sich die Schönen und Unschönen des Orients kleiden, daß das Glend worin sie schmachten wenigstens ein glän-

zendes ist. Denn als ein Elend möchten doch wohl die Frauen des emancipationslustigen Deutschlands das sociale Verhältniß der hiesigen Frauen charakterisiren — ich spreche jetzt besonders von den Haremsfrauen — bei ihrer gefängnißartigen Abgeschlossenheit vom öffentlichen Leben, von der geistigen Cultur, ja selbst vom Lichte der Sonne. Nichts aber mag eine reichere Quelle des Unglücks für dieselben sein als der Zwang, mit anderen Frauen den Besiß des Gatten zu theilen. Daher bietet auch die Frau Alles auf um keine Nebenbuhlerin zu erhalten. Stammt sie aus einer vornehmeren Familie als ihr Gatte, so bindet sie denselben durch die Furcht vor der Rache ihrer Angehörigen. Man darf übrigens nicht glauben, daß zwei oder mehrere Frauen eines Harems zusammen zu wohnen pflegen; so weit geht nicht leicht jemals die Eintracht. Selbst Leute der geringeren Classe suchen — wenn sie, was nicht eben immer der Fall ist, mehr als eine Frau haben — die Trennung der Gemächer zu ermöglichen.

Bei dem Allen besitzen die Frauen im Oriente vielleicht noch eine größere Gewalt über ihre Männer als die unsrigen. Man weiß wie fest der Orientale am Genusse hängt; wie er seine liebsten Stunden im häuslichen Heiligthume, diesem unantastbaren Asile, verändelt und verträumt; wie er den Glanz seines Hauses in keinem Stücke mehr sucht als in der Herrlichkeit seines Harems und in dem Schmucke seiner Frauen. Auch haben die Frauen hier gewisse Rechte

an den Ehemann, die anderwärts wenigstens nicht auf eine ähnliche offizielle Weise geltend gemacht werden. Jetzt gerade besitzen die ehelichen Klägerinnen ihren Hauptanwalt an der Tochter Mehemed Ali's, der Wittwe jenes berühmigten Desterdars, den ganz kürzlich als Gouverneur vom Sennaar der eigne Schwiegervater vergiften ließ\*. Während der Muhamedaner bedenklich zweifelt, ob er auch der Frau eine vernünftige Seele so gut wie sich selber zuschreiben soll, scheint er indessen um so mehr die Rechte ihrer leiblichen Erscheinung hochzuachten. Daher kommts

---

\* Von diesem merkwürdigen Manne, Mohammed Bey, gewöhnlich als Desterdar bezeichnet, hört' ich Vieles erzählen. Er hatte in Cairo zur gewöhnlichen Gesellschaft in seinem Zimmer auf seinem Divan einen Löwen und eine Tigerin, beide ohne alle Fessel. Er selber soll in seiner Gesichtsbildung eine auffällige Aehnlichkeit mit einem Tiger gehabt haben. Auch seine Besuche empfing er in dieser unheimlichen Gesellschaft, wobei es natürlich zu mehr als einem Abenteuer kam.

Seine herzlose Grausamkeit gegen eine seiner schwarzen Frauen, die er als sie einen geringfügigen Auftrag vergessen hatte auf der Stelle mit dem Pistol das er im Gürtel trug niederschoss, zog ihm einst einen gefährlichen Aufstand seiner schwarzen Leibgarde zu. Sie wollten sich seiner sogleich bemächtigen; er entsprang aber in ein Seitengemach, von wo aus er hinein in den Garten um Hilfe schrie. Ibrahim Pascha half ihm mit einem Bataillon Soldaten aus der Klemme. Nicht einer der Garden ergab sich eher als bis er durchbohrt war.

Ein Beispiel von seiner Rechtspflege muß ich erzählen. Eine Milchfrau verklagte einen Soldaten, der es leugnete ein Glas Milch von ihr getrunken zu haben. Der Desterdar fragte wann der Soldat die Milch getrunken habe, und als er hörte: vor wenig Minuten, ließ er ihm auf der Stelle den Leib aufschneiden. Die Milch fand sich; die Frau erhielt ihre Bezahlung. Das heißt, ein Exempel statuiren.

wohl auch daß er bei Entlassung seines Harems, wie sie kürzlich Mehemed Ali vornahm, keineswegs verlangt daß sie unverheirathet bleiben. Ein Gegensatz zu unsern Sitten ist's daß es für sehr ehrenvoll galt, eine Frau aus dem Harem Mehemed Ali's heimzuführen. Das war Ehrensache der Großen seines Hofes.

Uebrigens würde jeder Orientale der Frau von Staël dieselbe Antwort wie Napoleon gegeben haben, als sie ihn fragte welche Frau ihm die erste der Welt zu sein dünke. Napoleon nannte bekanntlich diejenige die am öftersten Mutter würde. Wie es im Morgenlande vor vier Jahrtausenden war, zur Zeit der häßlichen Lea und der schönen Rahel, so ist's noch heute. Die schöne Rahel ohne „Erbauung,“ ist unglücklich und neidisch über die Mutter Lea, trotz ihres „blöden Gesichtes.“ Dazu erfreuen sich die orientalischen Mütter, und zwar am allermeisten die der Beduinen und der Fellahs, eines beneidenswerthen Privilegiums daran daß sie die an Eva ergangene fluchbeschwerte Verheißung an sich ohne Erfüllung zu lassen pflegen. Sie wissen daher auch nichts vom europäischen Wochenbette. Daß eine Frau mit dem neugeborenen Kindlein im Arme der Karavane sich wieder anschließt, von der sie wenige Stunden vorher mit leerem Arme seitwärts trat: das ist nichts Außerordentliches. Morier erzählt von einer Arbeiterin im Weinberge, die das neugeborene Kind auf dem Rücken zur Bescherung nach Hause trug. Uebri-

gens wäre dem jegigen entvölkerten Egypten nichts wünschenswerther als die Erneuerung jenes Talents wornach Aristoteles von einer Egyptierin erzählte, daß sie vier Mal fünf Kinder geboren.

---

## Die koptischen Klöster der libyschen Wüste.

Am achtzehnten April des Nachmittags um Vier ritt ich mit meinem Ali nach Bulak; die österreichische Flagge wehte mir von einer großen Nilbarke entgegen, die bereits den Generalconsul und seine Familie sammt Dienerschaft aufgenommen hatte um sie nach Alexandrien überzusiedeln. Auch ich eilte auf die Barke um eine Strecke Wegs mitzumachen; ich wollte nach Terraneh und von Terraneh aus zu den koptischen Klöstern der libyschen Wüste.

Unsere Fahrt war angenehm; zwei Mal stiegen wir ans Ufer: da gab's die Turteltaube, den Wiedehopf und anderes Geflügel in Menge; wir schossen schnell eine reiche Ausbeute für unsere Küche. Am Zwanzigsten früh schied ich von der lieben Familie, nachdem der Generalconsul mich und mein Vorhaben noch aufs Nachdrücklichste dem Verwalter von Terraneh empfohlen hatte. Das herrschaftliche Gebäude von Terraneh gehört dem Italiäner Cibara, der das Monopol des Natron vom Vizekönig an sich gebracht hat. Es prangt am Saume dieses unansehnlichen Dorfes wie eine zauberhafte Schöpfung. Nachdem ich mich in den dufenden Gärten die es umgeben



genug ergangen hatte, badete ich im Nil; fand aber daß man in seinem weichen Grunde leicht haften bleibt.

Des Nachmittags um Fünf trat ich mit einer starken Caravane den Ritt nach der Niederlassung bei den Natronseen, nach Castello Gibara an. Das war meine erste Wüstenreise; das Ensemble war seltsam genug. Dreißig Kamele, einige zwanzig Büffel, eine starke Bedeckung bewaffneter Araber, größtentheils auf Eseln, dabei auch mehrere Frauen und Kinder: so zogen wir aus. Ich selber war bewaffnet mit doppelter Brille, deren eine mit ihren vier blauen Gläsern mein Auge gegen den gefährlichen Widerstrahl der Sonne im Sande schützte, und hatte den Kopf geschmückt mit großem Strohhute, von dem herab ein grüner Schleier wehte: so mag ich wohl auch selbst eine seltsame Figur in der seltsamen Gesellschaft gespielt haben. Ueber den Kanal trug mich ein starker Araber auf seinen Schultern; auf dem weiten Stoppelfelde daneben sammelte sich die Karavane. Die Sonne sank als wir aufbrachen; sehr bald darauf ritten wir über die unabsehbliche in der Abendsonne bleichrothe Sandstrecke der libyschen Wüste.

Die Nacht war wunderschön; die Sterne, so schien's mir, leuchteten hier mit noch hellerem Lichte als im europäischen Norden; die Temperatur war angenehm kühl. Mein muthiger Esel, der vor allen seinen Genossen durch seine stattlichere Haltung sowie durch sein prächtiges Zaum-

und Sattelwerk hervorglänzte, trug mich oft an den Kopf der Karavane; aber meine besorgten Wächter ereilten mich mit bittendem Vorwurfe; ich blieb dann in der vollen Gesellschaft. Nur nahm ich mich vor der Begegnung mit der Büffelheerde in Acht, die wiederholt in einen feurigen Tact verfiel. Dagegen hielten sich die Kamele wie ehrbare Philister.

Bald nach Mitternacht gönnte sich die Karavane eine kurze Rast, sie kam mir sehr erwünscht; denn die ungewohnte Strapaze hatte mich unbeschreiblich schläfrig gemacht. Da lagerten wir uns bei einer Strecke grünen Strauchwerks, woran unsere Thiere sich laben sollten, während ihre Wächter sich um ein Feuer zu einer Tasse Kaffee gruppirt. Zwei Stunden mocht' ich, gehüllt in meine wollene Decke, geschlummert haben, als ich zum Aufbruche geweckt ward; nach einer Tasse Kaffee bestieg ich mein wackeres Thier wieder.

Nachdem der Morgen gegraut, sahen wir in der Ferne zu unserer Linken mitten in der Wüste ein hohes steinernes Mauerwerk und noch weiter ein zweites: es waren zwei von den koptischen Klöstern; bald bligte uns auch einer der Natronseen mit seinem dunklen Rothblau entgegen, eine Schaar Flamingos stieg aus seinem Schilf auf; zur Rechten zeigte sich das Castello Gibara; hinter dem Allen aber zog das niedere libysche Gebirg einen hochröthlichen Saum. Früh um Neun waren wir am Ziele. Da

fand ich mitten in der Wüste einen gastlichen Raum. Ein Italiäner, der als Pharmaceut die Bearbeitung des Natron leitet, bewohnt das Herrnhaus oder vielmehr das Castell, wovon man sich freilich keinen hohen Begriff machen darf; wir betrachteten uns, die zwei einzigen Europäer unter diesen Söhnen der Wildniß, wie brüderliche Verwandte. Dies Castell geht auf eine alte Construction zurück, genannt Kaffr, und ist zum Theil aus Natron gebaut. Durch Sibara hat das Castell selbst wesentlich gewonnen, und die Bauten um dasselbe danken ihm größtentheils ihre Entstehung.

Des Nachmittags machten wir einen Ausflug zu den Natronfeldern und Natronseen. Welch eine wunderbare Erscheinung. Mitten in dieser nur selten von Gräsern und Sträuchern unterbrochenen Sandwüste giebt es mehrere lange Strecken wo das Natron wie krySTALLisirte Früchte aus der Erde wächst. Man glaubt ein waldiges Feld voll Moos, Kräuter und Sträucher von einem starken Reif überfallen zu sehen. Denkt man sich diesen winterlichen Anblick unter der egyptischen Sonnengluth, so wird man begreifen wie seltsam er überrascht. Dieses Natron auf der Sandfläche wird durch das Austreten der Natronseen erzeugt. Da das Wasser bald mehr bald weniger Salztheile zurückläßt, so sind auch die genannten Bildungen bald mehr blendend weiß bald mehr mit der Sandfarbe vermischt. Die Natronseen selbst, ich glaube sechs an der

Zahl, in einem weiten Thale zwischen zwei Reihen niedriger Sandhügel gelegen, boten, namentlich die drei die wir besuchten, durch ihr dunkles Blau und Roth einen schönen Contrast mit dem bleichen Sande dar. Aus diesen wenig tiefen Seen bricht man das Natron als eine starke Kry- stallkruste in großen viereckigen Tafeln ab, die von Farbe bald schmutzig weiß, bald fleischfarben, bald dunkelröthlich sind. Die Fellahs stehen bei dieser Arbeit ganz nackt im Wasser, mit eisernen Stangen versehen. Da sich das Abgebrochene schnell wieder erzeugt, so ist dieser Reichthum unerschöpflich. Auch wird allerdings von hier aus fast ganz Europa mit Natron versorgt, was schon seit Jahrhunderten geschehen mag; wenigstens erzählt schon Sicard zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß damals alljährlich sechs und dreißig tausend Centner Natron für den Großherren gebrochen wurden, die demselben sechs und dreißig Beutel eintrugen.

An dem einen See lag die durch mehrere hundert Fellahs in der letzten Woche gewonnene Ausbeute in großen Schichten vor; mein Begleiter hatte Ursache mit der Leistung des einen Dorfes unzufrieden zu sein. Der Scheik des Dorfes stand vor uns. Er tadelte denselben scharf, und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, zog er ihm seine Peitsche aus Elephantenhaut ein paar Mal über den nackten Rücken. Der Scheik sprang so schnell wie eine Gazelle in den See, und nahm die weiteren In-

struktionen par distance auf. Aber mit einem so barbarischen Lehrsysteme glaubte es gegen diese Fellahs selbst dieser Italiäner, der sonst von milden Sitten war, halten zu müssen.

Von den Seen werden die Natrontafeln, nach einer bereits an den Ufern selbst vorgenommenen Reinigung, nach dem Castell gebracht, wo es durch verschiedene Vorrichtungen zu blendend weißem Pulver wird. In dieser Gestalt geht es in großen Transporten nach Terraneh ab.

Merkwürdig ist was mir mein Begleiter (Barsi ist sein Name) von dem guten Wasser dieser Wüstengegend erzählte. Er hat an mehreren Stellen nur wenig in die Tiefe graben lassen und fast überall Trinkwasser gefunden, doch so daß es da und dort eine mineralische Eigenthümlichkeit und zwar nach verschiedenen Graden hatte. Damals eben wollte er eine Sendung von sechserlei Wasser an Mehemed Ali machen; ich kostete eins davon, das ein herrliches Trinkwasser war. Diese Erscheinung mag wohl mit dem Umstande zusammenhängen daß der Nil früher einen Abfluß durch die libysche Wüste genommen hatte. Oder wenn dieser Nilabfluß durch die Wüste, worauf doch wohl auch der arabischen Geographen sogenannter Bahr belama (Fluß ohne Wasser) in diesem Striche der Wüste zurückweist, nicht außer allem Zweifel stehen sollte, so würde er durch die genannte Erscheinung eine Bestätigung gewinnen.

In der kleinen Naturaliensammlung des Herrn Barfi fiel mir besonders ein schöner Queber auf, wovon nach Paris erst durch Leon de Laborde Exemplare gebracht worden sind, während einige Jahre früher Ehrenberg und Rüppell Exemplare davon nach Berlin und nach Frankfurt vermittelt hatten. Derjenige den ich hier sah traf ziemlich genau mit der farbigen Darstellung in Leon de Laborde's Reisewerk zusammen. Wahrscheinlich stammt aber keins der Exemplare in Berlin, in Frankfurt, in Paris, aus der Makariushüste oder überhaupt aus der libyschen Wüste. Laborde giebt an, er sei in der Halbinsel des Sinai häufig. Arabische Schriftsteller setzten ihn zwischen Kage und Wiesel; aber das Schwänzchen, das ihm Bochart in seinem Hierozoikon nach denselben arabischen Autoren geben wollte, das trägt er nur auf dem Papier\*.

Am zweiundzwanzigsten April in aller Frühe unternahm ich von Castello aus meine Wanderung zu den

---

\* So beschreibt ihn Laborde: Ces animaux, vifs dans leurs mouvements, cherchaient à mordre lorsqu'on les saisissait; leur poil est brun-jaunâtre, pâlit et alonge chez les vieux; leur forme par la vivacité des yeux, la tête près des épaules, la croupe rentrée et privée de queue, se rapproche du cochon d'Inde. Leurs jambes sont d'égale hauteur, mais la disposition de leurs pieds est particulière; au lieu d'ongles ou de griffes ils ont trois doigts devant et quatre derrière, et marchent comme les lapins sur la longueur de la jambe. Siehe Voyage de l'Arabie pétrée etc. Paris 1830. Scite 47.

nachbarlichen koptischen Klöstern. Außer meinem Drago-  
man und dem Sekretär des Castells, einem gebornen  
Kopten, Namens Malem Saad, hatt' ich noch acht be-  
waffnete Natronswächter mit mir. Eine so starke militäri-  
sche Bedeckung hielt man der umherstreifenden Beduinen  
halber für nöthig; doch sahen wir deren nirgends, und von  
Bierfüßlern begegneten uns nur mehrere graziöse Gazellen  
und ein Wildschwein mit seinen Jungen. Dagegen erzählt  
Sicard, daß er alle Morgen im Sande auch Spuren von  
Bären, Hyänen und Wölfen gesehen. Zu Anfang un-  
serer Wanderung sahen wir mehrmals Flamingos, Enten  
und andere Wasservögel aus den Seen aufsteigen; sie  
waren aber schwer zu schießen.

Der genannten koptischen Klöster sind vier, in einer  
Entfernung von wenig Stunden von einander. Kloster-  
ruinen und mehr noch Klosterschutt sah ich in der ganzen  
Umgegend in Menge. Man erzählte mir daß gegen drei-  
hundert koptischer Klöster vor Zeiten in dieser Wüste ge-  
standen haben, was Wahrscheinlichkeit durch die historische  
Thatsache gewinnt, daß Kaiser Valens gegen das Ende  
des vierten Jahrhunderts fünftausend Mönche aus diesem  
Wüstenstriche zu Soldaten ausheben ließ. Dem Vater  
Sicard erzählte sein Begleiter, der Superior des Maza-  
riusklosters, daß man ehemals in dieser Wüste von Scete  
und auf dem Gebirge von Nitrien eben so viele Klöster  
zählte als Tage im Jahre. Und Ueberreste von funfzig

Klöstern will Sicard auf einer einzigen Strecke selbst unterschieden haben.

Von Außen sowie auch im Innern sehen diese Klöster einander sehr ähnlich. Bald mehr in der Form des Quadrats bald mehr in der des Parallelograms liegen sie da, von ziemlich hohen und gegen hundert Schritte langen Mauern umschlossen. Aus der Mitte dieser Mauern spitzen einige Palmen hervor; denn jedes Kloster hat in seinem Umkreise einen kleinen Garten. Auch hat jedes Kloster einen Thurm mit einem Glöcklein, der um ein wenig über die Mauer emporsteigt. Der Eingang, eine eisenfeste Pforte, ist so niedrig daß auch die Esel auf denen wir ritten nur ohne Sattel hineinfriechen konnten. Dazu liegt noch an jeder dieser Pforten ein großer wie ein Mühlstein zugerichteter Block Sandstein, um damit im Falle feindlicher Angriffe den Eingang noch sicherer zu verwahren.

Innerhalb der Mauern sieht man nichts als altes zum Theil verfallenes Gemäuer, worin die Wohnungen der Mönche sind.

Der oben genannte Thurm ist immer durch eine in Ketten hängende Zugbrücke in eine gewisse Isolirung vom Körper des Klosters gebracht, um selbst noch gegen die ins Kloster eingedrungenen Feinde ein Asyl zu bieten. Uebrigens beherrscht der Thurm gerade den Eingang zum Kloster. Im Thurme selber ist, außer einer Kapelle, einem Brunnen, einer Mühle, einem Backofen und einer Vorrathskammer —



alles was ein längerer Abschluß im Thurme gegen den Feind erheischt — auch die Kammer der Bibliothek.

Die Kirchen oder Kapellen, deren jedes drei und noch mehr hat, sind wohl ansehnlicher als die Zellen, doch bleibt auch ihnen der Charakter einer ärmlichen Einfachheit. Hie und da blickt aus dem Mauerwerk bei Zellen- und Kapelleneingängen, ein Stück Marmorsäule, ein Stück Fries oder dergleichen hervor. So hat man aus Trümmern vergangener Pracht und Größe die dürftige Gegenwart erbaut.

Zum ersten Kloster das wir besuchten machten wir etwa acht Stunden Wegs. Wir wurden sehr freundlich empfangen, da mein Kopte recht wohl von den Brüdern gekannt war. Salam oder Salamalek wechselten wir gegen einander aus, indem wir dabei die Hand auf Brust und Stirne führten. Dies Kloster trägt vorzugsweise den Namen des heiligen Makarius. Ich sage vorzugsweise, weil dieser ganze Wüstenstrich die Makariuswüste und alle vier Klöster die des Abu Makar genannt werden. Der Brüder trafen wir funfzehn; während einst Sicard nur zwei Mönche und zwei weltliche Diakonen vorfand. Ihre Gesichter waren alle bleich, mehrere krankhaft gelblich. An den Augen litten die meisten; der Vorsteher war gänzlich blind. Die Zellen sind finstere, fast wie in Stein gehauene Kammern und Kämmerchen zur ebenen Erde, ohne Fenster; nur durch die Thüre fällt das Licht hinein.

Eine dieser Zellen war mein Gastzimmer. Nachdem es finster geworden, hatt' ich in einem Winkel ein Lämpchen brennen. Ich saß zu ebner Erde; zu meiner Rechten saß mein koptischer Sekretär mit weißem Turban, in seinem seidenen Gürtel ein Paar Pistolen und sein Schreibzeug, Krieg und Frieden; zu meiner Linken saß mein kleinäugiger Dragoman gehüllt in sein langes weißes Hemd, bedeckt mit dem rothen Tarbusch. An beide schlossen sich an zum Kranze sechs koptische Klosterbrüder in ihren dunklen Gewändern nebst dunklem Turban, langen Bärten, leidenden Zügen. Unsere Pfeifen gingen von Hand zu Hand.

Die Klosterkost ist mehr als mager. Fleisch ist man an sehr wenigen Tagen des Jahres; den größten Theil des Jahres genießt man nichts als Brod, getaucht in eine Brühe von sehr üblem Geschmack, Linsen, Zwiebeln und Leinöl. Außerdem trinkt man Kaffee und raucht die Pfeife. Ich hatte sehr wohl gethan mich mit einigen Hühnern, mit Reis und einiger Beikost auf diesem Ausfluge zu versehen.

Schon vor Sonnenaufgang erklang das Glöcklein das zur Messe läutete. Sie dauerte über drei Stunden. Die Vorlesungen aus den biblischen Lektionen waren theils koptisch theils arabisch. Was gesungen wurde, kam mir sehr mißtönend vor. Das Kyrie eleison und das Hallelujah wiederholten sich öfters. Die Andacht fand ich äußerst mangelhaft. Man sprach dem Vortragenden mitten im

Acte ins Ohr und empfing auch seine Entgegnung. Der eine fing ein falsches Stück an, der andere verbesserte ihn: in Heiterkeit nahm man das Rechte vor.

Der mich begleitende Kopte hingegen war voll Ernst und Ehrerbietung. Er fiel vor allen Heiligenbildern, nachdem er gelesen oder erkannt wer es war, nicht bloß aufs Knie sondern so zur Erde daß er mit der Stirne den Boden berührte. Beim Eintritt in die Kirche übte er dieselbe Ceremonie. Während des Gottesdienstes selbst blieb er in der angemessensten Haltung; auch las er selbst Etwas vor.

Sehr eigenthümlich war mir die Eucharistie. Statt des Weines bediente man sich eines dicken Traubensaftes, den ich anfangs für Del gehalten. Der fungirende Priester nahm denselben erst mit dem Löffel aus einem gläsernen Kelche, genoß ihn theils selbst theils gab er davon dem ihm gegenüberstehenden Diakonus; dann strich er mit den bloßen Fingern das Gebliebene heraus und leckte es ab, goß demohngeachtet noch Wasser in den Kelch und aus dem Kelche in den gläsernen Kelchuntersatz; drauf trank er's mit dem Diakonus aus. Endlich berührte er mit seinen vom letzten Reste geseuchteten Händen alle übrigen Brüder an Stirn und Wangen. An dieser letzten Ceremonie nahm ich selbst Theil.

Ich stand nämlich bei der ganzen Feier mit den Mönchen außerhalb des Heiligthums, Heikal genannt, innen

am Gitter des Hauptkirchenraums, gestützt wie alle zu meinen Seiten auf einen hölzernen Stab mit einem gleich starken, ungekrümmten Handgriffe. Man nennt diesen Stab den Makariusstab; ich sah auch immer den heiligen Makarius mit diesem Stabe bildlich dargestellt.

Was mich an der ganzen Messfeier, wo das Räuchern, namentlich das vor den einzelnen Heiligenbildern, das Handküssen beim fungirenden Priester, das Handauslegen und das Circuliren mit dem Madonnenbilde vorherrschend ist, hätte erbauen können, das ist schwer zu sagen. Manche Hergänge sahen altegyptisch aus; einen düstern Anstrich hatte das Ganze, wozu die Räumlichkeit selber das Ihrige that. Nur Eine Anschauung hatte etwas Ergreifendes für mich. Jener erblindete Klosterälteste mit seinem narbenvollen aber würdigen Gesicht, seinem langen weißen Barte, das Haupt bedeckt mit blauschwarzem Turban, gehüllt in eine Kutte von derselben Farbe, barfuß sowie alle andern: dieser Greis wandelte, indem er seine Metallschellen von einem melancholisch grellen Tone zusammenschlug und ein jauchzendes Hallelujah sang, drei Mal um den Altar herum. Er sah aus wie ein Todter, gestiegen aus der Gruft, der noch träumte von den dunklen Bildern die er gesehen im heiligen Jenseits.

In der Anlage der Kirche fielen mir zwei Besonderheiten auf. Die eine ist der Ofen hinter der Sakristei, bestimmt zu den gesäuerten und bei jeder Messe frischen

Abendmahlsbroden. Diese Brode sind rund wie ein kleiner Kuchen, gerade so groß wie eine hohle Hand, nicht allzu weiß, oben mit vielen Kreuzen bedruckt. Eins davon wird auf dem Altare selbst genossen, die andern werden nach der Messe unter die Brüder vertheilt; auch ich erhielt das meinige. Die andere Besonderheit ist ein viereckiges steinernes Bassin im Vordergrund der Kirche, das zu einer eigenthümlichen heiligen Badeceremonie bestimmt ist.

Unter den bildlichen Darstellungen in allen vier Klöstern waren die hauptsächlichsten die vom heil. Matarius und vom heil. Georg. In dem dritten, demjenigen das den Namen der Syrer oder der Jungfrau der Syrer trägt, ist der heilige Ephräim in hohen Ehren. Auch wurde mir ein Tamarindenbaum gezeigt der aus dem Stabe Ephräms, als er denselben beim Eingang in die Kapelle außen ins Erdreich hineingesteckt hatte, wunderbar erwachsen sein soll\*. Im zweiten war der heilige Ambeschun als Patron dargestellt. Im vierten war außer dem heiligen Georg auch der heilige Theodor zu Pferd mit dem erlegten Drachen unter sich. Des Klosters Name ist el Baramus\*\*.

\* Vergleiche unten Seite 131.

\*\* Aufsegger erwähnt bei seiner Reise zu den Matronseen nur zwei dieser Klöster, und nennt das eine Labiat, das andere U=Serian; während Andreossy in seinen Mém. sur l'Égypte das eine el Baramus, das andere Amba-Bichay nennt. Andreossy's Angabe folgt auch Ritter in seiner Erdfunde. Dieses Amba-Bichay fällt offenbar mit

Doch ich muß auch davon reden was mein Hauptziel bei diesen Klosterwanderungen war, von den Bibliotheken. Wo die Bibliothek in jedem der Klöster befindlich ist, hab' ich bereits angegeben, nämlich in einer Thurmchamber zu der man durch die Kettenbrücke gelangt. Wohl kein Raum im Kloster ist vor dem Besuche der Klosterbrüder sicherer als dieser. Hier erblickt man, ich rede besonders vom ersten Kloster, die Manuscripte unter und über einander: auf dem Boden sowie in großen Körben liegen unter Staubmassen unzählige Fragmente von alten zerrissenen und verstorbenen Manuscripten. Nirgends sah ich etwas Griechisches: alles ist koptisch und arabisch; im dritten Kloster sah ich auch einiges Syrische; auch ein paar Blätter Aethiopisches fand ich. Bei weitem die meisten dieser Manuscripte enthalten Liturgisches, viele Biblisches. Aus dem vierten der Klöster haben Engländer ganz neuerdings eine überaus wichtige Erwerbung von mehreren hundert Manuscripten fürs brittische Museum gemacht, und zwar mit sehr

---

Ambeschun zusammen, sowie auch das weiter unten, Seite 131, angeführte Amba Bischoi. Sicard dagegen gibt genaue Nachricht von denselben vier Klöstern die ich besuchte. Das zweite Kloster nennt er Amba Bischoi (da er französisch schrieb, schrieb er Bichoi; sowie Andreoffy Bichay) oder das des heil. Abisay. Vom vierten, Elbaramus, gibt er an daß es nach den beiden Schülern des Abts Mose des Aethiopiens, Maximus und Timotheus, seinen Namen erhalten habe. Elbaramus oder Piromamus sei nämlich ein verdorbenes Wort für el Romamus, was Griechen bedeuete. Siehe Paulus Sammlung Theil V. Seite 15 ff.

bescheidenem Aufwande. So Bedeutendes enthalten allerdings die noch übrigen Klöster nicht; doch der Mühe Lohnendes gewiß noch vieles. Die Mönche selbst verstehen davon äußerst wenig. Des Koptischen ist wohl kein einziger unter ihnen mächtig; sie lesen nur mechanisch was in ihren Kirchenlectionen steht. Das Arabische älterer Manuscripte lesen nur wenige. Ueberhaupt ist es schwer zu sagen, was diese Mönche noch außer ihrem kirchlichen Gebrauche wissen. Dessenungeachtet ist es bei ihrem Mißtrauen sehr schwer, dieselben, trotz der sie umgebenden Aermlichkeit, zur Veräußerung der Manuscripte zu bewegen. Wohl mag dabei das Verbot ihres Patriarchen imponiren. Einen sehr glücklichen Fund that ich meines Theils an einer Menge im Staub vergrabener und schon halbzerstörter koptischer Pergamentblätter, wohl größtentheils aus dem siebenten und sechsten Jahrhunderte. Diese gönnte man mir ohne Widerspruch; nur büßte ich für den in drückender Hitze aufgewühlten Staub mit mehrtägigen Halsbeschwerden.

Im zweiten Kloster sind nur noch vier Brüder. Der Klosterälteste war ein Greis von hundert und zwanzig Jahren. Erblindet ist er seit längerer Zeit; in seiner engen dunklen Kammer hält er sich an einen Querbalken, und singt oder betet laut Tag und Nacht; nur eine Stunde schläft er. Dieser Lebensabend hat einen schönen Zug. So tief hängt also diesem Greise, der vier Menschenalter

gesehen, ins enge Thal der Erde herein der Himmel mit seinen heiligen Ampeln daß sein von der Welt schon geschiedenes Auge nur noch Gott sieht, daß seine Lippe nur noch betet. Ich besuchte ihn sogleich in seiner Kammer als mich das ununterbrochene laute Gebet aufmerksam gemacht hatte. Als ich Abschied vom Kloster nahm, kam er an seinem Stabe heraus; er sprach mit vollem Verstande, wie's mir schien. Die Segensworte von diesen greisen Lippen haben mich herzlich ergriffen.

Im dritten Kloster, genannt das der Syrer oder der Jungfrau der Syrer, sind über vierzig Brüder. Das ist von allen das schmuckeste und reichste. Deshalb dankte man auch am wenigsten für das nach meinem Bedünken doch gute Geschenk, das ich nach der Sitte beim Abschiede zurückließ. Meine starke Bedeckung, zu der hier noch drei andere Ritter zu Esel gestoßen waren, die mich von der Klostermauer herab mit Freudenschüssen empfangen, hatte allzu hohe Erwartungen erregt. Dazu ist man an die Besuche und an das Gold der Engländer gewöhnt.

Eine Madonna in der Grottenkapelle dieses Klosters gilt für das Produkt des Evangelisten Lucas. Sie ist, sowie ich deren mehrere in Egypten sah, von dunkelbraunem Teint. Mit demselben Rechte wird man sie wohl im Lande der Mohren zu einer Mohrin machen. Wenn, wie es allerdings den Schein hat, nach diesem Bilde dem Kloster seine besondere Benennung nach der Jungfrau gegeben worden



ist, so muß es allerdings von einem alten Künstler stammen. Keinem meiner Araber wurde erlaubt den Fuß in diese Grotte zu setzen.

Consultirt wurd' ich in diesem Kloster für alle möglichen Leibesnöthe, deren manche schon mehrere Jahre alt waren. Es that mir leid daß ich nicht wenigstens meine kleine Apotheke bei mir hatte. So gab ich nur homöopathische Rathschläge und adressirte fürs Weitere an meinen Freund im Castello.

Im vierten Kloster, el Baramus genannt, traf ich zwanzig Mönche. Hier waren die Zellen am schwärzesten und am engsten. Der Älteste hatte einen sonderlichen Gebrauch. So oft nämlich unsere Unterhaltung — er saß neben mir in der Zelle — eine kleine Pause machte, so servirte er als Einschiebegericht schnell wieder jene erste Begrüßungsformel: Salam, Salam, mit dem Handcercemoniel.

Wornach ich überall umsonst fragte, das waren schriftliche Nachrichten über die Geschichte des Klosters. Davon kannte man kein Blatt. So lebt man sorglos in den Tag hinein. Was ist auch für eine solche Existenz Vergangenheit und Zukunft. Freilich will jedes dieser Klöster, fragt man wie alt es ist, seinen Ursprung anderthalb tausend Jahre zurückreichen lassen. Das möchte wohl mehr von denjenigen gelten auf deren Trümmern sie erbaut sind; die gegenwärtigen Constructionen sind meines Erachtens jünger.

Von Augenkranken ward ich in allen Klöstern um Rath und Hilfe angesprochen; mehrere gingen sicher der Erblindung entgegen. Gibt es irgend eine Lebensweise die geradezu zur Erblindung führt, so ist es gewiß die dieser Mönche. Ihre Klöster liegen mitten im blendenden Sande unter der augenfeindlichen egyptischen Sonne. Ihre Zellen sind dunkle Kammern, des Abends nur von einem Kerzchen oder Lämpchen erleuchtet. Die Kost des Leinöls, die sie täglich haben, soll an sich schon Augenübel erzeugen. Tabak rauchen sie fast sämmtlich und in reichlichem Maße. In den düsteren Kapellen endlich, mit stets brennenden Lampen und Lichtern und dem unaufhörlich dampfenden Räucherwerk, bringen sie den größten Theil des Tages und der Nacht zu.

So ist der ganze Zustand dieser koptischen Klosterbrüder eine gewiß widernatürliche und unbiblische Pönitenz. Da schleicht der Geist des Christenthums umher wie ein düsterer Dämon; mit Gift versetzt er den Freudentrank des Lebens. Der Weg den er zum Jenseits zeigt ist ein sonnenloser Schacht; da stirbt sich mit Leib und Seele jede Stunde näher und näher der letzten Sterbestunde. Und doch spannt sich der Himmel über unsern Häuptern aus mit seinem heiteren Blau. Wie manche Freudenthräne vergossen fromme Augen die sich erhoben zu ihm, versenkt in ein heiliges Anschauen. Fragst du wo der Weg ist der dahin führt? Hast du keine andere Stimme die zu dir

sprechen mag, so frage die Lerche wie sie schwirrt durch die Lüfte, jubelnd ihren Gottespreis.

In der Nacht vom Fünfundzwanzigsten auf den Sechszwanzigsten ritt ich unter trefflicher Bedeckung von Castello zurück nach Terraneh. Der liebevollen Aufnahme in der Wüste bewahr' ich ein dankinniges Gedächtniß. Am Sechszwanzigsten des Nachmittags fuhr eine von etwa dreißig Frauen und Kindern besetzte Barke nach Cairo vor Terraneh vorbei. Ich bestieg mit meinem Dragoman die noch frei gebliebene Cajüte. Diese Gesellschaft war ergötzlich genug. Am Siebenundzwanzigsten schon eilten wir wieder durch die Thore von Cairo. Ich sehe seitdem jedem mir begegnenden Kopten doppelt scharf ins Auge. Wenige von den hiesigen sehen so krank und so ärmlich aus wie die Klosterbrüder der libyschen Wüste, wohl aber eben so versteckt und mißtrauisch. Es mögen deren in der Hauptstadt gegen zehntausend und in ganz Egypten vielleicht hundertfunfzigtausend leben. Man ist geneigt sie für die eigentlichen Abkömmlinge der alten Egyptier zu halten. Ihr christlicher Lehrbegriff hat seine größte Besonderheit darin daß sie Anhänger der Lehre des Eutyches und Dioskurus sind, die man gewöhnlich mit dem Namen der Jacobiten oder Monophysiten belegt. So lautet ihr Glaubensbekenntniß das sie vor der Communion ablegen, wie es nämlich aus Egypten der Jesuit du Bernat an den Jesuiten Fluriau berichtet hat:

„Ich glaube, ich glaube, ich glaube, und bekenne bis auf meinen letzten Augenblick, daß dies der lebendige Leib ist welchen dein einziger Sohn, du, unser Herr und unser Gott, unser Erlöser Jesus Christus, von unserer lieben Frau, der reinen und unbefleckten Mutter Gottes empfangen hat. Er hat ihn mit seiner Göttlichkeit ohne Vermischung und ohne Veränderung vereinigt. Er bekannte großmüthig vor Pontius Pilatus, und gab ihn freiwillig für uns an den heiligen Baum des Kreuzes. Ich glaube daß die Gottheit sich keinen Augenblick von der Menschheit getrennt hat. Er gibt sich zum Heil der Welt, zur Vergebung der Sünden und zum ewigen Leben für den der ihn empfängt. Ich glaube dies wahrhaftig. Amen.“\*

Sie stehen unter ihrem eigenen in Cairo residirenden Patriarchen. Was ich in kirchlich-socialer Beziehung bei ihnen hervorheben hörte, ist die überaus große Leichtigkeit mit der sie das Eheband lösen. Ihre Uebung der Beschneidung ist wohl mehr eine Eigenthümlichkeit in ihrer Auffassung des historischen Eintritts des Heilands in die Welt als eine gezwungene Accommodation an die muhamedanischen Herren ihrer Heimath. Doch kann ihnen diese Sitte wohl auch von ihren alten Vorfahren überkommen sein\*\*.

---

\* S. Paulus Sammlung 4. Theil S. 276. 277.

\*\* Siehe unten Seite 150.

Anhangsweise theil' ich noch mit, daß Johann Michael Wandsleb aus Erfurt auf seiner Reise nach Egypten im Jahre 1663 auch einen Ausflug zu den koptischen Klöstern der libyschen Wüste unternahm, obschon es ihm nicht gelang, durch die ihn umlagernden Gefahren zum Ziele zu dringen. Paulus theilt in seiner „Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient“ Wandsleb's Reisebeschreibung mit\*. Darin berichtet der Reisende von diesen Klöstern unter Anderem Folgendes:

„Aus einem alten arabischen Manuscript sah ich, daß ehemals sieben berühmte Klöster in der Wüste existirt hätten: 1. Das Kloster zum heiligen Macarius. 2. Das zum heiligen Johann dem Kleinen. 3. Amba Bischoi. 4. Zum heiligen Maximus und Timotheus. 5. Amba Moysse mit dem Beinamen der Schwarze. 6. Amba Kema und 7. das zur heiligen Jungfrau der Syrer. Außer diesen sieben Klöstern sollen sich noch dreihundert Häuser für Eremiten da gefunden haben. Von allen diesen Klöstern aber kann man nur noch zwei als beträchtlich ansühren; nämlich das Kloster der Syrer und das zum Amba Bischoi.“

„In dem Kloster der Syrer sieht man einen Baum der aus dem Stabe des heiligen Ephraim wunderbarlich gewachsen ist. Dieser Heilige hatte ihn, als er einen Geist-

---

\* Siehe Theil III. Seite 255. 256.

lichen daselbst besuchte, vor der Thüre stehen lassen; im Augenblick schlug er Wurzel, und Blätter und Blüthen sproßten hervor. Man sagt daß man in ganz Egypten diese Baumart nicht finde."

„Zwischen den Klöstern zum heil. Macarius und Amba Bischoi, und von da noch weiter vorwärts in die Wüste hinein ist eine lange Reihe kleiner Erdhügel, die immer um einen Schritt von einander entfernt liegen und einen Weg bezeichnen. Diese, sagen die Geistlichen, hätten die Engel gemacht, damit die Eremiten des Sonntags wenn sie die Messe hören wollten, den Weg zur Kirche finden könnten, da sie wahrscheinlich sich oft verirrt hätten. Deswegen nenne man diesen Weg noch bis auf diesen Tag den Engelsweg."\*

---

\* Auch Sicard erzählt a. a. D. von diesem „Engelswege."

## Memphis und Heliopolis.

Memphis und Heliopolis: zwei Namen die wie Schatten riesiger Gebirge aus der Vergangenheit zu uns herüberschauen. Viel mehr als ihre Namen ist uns nicht geblieben von beiden Sätzen der ägyptischen Pracht und Kunst, der ägyptischen Gottesfurcht und Weisheit. Wenige ihres Gleichen mag der Erdkreis getragen haben; jetzt sind sie zu einem Trauerliede von der Hinfälligkeit alles Irdischen geworden.

War es nicht die wahre Königin unter den Städten der Erde, unter den vergangenen und unter den zukünftigen, dieses Memphis, das die Pyramiden seine Kinder nannte? Schon um Jahrtausende haben die Mütter überlebt die Kinder, die wie unbefiegbare Helden aus den Schlachten aller Zeiten hervorgegangen sind. Sie hüten getreu das Grab deren die sie geboren und gepflegt; sie erzählen, wenn auch in dunklen Zungen, den wandelnden Geschlechtern von ihren Werken, von ihren Schicksalen. Kehrete Abraham zurück aus der Gruft, der würde mit den Pyramiden von den Wundern zeugen können die einst hier sein leibliches Auge gesehen.

Auf dem großen Sandfelde formloser Ruinen, wo ehemals Memphis drei und drei Viertel geographische Meilen \* mit seinem Umfange einnahm, stehen jetzt neben einem Akazienwäldchen ein paar dürstige Hütten, die den Namen Mitrahenny tragen. Sie bilden mit der Erinnerung an die von demselben Boden geschwundene Größe und Herrlichkeit einen bitteren Contrast, dessen Eindrucke man sich umsonst zu entziehen sucht. Um den Contrast noch lebendiger zu machen, liegt nahe bei dem Dörflein, gleichwie ein gestrandeter Wallfisch, einer von jenen Kolossen die den winzigen Menschen zum fabelhaften Riesen umschaffen. Er ist vierzig Fuß lang. Man zählt ihn mit großer Wahrscheinlichkeit zu den sechs Kolossen in denen einst Pharaos Rameses II. sich, seine Gemahlin und seine vier Söhne vor dem Tempel des Phtha darstellen ließ. Demnach mocht' ich hier auf dem Schutthaufen jenes berühmten Tempelbauwerks stehen, das dem Phtha, dem ewigen im Urfeuer wohnenden welt schöpferischen Geiste, Egyptens mystischer Glaube errichtet hatte. Hier auch war's also wo der schwarze Stier, mit seinem weißen Stempel auf der Stirn, unter den prachtvollen Säulenhallen, den Propyläen, seinen Ausgang hielt, vor den Augen der schweigend harrenden Menge.

Freilich reicht selbst die Zerstörung von Memphis ins

---

\* Nach Diodor von Sizilien.



hohe Alterthum hinauf, und schon Strabo erzählt, wie er hier unter den Prachtwerken der Baukunst den Tempel des Serapis nebst seinen Sphinxen zerstört und unter dem Sande begraben gefunden; aber noch im dreizehnten Jahrhundert war Abd=allatif von großen Eindrücken überwältigt, als er unter ihren Ruinen, eine halbe Tagereise weit, umherwandelte. „Die beredteste Zunge,“ schreibt er, „möchte umsonst diese anstaunungswürdigen Ruinen zu schildern versuchen. Je mehr man sie betrachtet, um so höher steigt die Bewunderung. Jeder Blick versetzt in neues Entzücken.“

Abd=allatif sah noch jenes sogenannte grüne Haus, neun Ellen hoch, acht Ellen lang, sieben Ellen breit, ein einziger Granitstein, bedeckt mit mysteriösen Schriftzügen und mit den eben so mysteriösen Bildern von der Sonne und den Gestirnen, von Menschen und Thieren. Und dies „wunderbare“ Haus war das in der Vereinsamung erhaltene Herz eines mächtigen Tempels, vielleicht eben jenes Tempels der dem Phtha geweiht gewesen.

Abd=allatif fand ferner die Idole noch in großer Menge vorhanden. Er beschreibt eins derselben, gearbeitet aus einem einzigen Stein, überzogen mit rothem Firniß, über dreißig Ellen hoch. Auch zwei gegen einander aufgerichtete kolossale Löwen hielten sein Auge gefesselt.

Was er, der Arzt, am meisten an allen diesen riesenhaften Schöpfungen bewunderte, das war die Richtigkeit

aller Leibesproportionen, beurtheilt nach den kleinen Mustern die die lebendige Natur an die Hand gibt.

Hat man sich nun auch seit der Zeit Abd-allatif's an den Ruinen von Memphis namentlich deshalb vielfach vergriffen weil man sie als Material zu neuen Bauten in Cairo verwendete, wozu der an Memphitischen Monumenten vorzugsweise benutzte herrliche Granit von Syene ganz besonders einlud: so bleibt es mir doch wahrscheinlich, daß der tiefe Wüstenand auf dem ehemaligen Stadtgebiete gar Manches in sich verschlungen hält, das noch heute, tritt's nur wieder durch hilfreiche Menschenhand ans Licht der Sonne, die europäischen Forscher mit Stauen und Bewunderung erfüllen wird.

Als ich weiter im Afazienwalde nach Saffara fortging, konnte ich der Begierde nicht widerstehen mehrere der hohen Schutthäufen zu besteigen und das Auge durch den ganzen Bezirk der nahen Pyramiden schweifen zu lassen. Neunzehn größere, mit Einrechnung der drei von Gizeh, waren es die sich vor meinen Blicken gruppirten. Da drängte sich mir noch heute der Gedanke auf, daß hier vor Zeiten ein Geschlecht gewaltet haben möchte zu dem das gegenwärtige hinausschaut wie zum Vater, zum helmumflatterten Hector, Usthanar, das spielende Kind. Verwunderlich findet man's auf dem Schauplaze ihrer Erinnerungen keineswegs, daß die Egyptier ihre Vorzeit mit Riesen bevölkert glauben.

Das große Mumienfeld von Sakkara läßt keine Vergleichung zu. Da liegen in weiter Zerstreuung umher Schädel, Hände, Füße und andere Gebeine von den Mumien, die Jahrtausende hindurch ungestört in ihren unterirdischen Kammern geruht hatten. Fragt man sich, woher diese Zerstörung der einst so sorgsam gepflegten Leichname stammt, so glaubt man allerdings eher an leichengierige Schakals denken zu müssen als an erwerblustige Beduinen und gar an europäische Alterthumsforscher.

Immer stimmt es eigenthümlich zum Nachdenken, betrachtet man die gewissenhafte, die sinnreiche Art, mit der die alten Egyptier diejenigen behandelten die aus dem lebendigen Kreise der Ihrigen, entgegen dem Tage der einstigen Auferstehung, geschieden waren. Wie schön sind diese Felsenkammern bemalt, in deren Nischen die Mumien ruhten; wie regelmäßig sind sie an einander gebaut; wie vollkommen waren ihre Bewohner geordnet. Und diese Mumien selber, die leere Brust ausgefüllt mit den Symbolen ihrer Gottheiten, ausgestattet mit inhaltsvollen Schriftrollen, belegt mit kostbarem Schmucke, durch ihr unverwesliches Gewand bestimmt zu einer unabsehblichen Dauer: die gaben nothwendig dem Tode den Charakter eines leichteren aber bedeutungsvollen Schlummers. Da war das Licht des Tages nicht erloschen, es war nur verdunkelt; die Bande der Herzen wurden nicht gelöst, sie wurden nur gelockert; die Wohnstätten über der Erde und die Wohn-

stätten darunter waren durch keine schauerliche Scheidewand getrennt wie sie, trotz unseres christlichen Bewußtseins, unsere Begriffe von Grab und Leiche gezogen haben. Darum nahmen diese Egyptier auch bei ihren Festgelagen Mumien unter die Genossen der Feier auf. Diese schöne Vertrautheit mit den Todten mußte über die lachende Freude ein Gewand des Ernstes werfen; sie mußte aber auch die Nachtseite des Lebens wie mit den Purpurstreifen des Morgenhimmels verklären.

Von der Region der menschlichen Mumien kamen wir zu einer anderen von großer Ausdehnung, wo sich Mumien von heilig gehaltenen Thieren, besonders von verschiedenen Ibisgattungen und andern Vögeln vorfinden, und zwar gleichfalls in tiefen, künstlich angelegten Kammern oder vielmehr in breiten, langen Gängen, die in den Felsen gehauen sind. Man gelangt hinunter wie in einen Schacht oder Brunnen. Die Zahl der hier in ihren irdenen Krügen mit irdenen Deckeln verwahrten und in den unterirdischen Gemächern in langen Reihen aufgeschichteten Thiermumien mag, trotz der schon seit langer Zeit geübten Plünderungen, immer noch außerordentlich groß sein.

Mit Memphis hab' ich Heliopolis zusammengestellt. Sein egyptischer Name On klingt uns aus den Erinnerungen an Joseph, jenen Liebling Gottes, entgegen.

Pharao gab dem Joseph, so erzählt Moses\*, ein Weib, Asnath, die Tochter des Priesters zu On, Potiphera. Zu Josephs Zeit mochte die Sonnenstadt in ihrer vollsten Pracht blühen. Sie war Hauptsitz der egyptischen Priester und ihrer Weisheit. Neben ihren Opferdiensten betrieben diese Priester besonders Philosophie und Astronomie.

Noch zur Zeit des großen Klagepropheten von Israel erscheint Heliopolis als der Mittelpunkt des egyptischen Göttercultus; denn in seiner Prophezeiung ruft er aus: „Er soll (Nebukadnezar) die Bildsäulen zu Beth Schemes (das ist eben Sonnenhaus, Sonnenstadt) zertrümmern und die Gözentempel in Egypten verbrennen.“\*\* Das düstere Prophetenwort hat sich bald erfüllt; was Nebukadnezar geschoht hatte, das hat Cambyses unter die Füße seiner Zerstörungswuth getreten. Mit seinem maßlosen Eifer gegen die religiösen Denkmale schien er mehr die Götter Egyptens als seine menschlichen Bewohner zu bekriegen.

Dennoch kam auch noch Plato nach Heliopolis, um die gebliebenen Ruinen zu sehen, zu befragen, zu bewundern. Einige Jahrhunderte später ward noch Strabo das Haus gezeigt wo der „Göttliche“ gewohnt hatte.

---

\* 1 Moses 41, 45.

\*\* Jeremias 43, 13.

Unter jenen Bildsäulen des Jeremias sind namentlich die Obelisken zu verstehen. Diese Obelisken mögen in großer Zahl zu Heliopolis gestanden haben. Strabo fand deren noch viele vor und erzählt, daß zwei derselben und zwar von denen des Sonnentempels, die Sesostris hatte errichten lassen, unter dem Kaiser Augustus nach Rom gebracht worden seien. Aber sogar Abd-allatif im dreizehnten Jahrhundert spricht noch von der Großartigkeit der Ruinen die er hier gesehen. Er sagt dabei unter Anderem, daß da nicht leicht ein Stein gesehen würde der nicht mit verschiedenen jener sinnreichen Zeichen und Figuren belegt wäre. Gewiß ruht daher auch hier noch mancher interessante Rest der Ruinen unterm Schutte vergraben.

Aber noch heute steht wenigstens Ein Zeuge von den vergangenen großen Tagen der Sonnenstadt; wie durch eine Wunderhand ist er allen den Stürmen dreier Jahrtausende entronnen. Ein hoher Obelisk von rothem Granit hält noch heute zum Himmel gerichtet sein ungebeugtes Haupt. Alle seine vier Seiten sind bedeckt mit Hieroglyphen.

Herrlich ist es daß sich dieser Obelisk in den Berechnungen Wilkinsons als der Zeitgenosse Josephs und sogar als Denkmal desselben Pharao ausweist der den gottbeseehten Träumerjüngling zum Pfleger des Landes setzte. Alle seine brüderlichen Genossen sind gestorben, sind ge-

schieden, mit den Göttern selber deren eitlem Dienste sie geweiht waren: er allein ward ausgezeichnet unter ihnen wie einst Joseph unter seinen Brüdern in seines Vaters Haus. Der Lenker der Schicksale hat ihm den Stempel der Weihe aufgedrückt; der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs hat über ihn gehalten seinen starken Arm. Wie ein Ründiger des Heils das kommen soll aus Israel steht er da, der ehrwürdige Greis; aber unverstanden klingt sein Seherwort zu den Kindern seiner Heimath.

Sehr nahe von dem Obelisken liegt das Dorf Mataryeh, ähnlich jenem Mitrahenny beim umgestürzten Kolosß auf den Ruinen von Memphis.

Es bot mir noch zwei Merkwürdigkeiten dar: eine uralte Sykomore und den sogenannten Sonnenquell. Dem harmlosen Glauben geben beide Antwort auf die Weissagung des Obelisken; denn sie künden ihm von dem Heile das gekommen ist aus Israel. Unter der Sykomore soll nämlich das Kindlein Jesus mit seinen Eltern auf der Flucht nach Egypten geruht haben; oder vielmehr, wie die Sage genauer berichtet, der Baum soll, ich weiß nicht ob mit seinen herabgesenkten dichten Zweigen oder mit seinem geöffneten Stamme, die heilige Familie vor den Augen der vorübereilenden Verfolger verborgen haben. Diese Sykomore steht in einem freundlichen Drangengarten; sie wird fort und fort sehr hoch verehrt, und ist mit vielen Kleiderlappen behangen, die eben so wohl von muhame-



danischen als von christlichen Pilgern stammen. Könnte man sich nur diese Lappen zu Lichtern umdenken, so stände sie da wie ein wahrer schöner Christbaum.

Uebrigens macht diese Sykomore in der That den Eindruck eines hohen Alters; ihr Stamm ist von außerordentlichem Umfange. Ich zweifle daher daß der große dänische Reisende des vorigen Jahrhunderts Recht hatte, indem er dieselbe kaum zweihundert Jahre wollte hinaufreichen lassen.

Zur Sykomore gehört noch Aijn Schemesch oder der Sonnenquell. Fromme Pilgrime nennen ihn lieber den Quell der Jungfrau. Er soll nämlich, nach der Sage, durch ein Wunder plötzlich hervorgesprudelt sein als das Kind Jesus von heißem Durste gepeinigt ward\*. Der Trappist Geramb findet es, gegenüber dem Philosophen der darüber etwa lachen wollte, sehr natürlich, daß Gott für seinen Sohn, für Joseph, für Maria dasselbe gethan hat was er früher durch Moses am Horeb für ein murrendes und undankbares Volk gethan hatte.

Dieser Quell hat der ganzen Ortschaft ehemals seinen Namen mitgetheilt; Abd-allatif bezeichnet ganz Heliopolis durch Aijn Schemesch. Wohl mag er mit seinem Wasser, das von einer ganz ausnehmenden Güte ist und sogar für

---

\* Die apokryphische Literatur der Evangelien handelt eben sowohl von dieser wunderbaren Quelle als auch von dem verehrungswürdigen Sykomorusbaume.



heilkräftig gehalten wird, zum alten Sonnentempel in gewisser Beziehung gestanden haben.

Von Neuem ist in der jüngsten Zeit Heliopolis berühmt geworden durch die Schlacht, die zu Anfang dieses Jahrhunderts Kleber mit dem französischen Heere gegen eine außerordentliche Uebermacht des Großveziers lieferte und gewann. Es ist dieselbe Schlacht in deren Folge den tapferen Elsässer der meuchelmörderische Dolch des fanatischen Suleyman traf, der seine That mit unglaublicher Kaltblütigkeit, nach abgebrannter Hand, gespießt auf dem Pfahle büßte.

---

## Expedition nach Altcairo.

Das Hauptziel dieser Expedition war eine angeblich in räthselhaftes Dunkel gehüllte Inschrift in einem koptischen Kloster. Wilkinson, so wurde mir erzählt, hatte nicht einmal die Sprache in der sie verfaßt mit Gewißheit ermittelt. Fragmente einer Kopie, freilich von der Hand einer Frau, und zwar einer Engländerin, wurden mir vorgezeigt; sie verriethen einen griechischen Typus.

Ich war zu Esel, Lieder zu Pferd, Bonomi zu Kameel: so traten wir, unter Begleitung einiger Araber, am neunten Mai des Nachmittags unsere Wanderung nach Altcairo an. Als wir dort angekommen, ließen wir unsere Thiere an der Mauer halten und gingen zu Fuß durch mehrere enge Gassen zum koptischen Kloster. Die Inschrift befand sich in einem Winkel des Klosters, in einem engen fast viereckigen Gemach. Wir errichteten ein eben so künstliches als gefährliches Gestell, um zur Inschrift hinaufzusteigen. Es ward mir nicht eben schwer sie zu entziffern. Sie war in griechischen erhabenen Charakteren auf hartem Holze verfaßt, lief durch mehrere Zeilen, und sprach einen frommen Lobspruch aus. Wahr-

scheinlich knüpfte sie sich an eine bestimmte feierliche Thatsache an, etwa an die Einweihung des Klosters, da sie am Ende die Namen des Abbas, des Diafonos, und des Dikonomos mit einem Datum nach der Diokletianischen Zeitrechnung enthielt. Uebrigens hatte sich Wilkinson, wie ich später in seinen Mittheilungen darüber las, keineswegs bis zur Verwechslung der Sprache verirrt.

Nachdem wir von der Inschrift sowie von den bildlichen Darstellungen die sie umgaben bestmöglichst Kopie genommen hatten, besuchten wir ein anderes koptisches Kloster, das im Besitze einer Grotte ist, welche, wie man glaubt, Joseph und Maria mit dem Kindlein auf ihrer Flucht nach Egypten beherbergt hat. Dies alte Kloster, benannt nach dem heil. Sergius, ist von einer sehr festen Bauart; in seinem Innern ist es vollkommen koptisch durch seine Einfachheit und Dürftigkeit; seinen einzigen Reichtum, seinen einzigen Schmuck bilden seine Erinnerungen. Aus dem Kirchlein stiegen wir, zur Rechten des Altars, eine Treppe hinab und gelangten so zur Grotte, in der wir wegen der feuchten Wände nur eine flüchtige Umschau hielten. Sie ist durch mehrere niedere Säulen gestützt und enthält ein Taufbecken und einen Altar. Aus der größeren Grotte traten wir noch in eine kleine besondere Felsvertiefung, der ein Gemälde auf Holz zur Abtrennung vom größeren Raume dient, worauf die Flucht ins Land des Nils mit den Pyramiden dargestellt ist. Der fromme

Glaube weiß sogar, daß gerade hier die heilige Familie gegessen hat. Auf einer Treppe die zur Linken des Altars führte stiegen wir ins Kirchlein wieder zurück. Diese beiden Treppen sind nicht ohne eigenthümliche Bestimmung. Auf der einen nämlich steigen die Kopten, auf der andern die Griechen in die Grotte hinab; denn auch die Letzteren üben kirchliche Ceremonien in diesem geheiligten Raume.

Daß man gerade in Egypten, dem Heimathlande der Einsiedler, christliche Erinnerungen gern an Grotten angeknüpft hat, ist leicht begreiflich. Ueberzählt man aber die sämmtlichen Grotten, die aus der heiligen Geschichte mit weihewoller Bedeutung hervorgegangen sind, so stellt sich ein wahrer christlicher Grottencultus heraus.

In der Nähe dieses Klosters besuchten wir die große Moschee Amru's. Sie besteht aus einem fast amphitheatralischen, oben völlig offenen Raume, umgeben von mehrfachen überwölbten Säulenreihen. Man sagte mir daß dieser Säulen, nach der Zahl der Tage des Jahres, dreihundert fünf und sechzig sind. Doch wären ihrer auch hundert weniger, wie ich anderwärts angegeben fand, so macht man sich doch leicht eine Vorstellung von dem großartigen Eindrücke dieser Gallerien.

Inmitten des Hofraums, beim marmornen Waschbasin, befindet sich ein stattlich überbautes Häuschen, das man nicht unpassend mit der berühmten Mühle zu Potsdam zusammengestellt hat. Eine arme Jüdin hat es

nämlich jenem Amru, dessen Arm mit Eroberungen so vertraut war wie ein Kind mit seinen Spielen, durchaus nicht abtreten wollen. Dies Judenhäuschen, so gut wie die Potsdamer Mühle, verdient ihr Plätzchen in der Weltgeschichte.

Uebrigens verläugnet der Orientale nicht leicht einen gewissen poetischen oder abenteuerlichen Zug. Von demselben Amru, der bekanntlich Egypten eroberte, ist Altcairo und zwar unter dem Namen Fostat angelegt worden; wozu eine auf der Stange seines Zeltes nistende Taube Veranlassung gab. Er ließ die Zeltstange nicht umreißen, sondern baute an der Stelle sein Fostat (Zelt) auf.

Die große Amru-Moschee ist im Laufe der Jahrhunderte vielfach verfallen. Da aber der Glaube herrscht daß der Verfall dieser Moschee ominös für die Herrschaft des Propheten ist, eine Glaubenssorgniß der man sich, wie's mir schien, gerade jetzt gerne hingibt, so hat Mehemed Ali die Wiederherstellung derselben unternommen. Doch wird auch schon in ihrem gegenwärtigen Zustande bei großen Feierlichkeiten von ihr Gebrauch gemacht.

Noch bei zwei Merkwürdigkeiten dieser Moschee verweilten wir. An einer der Säulen nämlich hat Amru ein Wunder seines gewaltigen Armes versucht; er hat sie mit seinem Säbel mitten entzwei spalten wollen. Dies ist ihm zwar nicht gelungen, aber noch heute sieht man wie tief seine Damascener Klinge eingedrungen. Dann aber gibt's

nahe beim Eingange ein Säulenpaar, durch das jeder ehrliche Mann sich soll durchwinden können. Wir veranlaßten einen unserer Araber, der eben nicht an Magerkeit litt, seine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen. Wir sahen bald daß es ihm nicht recht gelingen möchte, und riefen ihn unter fröhlichem Gelächter der Zuschauer vom Unternehmen zurück.

Nachdem mir noch die herrlichen Portalverzierungen in Arabesken bewundert hatten, die mir schon früher von Herrn Beaumont in der vortrefflichen Sammlung seiner Kunststudien vorgezeigt worden waren, ritten wir nach Hause. Unterwegs, in einer Cairiner Straße, sah ich einen bejahrten Mann mit sehr starkem Bart- und Haarwuchs, der völlig nackt ging. Er wurde mir als ein berühmter Heiliger bezeichnet.

---

Am Vormittag dieser Excursion besuchte ich in Herrn Lieder's freundlicher Begleitung die ausgezeichnete Sammlung ägyptischer Alterthümer des Herrn Abbott. Herr Abbott ist ein eben so gelehrter als liebenswürdiger Engländer; hohe Verdienste um die Wissenschaft des ägyptischen Alterthums erwirbt er sich namentlich durch seine Theilnahme an der *egyptian literary association*, deren Sekretär er ist. Diese ägyptische Gesellschaft sowie ihre

Rivalin, von gleichem Namen und gleicher Tendenz und ebenfalls in Cairo, beweisen daß die in Egypten ansässigen Franken ihren Beruf fühlen, den Welttheil, in dem die Gelehrsamkeit wie in keinem anderen eine Art Gemeingut ist, im Angesichte der von ihren Landsleuten traurig verlassenen Pyramiden würdig zu repräsentiren. Jene andere egyptische Gesellschaft, die ich andeutete, bietet dem reisenden Fremdling durch ihre aufs Zweckmäßigste ausgewählte Bibliothek einen kostbaren Schatz dar. Der Sekretär derselben, Herr Walmaß, errichtet jetzt eben auch eine europäische Druckerei, der man den besten Erfolg wünschen darf und muß.

Wollt' ich alles schildern was ich Interessantes in der Antiquitätenammlung des Herrn Abbott sah, so hätte ich eine schwere Aufgabe. Für das größte seiner Kleinodien hält er selbst einen goldenen erst unlängst aufgefundenen Ring, der sich als der Siegelring des großen Sesostris ausweisen soll. Er erzählte uns daß ihm zweitausend Pfund dafür geboten worden seien. Auch einen ehernen Helm hielt er sehr hoch; er soll in ein hohes Alterthum hinaufreichen und auf einen berühmten Namen zurückgehen.

Ebenso wie im Pompejanischen Cabinet zu Neapel sah ich hier mancherlei uraltes Backwerk und andere Röstlichkeiten aus den häuslichen Vorrathskammern; sowie ein ganzes Wagenrad, verschiedene Theile von einer alten

Art des Ackerpflugs, und ähnliche Geräthschaften. Auch an Papyrusbündeln — diese Bezeichnung scheint mir hier richtiger als die der Papyrusrolle — sowie an alten mit koptischer Schrift beschriebenen Scherben fehlte es nicht.

Eine besondere Merkwürdigkeit zeigte uns Herr Abbott an einem feinen Goldblättchen in Pyramidenform, dergleichen man auf weiblichen Mumien gefunden hat und nach ihrer eigenthümlichen Bestimmung auch nur auf solchen hat finden können. Schon Abd-allatif hat von solchen Goldblättern Erwähnung gethan, sowie von anderen ähnlichen, die Stirn, Nase und Augen bei Mumien bedecken. Zur besonderen Merkwürdigkeit ist dasjenige das ich meine wohl dadurch erst geworden daß ein gelehrter Engländer in allem Ernste die Meinung daran geknüpft und ausführlich erörtert hat, die Pyramide selber sei ein solches Goldblättchen im Großen und stehe zur Bedeutung desselben in der genauesten Beziehung. Ich möchte wohl diese seltsame Pyramidentheorie näher kennen lernen; nur ist's Schade daß sich davon in guter Gesellschaft nicht gut offen sprechen läßt.

Unter den Amuleten, Scarabäen und dergleichen fanden sich auch viele Exemplare vom Symbole der Fortpflanzung, wie es die Egyptierinnen, so gut wie die Frauen anderer Nationen, ehemals als Schmuck oder Talisman um den Hals zu tragen pflegten. Daraus ergab sich die Bestätigung der doch immer noch streitig gebliebenen



Ansicht, daß die Beschneidung bei den alten Egyptiern sehr üblich, obgleich nicht allgemein herrschend gewesen sein mag.

Wie's mir auf dem Bücherbazar in Cairo ging, muß ich noch erzählen. Ein junger türkisch gekleideter Russe vom Russischen Consulate hatte mir mitgetheilt, daß er auf diesem Bazar vortreffliche Einkäufe an arabischen Manuscripten gemacht. Ich begleitete ihn auf dem nächsten Besuche. Doch meine Speculation mißlang gänzlich. Während ich sonst gefunden daß mein fränkischer Rock und Hut eine Autorität war, für die der Orientale allen Respekt hegte, war hier mein Gewand ein Aergerniß oder vielmehr ein Verräther. Wir waren kaum durch eine enge Pforte in diesen Bazar eingetreten und hatten an mehreren Kaufläden die ausgelegten Handschriften beschaut, so erhoben sich in der gedrängten Menge, in der wir standen, feindliche Bemerkungen, besonders der Ruf: Macht die Bude zu! Macht die Bude zu! Mein Begleiter wurde ängstlich und winkte mir zu schnellem Rückzuge.

Der Muhamedaner verfährt mit seinem Koran ganz anders als der Christ mit der Bibel. Bekanntlich streuen unsere Missionäre die letztere in Ueberfluß aus. Der

Muhamedaner hingegen hält's für eine Sünde, an einen Christen einen Koran zu verkaufen. Natürlich läßt sich immer leicht dazu in kluger Zurückhaltung gelangen, aber ein öffentlicher Handel der Art möchte zu einem öffentlichen Aergernisse führen.

---

## Reise zum Sinai.

Von Cairo bis Suez.

Ich hatte Cairo und seine Umgegend über einen Monat genossen und für meine besonderen Zwecke eifrig genützt: wie drängte michs nun nach dem Sinai. Die Temperatur war freilich nicht die günstigste; wir hatten einige Tage drückender Hitze, viel angreifender noch als der Neapolitanische Scirocco im Juli, so wie ich ihn im vorigen Jahre erfahren hatte. Man nannte dies in Cairo die Temperatur des Chamsin. Am zehnten Mai ging ich gegen drei Uhr aus. Als ich aus meiner engen kühlen Straße in den großen Garten, der daran stößt, getreten war, drückte michs so erstickend daß ich in der Gewißheit umkehrte, es könne eben erst voller Mittag sein. Aber keine Säumnis konnte förderlich sein; die Tage glühten unaufhaltsam dem Sommer entgegen. Ich hielt es nun einmal entschieden mit dem Prädestinationsglauben, und zwar vielleicht noch mehr mit dem türkischen als mit dem christlichen.

Am Elften waren Beduinen nach Cairo gekommen die mich nach dem Sinai führen wollten. Ich traf sie mit

mehreren Kamelen vor dem österreichischen Consulate gelagert; auf dem Consulate schritten wir zum Contracte. Ich hatte gute Rathgeber; drum nahm ich mich in Acht zu viel zu bewilligen. Wir waren schon einig; drei Kamele sollten jedes mit hundert vierzig Piafter bezahlt werden; das vierte für den Scheik, den Führer der Karavane, sollte unberechnet bleiben. Da wurden die Beduinen unter sich uneins; sie waren mit der Summe nicht zufrieden. Ich glaubte, wir würden am sichersten fertig, stellten wir ihnen die Alternative, entweder fortzugehen oder das Gebot anzunehmen. Aber ich irrte mich. Sofort brachen sie auf und zogen mit ihren Kamelen heimwärts. Der Consularkawas holte sie zurück. Ich verstand mich nun zu vierhundert achtzig Piafter für vier Kamele. Der requirirte Cairiner Notar verzeichnete den Contract auf einen langen Papierstreifen, der auf seiner Hand ruhte, indem er vor uns stand. Ich unterschrieb mich; der Scheik drückte als Unterschrift sein mit Tinte geseuchtetes Pelschaft darauf.

Am Zwölften des Vormittags wollt' ich abreisen; aber erst in der Mittagsstunde langten die Kamele vor der Casa Pini an. Mein braver Ali hatte zu thun genug bis alles Reise- und Küchengeräth sowie aller Mundvorrath in Bereitschaft war. Um drei Uhr Nachmittags wanderten die Kamele mit ihren Lasten fort. Ich befand mich zum Abschiede noch in einer lieben freundlichen Begleitung, wozu

ich auch zwei Araber und einen Kopten rechne, die mir manche Dienste geleistet hatten und nun noch mit einigen Freunden sowie auch dem Consularakawaß zu Esel das Geleit mir gaben. Aber der Abschied von Cairo fiel mir nicht schwer; nach wenig Wochen hofft' ich in seine Thore wieder einzuziehen, reich geworden an unvergeßlichen Erinnerungen.

Das Wetter war angenehm. Wir hatten etwa eine halbe Stunde Wegs außerm Thore zu Kamel gemacht, so hielten wir in der Nähe einiger ansehnlichen Grabstätten; meine Beduinen hatten noch Besorgungen. Wie war ich überrascht mich auf dem „Schiffe der Wüste“ so behaglich zu fühlen. Ich hatte in Reisebeschreibungen gelesen, daß die Bewegungen des Kamels Aehnlichkeit hätten mit dem Schaukeln der Schiffe und daher fast gar eine Art Seefrankheit hervorbrächten. Aber ich saß so sicher und so fast ganz nach meinem Wunsche.

Wir gingen übrigens einen Weg der ein wenig südlich lag von der gewöhnlichen Karavanenstraße nach Suez. Die letztere ist seit einigen Jahren um so mehr firirt, weil sie die englische Post- und Transportstraße geworden, mit sieben Stationsbauten für diesen Zweck versehen und auch mit einer Linie von Telegraphenthürmchen ausgestattet worden ist. Unser Weg im Süden sollte näher sein; er führte uns aber, was wohl der Hauptgrund seiner Wahl war, zunächst zum Heimathsdorfe meiner Beduinen. Wir

kamen bei demselben kurz nach Einbruch der Dunkelheit an.

Dies Dorf machte in diesem Augenblick einen ich möchte sagen Zigeunereffekt. Mitten in der Dede der Wüste und in der Stille der Nacht bereitete sich eine Menge schwarzer, kunstlos hingeworfener Zelte vor unsern Blicken aus. Vor den meisten derselben loderte ein Feuer; um das Feuer herum lagen oder standen die Beduinen, von ihrem einfachen, schmutzigweißen Hemde überhangen. Als wir näher und näher heranritten, malten sich diese Figuren ganz grotesk im Schimmer des Feuers ab. Bald vernahmen wir auch die vierfüßige Bewohnerschaft des Dorfes; Kamele brüllten, Heerden blöften, Hunde bellten. Empfangen wurden wir aber von den Herzueilenden aufs Freundlichste.

Ich ließ jetzt zum ersten Male mein Zelt aufschlagen. Ich freute mich kindisch über den Aufbau dieses kleinen Beduinenhauses; es war das erste Haus das ich mein eigen nannte. Der Beduinenstamm, bei dem ich weilte und dem meine drei Führer angehörten, hat sich erst seit zwei Jahren hier in der Nähe des Mofattam niedergelassen. Er wohnte früher zwischen Gaza und Jerusalem. Nachdem er aber einen Nachbarstamm glücklich bekriegt und ihm mehrere hundert Kamele als Kriegsbeute weggeführt hatte, war es gerathen diese Uebersiedelung vorzunehmen. Uebrigens machten mir diese Söhne der Wüste

einen so guten Eindruck, daß ich mich mit dem vollen Gefühle der Sicherheit unterm Zelte zur Ruhe legte.

Am Dreizehnten nach Sonnenaufgang war Alles munter. Unsere Beduinen brachten mir gute Milch. Nachdem ich eine Tasse Thee und meine Führer ihren Kaffee getrunken hatten, brachen wir auf.

Unser Weg durch dieses Wüstenfeld war ganz übersäet mit dunkeln Feuersteinen, unter denen mir auch häufig rother Jaspis und andere ähnliche Steinarten von schöner Farbe ins Auge fielen. Auch lagen mehrmals größere und kleinere Stücke versteinelter Palmenstämme auf unserem Wege; ich erkannte sie sogleich daran daß sie genau dasselbe Aussehen hatten wie der sogenannte versteinerte Wald, einige Stunden von Cairo, von dem ich viele Stücken mit nach Haus gebracht. Zu unserer Rechten hatten wir vom Mokattam her einen allmählig immer tiefer abfallenden Bergzug; zur Linken begrenzten das Auge Sandhügel an Sandhügel.

Zwischen Zehn und Elf lagerten wir uns, um Mittag zu halten. Meine Führer wählten dazu eine von grünen Sträuchern bewachsene Strecke; es standen besonders hohe schönfarbige Disteln darauf. Zu meiner Verwunderung verschlangen unsere Kamele diese Disteln, deren Stacheln mir vom bloßen Sehen wehe thaten, aufs Wohlgemutheste. Was für eine glückliche Constitution mag so ein Kamelmaul haben.

Nachdem ich mein Huhn verzehrt und ein wenig geschlummert hatte, trat ich heraus aus dem Zelte, mit dem Auge schweifend über die weite Sandfläche. Alles war still um mich, der Dragoman und die Beduinen schliefen; in der weiten Ferne weideten die Kamele. Nur ein Paar Grillen summten und ein Wüstenvögelchen klagte mit einem melancholischen Laute wie der Weidenzeisig im Voigtlande. Da fühlte ichs zum ersten Male mit aller Lebendigkeit daß ich in der Wüste war. Durch nichts in der Welt verliert man sich so sehr in sein tiefstes Innere wie durch die Wüste.

Aber jetzt herrschte vor Allem Ein Gedanke in meiner Seele. Ich hatte kurz vorher unterm Zelte in den Büchern Moses gelesen; nun war ich selber da wo Moses gewandelt mit seinen Brüderschaaren. Wie ichs einst las als Kind unter meiner Mutter Augen, hätte ichs gedacht daß ichs heute hier wieder lesen würde. So rief mich die Bibel schnell in meine Heimath. Die klagende Stimme des kleinen Vogels klang ohnedem wie lauter Heimweh. O die Lieben der Heimath! Nicht eben mochte ich ihre grünen Berge und ihre festen Häuser tauschen um mein kleines weißes Zelt in der öden Sandebene; aber ich sagte mir: Hättest du doch ein Auge hier in das du deine Freude hineinlächeln könntest, und ein Herz das du feurig Herzen könntest, und zwei Lippen mit denen du singen könntest ein jubelndes Lied.



Um vier Uhr weckt' ich meine Beduinen. Schnell wurden die Kamele herangeholt; die hatten sich indessen ganz heimgefunden; so weit sich nur das Grün blicken ließ, waren sie umhergeschweift. Ich stellte mich vor eins dieser Thiere, wie es schon auf den Knien lag um seine Ladung zu empfangen. Kaum stand ich mit meinem Strohhute, umflattert von einem grünen Schleier, vor seinen Augen, so sprang es auf und galoppirte davon. So scheu hatte dieses große Thier von so phlegmatischem Wesen mein Strohhut gemacht; der Scheik sagte mir, es habe noch nie einen Strohhut gesehen. Dagegen wunderte ich mich, daß unsere Kamele sich nie entsetzten wenn wir auf dem Wege Knochen und Gerippe von gefallenem Kamelen trafen. Freilich mögen sie an diesen Anblick gewöhnt sein; wir hatten von Cairo bis Suez, namentlich nachdem wir auf die Hauptcaravanenstraße gekommen, an diesen zahlreichen, mit ihrem Weiß schon aus der Ferne glänzenden Gerippen wahre Wegweiser.

Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir ganz dicht bei einer Masse colossaler dunkelfarbiger Steine vorbei, die einen mehr als ernsten, einen schauerlichen Effect machten. Es waren wohl urgebirgliche Reste. Heute ritten wir lange in die Nacht hinein; es wurde ziemlich dunkel. Wir ritten auf weiter Ebene hin; hatten aber zu unserer Rechten einen langen niederen Gebirgszug, den ein viel höherer braunfarbiger Berg, der Dschebel Gharbun, überragte.

Plötzlich seh' ich ganz nahe von uns zur Rechten unter niederem Gesträuche einen Wanderer, der noch schwärzer war als unsere Nacht; es war ein großes Zingale. Ich hatte um so weniger Freude an dieser Begegnung da mir mein Dragoman sagte, daß die Zingalen in dieser Wüste bisweilen sogar angriffen.

Als wir hielten um Nachtquartier zu machen, ließ ich das Zelt nicht erst aufschlagen; ich ließ zwischen dem länglichen Borrathskorbe aus Palmenblättern und dem Reisekoffer meine wollene Decke nebst Lammfell und Schlappelz ausbreiten, und legte mich hinein. Zur Seite hatte ich meine frischgeladene Doppelflinte. Um mich herum schlieffen mein Ali und die Beduinen. Die Kamele durften mit zusammengebundenen Vorderfüßen in die Nähe zur Weide hüpfen.

Ich mochte eine Stunde geschlafen haben, so wacht' ich auf. Ich vergesse den Augenblick nicht; zum zweiten Male hatt' ich das volle Bewußtsein der Wüste. Da lag ich mitten in der schauerlichen Einöde, deren menschenfeindliche Bewohner jetzt ihre Beute suchen mochten. Um mich war Alles todt; nur die Täubchen flatterten in ihrem Käfig; in der Ferne brüllten die Kamele. Ueber mir hatt' ich den nächtlichen Himmel, herrlich gestirnt; der Kanopus blitzte mit seinem Feuerauge hernieder. Hat man in dieser Lage nicht den festen Glauben an seinen guten Engel, so mag sichs schwer wieder einschlafen. Aber

da lernt man die Hingabe wenn man sie noch nicht hat. Es war mir als reichten die Vaterarme von den Sternen herab, die mich auf meinen Wanderungen immer so treu gehalten; ich schloß getrost das Auge wieder.

Am Bierzehnten hatten wir beständig gegen Südost zu unserer Rechten den schroffen Ataka vor Augen; er hatte ein röthliches, nur wenig ins Braune fallendes Aussehen. Gegen Mittag sahen wir, als wir uns der Hauptcaravanenstraße zuwendeten, in einiger Entfernung vor uns eine von den sieben englischen Haltstätten und einen Telegraphenthurm, der mich gar seltsam überraschte als er mit seiner Spitze hinter Sandhügeln hervorwuchs. Als wir des Abends bei dem weißen Stationshause vorbeizogen, geriethen unsere Kamele in scheue Aufregung. Dies Haus mochte ihnen hier mitten in ihrer harmlosen Heimath, wo das Gefühl einer unbegrenzten Freiheit herrscht, wie ein usurpirender Fremdling vorkommen. Dergleichen Abenteuer haben nicht viel Angenehmes. Zum Glücke ging ich eben zu Fuß den Kamelen voraus, und das mit dem Küchenfaß belastete Kamel wurde am Zaume geführt; die drei andern sprangen wirr rechts und links. Die wenigen Geräthschaften meiner Beduinen gingen beim Fall in Stücken. Doch gelang's ihnen bald die Thiere zu beschwichtigen. Wir übernachteten heute nahe bei Abscherud, jenem Fort mit einem tiefgegrabenen Bitterwasserbrunnen, das die Mekkapilgrime mit freundlicher

Sorgfalt empfängt. Doch sahen wir vom Fort weniger als wir hörten; denn die Hunde bellten laut.

Am Funfzehnten früh nach zwei Stunden Wegs kamen wir bei Bir Suez an. Dort hat man zwei Brunnen mit einem steinernen Quadratbau und vier Thürmen umgeben. Wir trafen eine reichliche arabische Gesellschaft. Deshalb kamen unsere Kamele nicht allzu schnell zur Tränkung. Dies Wasser ist nämlich nur für Kamele trinkbar, doch wird es in Suez auch zu wirthschaftlichen Zwecken verwandt; es ist stark mit Salztheilen vermischt. Seit Cairo war es das erste Wasser das wir antrafen; wir hatten für unsern Bedarf zwei große Schläuche abgeklärten Nilwassers mitgenommen, die anfangs ziemlich eine volle Kamelladung ausmachten.

Jetzt hatten wir schon deutlich vor unsern Augen Suez und den Spiegel des rothen Meeres. Bis an die Meeresküste zog sich im Süden der röthlichbraune Ataka hin, während wir überm Meere drüben eine andere lange Bergkette, gleichfalls von einem röthlichen Dunkel, von Norden nach Süden sich ziehen sahen. Sie wurde mir Toraha genannt. Zwischen Acht und Neun hielten wir vor dem Thore von Suez. Anstatt in eins der beiden europäischen Hotels zu gehen, zog ich es vor der Gewohnheit der Wüste getreu zu bleiben. Ich ließ ein wenig nördlich vom Thore dicht beim Meere unter einem hohen Hügel von Sand und Schutt mein Zelt aufschlagen.

---

### S u e z.

Suez selbst nimmt sich bescheiden aus; es kam mir, nach europäischem Maßstabe, wie ein großes Dorf vor. Doch stehen besonders am Ufer des Meeres auf dem Quai mehrere sehr stattliche Häuser, die sich abspiegeln in der blauen Fluth. Die Schiffe die hier lagen waren stark an Zahl, doch größtentheils klein. Die zwischen Indien und Suez laufenden Dampfschiffe legen sich wegen der Untiefen bei der Stadt in gehöriger Entfernung nach Süden vor Anker. Das Innere der Stadt ist, beim Mangel aller Vegetation, voll einer öden Traurigkeit. Sogar an Wasser ist man arm; dasjenige das von der Ostseite des Meeres geholt wird ist wohl besser als das Wasser von Bir Suez, doch ist's nicht ganz frei von salzigem Geschmacke.

Nach einem erquickenden Bade im Meere, wobei mir nur der Boden mit seinen vielen Korallen und Muscheln unbequem war, machte ich einen Besuch beim Consul für Frankreich und Oesterreich. Obschon er ein geborner Grieche ist, so verstand er doch kein Wort griechisch.

Während ich bei ihm saß, trat ein Mann von mittleren Jahren, in gewöhnlicher Kleidung, ins Zimmer

herein, setzte sich unbefangen nach orientalischer Art auf den Boden und begann eine Mittheilung. Darauf hängte ihm der Sohn des Consuls eine Münze ein. Der Fremdling fuhr aber in seiner Mittheilung fort, und erhielt eine zweite Münze. Darauf stand er auf und empfahl sich. Jetzt erfuhr ich daß es ein türkischer Bettler war, der ausgesagt hatte, er sei auf seiner Reise nach Suez gekommen und habe ihm, dem berühmten, reichen Consul, durchaus einen Besuch machen müssen. Darauf hatte er die erste Münze empfangen. Allein sie dünkte ihm gering; drum fügte er hinzu, daß er sich damit nichts Rechtes kaufen könne, was doch gegen die Würde des Consuls sei. Darauf hatte er den Zuschuß erhalten. Das alles war so anständig und so freundlich abgethan worden daß mir kein Gedanke an einen Bettler gekommen war.

Herr Costa und sein Sohn waren mehrmals wochenlang zu ihrer Erholung im Kloster auf dem Sinai gewesen. Sie wußten mir vom Reichthume der Bibliothek daselbst, wenn auch ohne nähere Kenntniß, zu erzählen.

Ich wollte jetzt Herrn Manoli, Agenten der ostindischen Compagnie und Lieferanten des Sinai, besuchen; man sagte mir aber, er sei eben in seinem Harem, und da sei keine Störung oder auch nur Anmeldung möglich. Es ist also hier fast wie bei der italiänischen Prinzessin, wann sie inamorata ist, wenigstens nach der Schilderung der Frau von Staël. Ich kam nun einige Stunden später

und fand in Herrn Manoli einen feinen und gebildeten Araber, der sogar englisch sprach. Er hatte in einem Zimmer ein Bildniß von Ruppell und sprach von diesem großen Forscher mit der größten Hochachtung. Ruppell mochte wohl der einzige Deutsche sein der am arabischen Meerbusen bildlich repräsentirt war. Sowohl Manoli als Costa boten mir aufs Zuvorkommendste ihre Empfehlungen ans sinaitische Kloster an; ich hatte Ursache sie von beiden Seiten anzunehmen.

Als ich zu meinem Zelte zurückkehrte, traf ich eine Menge dunkelbrauner Beduinen vor demselben versammelt. Sie sagten mir daß sie die wahren Sinaiführer seien, daß sie am Sinai selbst ihre eigene Niederlassung hätten und von jedem Weg und Steg der Wüste die genaueste Kenntniß besäßen; darum möchte ich meine Begleiter entlassen und sie an deren Statt annehmen; bezahlen sollte ich bei dem Tausche nicht das Geringste mehr über das Ausgemachte. Ich wußte nun freilich daß sich aus solchen Händeln für andere Reisende die größten Gefahren ergeben hatten, da ein Stamm gegen den andern seine vermeintlichen Rechte mit den Waffen zu verfechten bereit ist. Ich fragte meine Beduinen, ob sie in der That volles Recht hätten mich zu führen; sie betheuerten mir's. Ich erklärte nun jenen, daß ich meinen Beduinen mein Wort gegeben habe und daß mir mein Wort eine unerläßliche Verpflichtung gelte. Sie verließen mich darauf.

Als ich aber des Nachmittags zum zweiten Male aufs Consulat kam, fand ich sie vor demselben gelagert; sie hatten ihr Anliegen vor den Consul gebracht. Der Consul trug mir die Sache vor. Ich fragte, von wem die Entscheidung abhänge. Er entgegnete daß sie von mir abhänge. Darauf wiederholt' ich dem Consul meine schon früher den Beduinen gegebene Erklärung, und er selber schickte sie abweisend fort.

Der Verlauf dieses Rechtshandels machte auf meine Beduinen einen solchen Eindruck daß sie mir schwuren, mit ihrem Leben für mich einzustehen. Und daß es Leute waren die es ernst meinten, die es auch, obschon sie nur drei waren, mit jedem Duzend Feinden aufgenommen hätten: davon bekam ich später einen thatsächlichen Beweis.

In geringer Entfernung von meinem Zelte nach Norden hin fand ich viel Schutthausen und Spuren der früher hier gestandenen Städte. Ich ging nicht weit genug in der genannten Richtung fort um mich mit eigenen Augen von der Richtigkeit der Aufschlüsse zu überzeugen, die mir Linant de Bellefonds von der ehemaligen Ausdehnung dieses Armes des rothen Meers gegeben hatte. Das aber sieht man dem Terrän leicht an daß der Triebsand der Wüste seine Angriffe auf ihn gemacht hat.

Die Spuren eines alten Canals sind ebenfalls jetzt noch sichtlich. Doch hat sich Karl von Raumer bei der Untersuchung über die Grenzen des Meeres zur Zeit des



Israelitischen Durchgangs mit Ungrund auf dieselben berufen um darzuthun, daß die damalige Ausdehnung von der heutigen unwesentlich verschieden gewesen. Dieser Canal nämlich reicht auf keine andere Zeit als auf die der Kalifen zurück.

Des Abends hatten wir einen schön gestirnten Himmel; ich bestieg die Spitze des Hügels, woran mein Zelt stand, und genoß von da einen herrlichen Blick aufs Meer. Da wars also wo sich einst des Herrn starker Arm offenbarte. Die Wasser rauschten; sie erzählen noch immer die alte heilige Mähr.

Ueber die Angelegenheit des Durchstichs der Meerenge ließ ich mir mehrmals von dem der Sache trefflichst kundigen Linant de Bellefonds mittheilen. Bekanntlich ist er von Mehemed Ali mit derselben vorzugsweise beauftragt und hat jahrelang das Terrän studirt. Die Besorgnisse wegen der Ungleichheit des Niveau's der beiden Meere möchten wohl nicht allzu ernst sein dürfen. Ptolemäus unterbrach einst den bis zu den Bitterseen geführten Canal zum Nil aus Sorge für das trinkbare Nilwasser. Daß die Ausführung keine für unsere an große Bauunternehmungen gewöhnte Zeit gar außerordentlichen Kräfte und Opfer in Anspruch nimmt, hat Linant de Bellefonds klar genug dargethan. Und daß die Resultate des Durchstichs von ganz unabsehlicher Bedeutung für den europäischen Handel und von der Art sein werden, daß die

Kosten desselben, dagegen gehalten, sehr gering erscheinen müssen: das leuchtet wohl einem Jeden ein.

Warum er aber immer noch nicht ins Werk genommen und im Gegentheile durch die neuesten Postanstalten zwischen Cairo und Suez vertagt wird, das beantwortet der Staat am besten dessen Interesse es am meisten dabei gilt. England kann ohne große Benachtheiligung seines Interesses mit keiner anderen Nation die Vortheile des Durchstichs theilen. Fände aber jetzt der Durchstich statt, wie wollte England die Vortheile desselben für sich allein in Anspruch nehmen? Wem wäre es unbekannt, worauf das Auge der englischen Politik in Egypten abzielt? Die Verwickelung der Verhältnisse wird zur rechten Zeit nicht fehlen, wo die Hand ergreifen wird was das Auge längst fixirt hat. Mit Einem Worte: Bevor Egypten englisch ist, wird England mehr als irgend eine Macht den Durchstich hintertreiben; sobald es englisch ist, geschieht er im ersten Augenblicke, und das Jahrhundert wird sich mit vollem Rechte der großen That bewußt fühlen. Aber die großen Ereignisse des Orients mit Ungeduld wecken wollen, daß hieße sich am Herzen der heutigen Politik der Großmächte vergreifen. Und Mehemed Ali wird den großen Bau um so weniger beschleunigen, weil er Freund und Feind nicht noch lüsterner nach seinem Lande machen mag. Dazu kommt daß die beabsichtigte Mildämmung alle seine Kräfte in Anspruch nehmen muß und für sein Land

selbst ungleich ersprießlicher ist als der Durchstich der Meerenge.

Am nächsten Morgen ließ ich in aller Frühe meine Kamele mit den Beduinen und dem Dragoman etwa zehn Minuten nördlich von Suez durchs Meer ziehen; denn wir hatten vollkommenen Ebbestand. Das Wasser reichte den Kamelen nirgends bis an die Schenkel; eine Strecke in der Mitte lag ganz trocken; nach einer guten Viertelstunde ungefähr waren sie an der östlichen Seite des Meers angekommen\*. Der Umweg der zur Zeit der Fluth um den äußersten Meeresarm gemacht werden muß beträgt, wie man mir angab, mehrere Stunden. Ich selbst hatte die Einladung des jungen Herrn Costa angenommen, mit ihm in seiner Barke nach Ajin Musa überzufahren, wo er ein ländliches Gut angelegt hatte. Doch mußten wir zu unserem Ausbruche die Rückkehr der Fluth

---

\* Niebuhr hat genau die jetzige Breite des Meeres bei Suez gemessen; wobei nur zu bemerken ist, daß die nächste nördliche Strecke von Suez bei weitem breiter ist als diejenige die Suez gerade gegenüber liegt. Doch nähert sich die Breite des Meeres, im Norden von Suez, eben da wo die Araber zur Ebbezeit ihren Weg durch dasselbe einzuschlagen pflegen, wieder jener Breite bei Suez selbst. So lautet Niebuhr's Berechnung: „Ich stellte das Astrolabium am Ufer an der Ostseite des Meers auf, und fand den Winkel zwischen meiner Grundlinie von 83 doppelten Schritten und der Südostecke der Stadt, in dem ersten Standpunkte  $76^{\circ} 5'$  und in dem zweiten  $97^{\circ} 52'$ . Die Breite dieses Arms des rothen Meers ist also 757 doppelte Schritte oder ungefähr 3450 Fuß.“

abwarten, und mit der Fluth zugleich auf einen günstigen Wind rechnen.

Unterdessen machte ich in Begleitung Herrn Costa's dem Statthalter von Suez meine Aufwartung. Wir trafen ihn, einen starken kräftigen Mann, der früher viele Kriegsdienste gethan, unter dem Eingangsgewölbe seines Palastes. Wir setzten uns sogleich zu ihm. Ich übergab ihm das Empfehlungsschreiben, das mir vom Gouverneur von Cairo für meine Sinaireise ausgestellt worden war. Der Statthalter empfing es mit der üblichen Respektbezeigung, konnte es aber nicht lesen. Es wurde sein Sekretär gerufen, der es ihm vorlas und sodann ein paar Worte darunter schrieb, die aussagten, daß es der Statthalter von Suez gesehen. Von den Anerbietungen seines Schutzes und von allen anderen lag keine Veranlassung vor Gebrauch zu machen.

Am Neun unternahmen wir unsere Ueberfahrt nach Ajin Musa. Es fiel mir dabei eine große Untiefe in der Mitte des Wasserarmes sowie eine andere auf, die wie eine leicht bedeckte Landzunge von Osten herüberreichte. Unsere Barke mußte sich ängstlich vor aller Annäherung hüten und durfte nicht den geraden Weg einschlagen. Unterwegs erzählte mir Chalil, des Consuls Dragoman, von den Diensten die er Alphonse de Lamartine auf seiner Reise geleistet. Nahe an zwei Stunden blieben wir auf dem Wasser, obschon der Wind nicht eben ungünstig war.

Als wir Ajin Musa uns gegenüber im Auge hatten, stand dort wie eine kleine schimmernde Pyramide. Es war aber nichts anders als mein Zelt, das mein Ali bereits aufgeschlagen hatte. Dieses kleine weiße Haus sah hier ganz stolz und imposant von seiner Höhe ins schöne dunkelblaue Meer hinab. Doch war die optische Täuschung kurz, die ich übrigens mit der Niebuhr's zusammenhalten möchte, als er, eben auch in der Nähe von Suez, einen Araber auf seinem Kamele sah der höher als eine Kirche in der freien Luft zu reiten schien\*.

Die ganze Umgegend von Ajin Musa oder den Mosisquellen enthält viel Schutthügel; gewiß ruhen auch hier manche Ruinen alter Bauten. Unter der französischen Expedition entdeckte bekanntlich der General Bonaparte selber den großen Canal durch den das Wasser dieser Quellen, acht an Zahl, bis ans Ufer des Meers geleitet wurde. Dieser Canal brachte wahrscheinlich den Venezianern Wasservorräthe für ihre Flotten, die sie gegen die Portugiesen aussandten, als diese den Weg nach Indien ums Cap der guten Hoffnung entdeckt hatten. Das Wasser ist übrigens besser als alles andere der Umgegend, ob schon es weder vom Milch- oder Salpetergeschmack noch auch von einer leichten medizinischen Wirkung ganz frei ist. Einzelne Palmen stehen da, und zwar in ihrer

---

\* C. Niebuhr's Reisebeschreibung 1. Band, S. 253.

vollen Wildheit, bewachsen mit dichten Zweigen vom Fuß bis zum Scheitel. Mehrere uralte Baumstämme machten sonderliche Figuren. Eine der größten der Mosisquellen wird von der Gartenanlage Herrn Costa's umschlossen. Dieses freundliche Gut mit seinem frischen Grün, mit seinen üppig gedeihenden Anpflanzungen von Gemüsen und Fruchtbäumen, mitten aus der öden Sandstrecke hervorgerufen, nimmt sich aus wie das fröhliche Auge der Wüste. Man sieht daran recht gut daß der Boden hier der Hand der Cultur mit herrlichem Lohne dankt. Schon haben sich auch Engländer zu Anlagen, ähnlich der des Herrn Costa, eingefunden. Ich möchte aber diesen Anlagen eine noch viel reichere Zukunft voraussagen.

Die Benennung dieser Quellen nach Moses dürfte sich freilich nur mit Unsicherheit auf's hohe Alterthum zurückführen lassen. Da jedoch hier der große Führer Israels nach seinem Durchgange durchs Meer fast ohne allen Zweifel rastete, so hatten spätere Generationen, mögen es Muhamedaner oder Christen gewesen sein, vielleicht am wahrscheinlichsten die ersten Wallfahrer nach dem Sinai, vollkommen Recht, gerade an diese erquickenden Quellen den Namen des Moses zu knüpfen. Peter Belon, der gerade vor dreihundert Jahren hier war, führt allerdings an daß diese Quellen, deren er zwölf zählte, jene bekannten bitteren Quellen des Moses sein sollten. Allein theils ist dazu das Wasser nicht bitter genug, theils stimmt

damit die Lage nicht überein; was man auch längst eingesehen.

Als ich allein unter einem alten Palmbaume bei einer der Quellen saß, überließ ich mich der Erinnerung an die große Stunde der Vorzeit. Ich las das Lied das Moses mit den Kindern Israel bei denselben Quellen dem Herrn einst angestimmt hat, einst, nach der wunderbaren Errettung aus den Fluthen und aus der Feinde Hand: „Ich will dem Herrn singen; denn er hat eine herrliche That gethan; Roß und Wagen hat er ins Meer gestürzt.“ Das Lied vergißt sich nimmer, hat man's hier gelesen. Ich sah Mirjam, die Prophetin, ihre Pauke in der Hand; sammt den Frauen mit Pauken am Reigen. „Laßt uns dem Herrn singen,“ so klang's mir entgegen „denn er hat eine herrliche That gethan; Mann und Roß hat er ins Meer gestürzt.“

Ich kann nicht umhin gerade hier einen Haltpunkt für meine Wanderungen zu wählen, um das Resultat von meinen Studien über den Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer niederzulegen. Doch werde ich zu vermeiden suchen was meine Mittheilung zu einer strengwissenschaftlichen Abhandlung stempeln könnte; um so mehr da ich eine solche demnächst zu veröffentlichen gedenke.

---

## Zug der Israeliten durchs rothe Meer.

Mosis Erzählung vom Wunder des Herrn am Volke Israel, bei seinem Auszuge aus der egyptischen Knechtschaft ins gelobte Land, ist neuerdings dadurch feindlich angegriffen worden daß man aus der Anschauung des Schauplatzes selbst anstatt des göttlichen Ketterarms die einfachste Gunst der Umstände zu folgern geneigt ward. Alles Weitere maß man der poetisch vergrößernden Sage bei. Sehr begreiflich riefen diese Angriffe Gegner hervor, die um den Glauben der Väter einen neuen Wall aufwarfen. Vielleicht ist man aber auf den zwei entgegengesetzten Seiten in Irrthum verfallen. Hier hat man das Wunder geradezu natürlich, dort hat man es allzu wunderbar gemacht. Dagegen scheint mir daß die rechte Prüfung der Sache mit der Wissenschaft auch den Glauben beim vollen Rechte beläßt.

Vor Allem gilt's die genaue Verfolgung der biblischen Erzählung, und zwar vom Auszuge bis zum Durchgange. Die Kinder Israel zogen von Raemeses aus gen Suchoth, so heißt ausdrücklich 1 Mos. 12, 37. Wo lag Raemeses? Ich glaube da wo wir Heliopolis wissen. Statt dessen



hat man vor Kurzem an Heroopolis gedacht\*. Ich sage: vor Kurzem; doch hat man damit eigentlich nur den Faden wieder aufgenommen den schon Dü Bois-Aimé für diese Angelegenheit 1810 gezogen hatte\*\*. Das bedarf einer Widerlegung. Weniges wird dazu hinreichend sein.

Erstens dient die Stelle, die zum Beweis genommen worden daß Heroopolis mit Raemes zusammenfällt, zum entscheidendsten Beweise daß beide nicht zusammenfallen können. Es heißt nämlich 1 Mos. 46, 28.: „Und Jacob sandte Juda vor sich hin zu Joseph, auf daß er ihm entgegen käme gen Gosen.“ Hier haben die griechischen Uebersetzer für „Gosen“ gesetzt „Heroopolis im Lande Raemes.“

Das „Land Raemes“ ist gleichbedeutend mit dem „Land Gosen.“ Das ist klar aus 1 Mos. 47, 11, wo der hebräische Text selber „Raemes“ für „Gosen“ setzt. Heißt es aber nun 1 Mos. 46, 28. bestimmt „Heroopolis im Lande Raemes,“ so kann das nimmermehr eben soviel heißen als „Raemes im Lande Raemes.“ Der Name der Stadt Raemes, sagt Hengstenberg, war außer Gebrauch gekommen. Das wird entschieden widerlegt durch 2 Mos. 1, 11., weil hier der Name der Stadt Raemes auch bei den griechischen Uebersetzern ruhig stehen geblieben ist.

---

\* Vergl. Hengstenberg: Die Bücher Mose's und Aegypten. 1841.

\*\* Vergl. Description de l'Egypte, tome VIII. p. 111. ff.

Zweitens kann Heroopolis nicht Raemes und als solches der Ausgangspunkt der Israeliten gewesen sein weil der Weg von Heroopolis aus, dessen Lage man ja genau kennt, zu irgend einer Durchgangsstelle durchs rothe Meer ganz unbegreiflich ist. Von Heroopolis aus mußte vielmehr das nördliche Ende des Meerbusens, das ja selbst der Meerbusen von Heroopolis genannt ward weil es fast daran stieß, sofort umgangen werden.

Man darf nicht einwenden daß wir von dem Wege, den Moses nehmen mußte, gar nichts wissen können. Moses hatte seinen bestimmten Plan oder vielmehr die ausdrückliche göttliche Weisung, über den Sinai nach Canaan zu ziehen. Um dies zu bewerkstelligen durfte er unmöglich einen widersinnigen Weg einschlagen. Widersinnig wär's aber, von Heroopolis aus anders als auf die Ostseite des Meeres zu gehen.

Allerdings hatte Moses beim Pharaon zur Täuschung vorgegeben, die Israeliten gingen nur zu einem Opferfeste in die Wüste. Allein die Wüste war so gut östlich als westlich vom Meerbusen. Und will man an Besorgnisse denken die Moses vor Ausfällen der egyptischen Grenzbesatzungen habe hegen können, so ist darauf zu erwidern daß ja Heroopolis selbst eine Grenzfestung war und demnach Besatzung haben mußte. Ueberdies hatten die wunderbaren Schickungen Gottes gewiß auf alle Egyptier noch mehr Eindruck gemacht als auf den halsstarrigen Pharaon;

drum mochte auch Niemand sonst als dem Pharaon das Verlangen ankommen die Auswanderer zurückzuzwingen. Allen Verfolgungen aber konnte Moses nicht sicherer entgehen als wenn er sich sofort an die Ostseite des Meeres zog, was in sehr wenigen Stunden thunlich war. Wäre übrigens die Furcht vor solchen egyptischen Grenzbesatzungen wirklich in Betracht gekommen, so wäre im Text davon eben so gut Erwähnung geschehen wie von der Furcht vor dem Streite mit den Philistäern; denn jene Furcht hätte noch weit näher liegen müssen.

Nur Etwas hat einigen Schein für sich; es ist die Berufung dñ Bois-Nimé's auf 2 Mos. 13, 18.: „Darum führte er das Volk um auf die Straße durch die Wüste am Schilfmeer. Dñ Bois-Nimé sagt, nur wenn man aus dem Thale Sebavyar, wo eben auch Heroopolis lag, den Auszug stattfinden lasse, sei es begreiflich wie die Israeliten sofort drei Tage am Schilfmeer hin ihren Weg nehmen konnten. Allein das letztere sagt die Stelle keineswegs aus. Der Weg durch die Wüste am Schilfmeer ist dem Wege durchs Land der Philistäer, nahe am mittelländischen Meere, entgegengesetzt; er bezieht sich nicht eben auf die drei ersten Tage. Die angezogene Stelle steht beim Antritte des Wegs und betrifft die ganze Richtung desselben. Auch heißt es nicht „der Weg am Schilfmeer,“ sondern „der Weg durch die Wüste am Schilfmeer.“ Der direkte Weg von Heliopolis nach Canaan durchs Land

der Philistäer wäre nach Belbeis und nach dem See Menzaleh hinauf nach Belusium und Gaza gegangen, wie ich ihn selbst gemacht. Auf diesem Wege trafen die Israeliten noch cultivirtes Land; dafür zogen sie der göttlichen Weisung gemäß durch die Wüste am Schilfmeer, durch welche der Weg nach dem Sinai führte.

Noch ein Uebelstand bei der Annahme des Auszugs von Heroopolis liegt darin daß Moses in der Nähe von der königlichen Residenz zu denken ist, da er noch in der Nacht der letzten Plage zum Pharaos gerufen wird. Memphis liegt aber viel zu fern von Heroopolis, und Zoan, das allerdings wenigstens viel näher als Memphis ist, dürfte sich schwerlich als Residenz halten lassen.

Endlich möchte die 2 Mos. 14, 2. anbefohlene „Wendung“ des Zuges bei der Annahme des Aufbruchs von Heroopolis gar nicht gut möglich sein.

Nach meiner Ansicht also zogen die Israeliten von Heliopolis aus. Damit harmonirt Josephus in so fern als er in Heliopolis die Israeliten überhaupt stationirt sein läßt und von da aus ihren Zug über Bessatin lenkt. Damit ergibt sich ferner eine angemessene Entfernung in der Moses vom Pharaos zu Memphis war. Endlich stimmt „Heliopolis“ vortrefflich zu „Raemeses.“ Das beweist der alte arabische Uebersetzer Saadias, der Raemeses geradezu durch Heliopolis wiedergiebt. Dafür läßt sich sodann doch wohl auch Jablonsky's Etymologie aus dem Koptischen

wenigstens „anführen.“ Endlich aber spricht dafür gerade das woraus man den Widerspruch zu folgern gewohnt ist, nämlich die griechische Uebersetzung von 2 Mos. 1, 11. Für „Raemes“ hat diese nämlich nach dem üblichen Texte „Raemes und On, was Heliopolis ist.“ Den Zusatz „und On, was Heliopolis ist,“ halt’ ich für eine nähere Bestimmung zu Raemes. Richtiger hat daher die kostbare Handschrift des sechsten Jahrhunderts zu Mailand nicht „und On“ sondern „oder auch On;“ während zwei arabishe Uebersetzungen „und On“ und „was Heliopolis ist“ als zwei verschiedene Zusätze hinstellen. Auch wär’s in der That verwunderlich, wie der griechische Uebersetzer fast anderthalb tausend Jahre hinterdrein noch eine förmlich neue Thatsache zum alten Texte hinzugebracht hätte; wogegen es ganz in seinem Geschmacke ist, wenn er den fremdartigen koptischen Namen Raemes zuerst mit dem bekannteren egyptischen Namen On und zugleich mit dem entsprechenden griechischen Heliopolis verdeutlicht hat.

Von Heliopolis nun will man mit besonderer Vorliebe den Zug durch Bessatin gehen lassen. Der Hauptgrund dafür ist daß Josephus diese Richtung nennt. Allein besaß Josephus dafür zu seiner Zeit eine andere Autorität als eine vielleicht vage Ueberlieferung? Wo die Israeliten gewohnt hatten, das konnte und mußte viel leichter und treuer im Gedächtniß des Volkes bleiben als der Weg den Moses durch die Wüste einschlug.

Die weitere Folge des Zuges hat besonders Sicard im Süden der Gebirgskette des Mofattam nachzuweisen versucht; in Gendeli fand er Suchoth, Etham in der Ebene von Ramlie, Pihahiroth in Thuäref, und ließ den Durchgang durchs Meer ziemlich Ajin Musa gegenüber von Südwest nach Nordost stattfinden, eben da wo ihn die jetzige Tradition, vielleicht den Mosisquellen zu Gefallen, annehmen will. Das Meer ist daselbst fünf bis sechs Stunden breit.

Es ist nicht zu leugnen daß sich für diesen Weg Manches sagen läßt; aber gewiß noch mehr dagegen. Ich erwähne nur erstens daß Sicard, zur Kürzung des Wegs von drei Tagereisen, den Auszug von Bessatin beginnen läßt, indem er in Bessatin Raemses wieder erkennt. Das scheint mir ganz unstatthaft; denn, ohne auf Weiteres einzugehen, Bessatin liegt doch außerhalb der Grenzen des Landes Gosen. Ferner bleibt der Weg immer noch sehr lang. Sicard machte diese siebenundzwanzig französische Meilen wohl selber in drei Tagen; aber für jenes Heer von zwei Millionen war die Aufgabe bei weitem schwerer, und sie war wohl gar unlöslich, nimmt man den Weg von mehreren Stunden von Heliopolis bis Bessatin noch hinzu. Karl v. Raumer ist daher neulichst darauf verfallen, daß im Mosaischen Berichte gar keine Tagereisen zu verstehen seien. Dies ist aber gewiß irrthümlich; Tagereisen müssen eben so gut hier als später verstanden

werden (vom späteren Verlaufe nimmt Raumer seinen Beweis her); keineswegs ist aber bei diesen Tagereisen die Rast auf eine Nacht oder überhaupt auf eine bestimmte Kürze beschränkt.

Ferner ist die Breite des Meeres von fünf bis sechs Stunden, die für das Heer der Israeliten wenigstens acht bis neun Stunden Wegs werden mußten, schwerlich vereinbar mit Moses Zeitangabe für die verhängnißvolle Nacht.

Endlich hat man Unrecht auf die Tradition für die genannte Stelle großes Gewicht zu legen, da sich zugleich eine andere Tradition noch ein paar Tagereisen südlicher festgesetzt hat, bei dem sogenannten Hamam Pharaun, wodurch das Wunder noch wunderbarer würde, während die historische Prüfung auf Absurdität gerieth.

Ziehen aber nun die Israeliten von Heliopolis aus, nicht über Bessatin, so beträgt die Entfernung in gerader Linie bis ans Meer gegen zwanzig Stunden. Doch nehm' ich an daß Moses mit klarem Auge und entschiedenem Plane ans Nordende des Meerbusens seinen Zug lenkte. Erst am zweiten Reisetage befinden sie sich „vorn an der Wüste,“ in Etham; denn der Anfang des Wegs berührte noch das fruchtbare Land Gosen. Uebrigens entbehrt bekanntlich sowohl Suchoth als auch Etham aller bestimmten Färbung; wenn nicht etwa zu berücksichtigen ist daß gerade um Suez, östlich und westlich vom Meere, die Wüste den Namen Etham führt.

Von der zweiten Station Etham aus erfolgt die göttlich anbefohlene Wendung des Zugs, wobei sogleich des nachtheilenden Pharao's Erwähnung geschieht. Des letztern Umstandes halber mochte Moses, in gewisser Hinsicht gezwungen, an die Möglichkeit eines Durchgangs durchs Meer auf den beiden ihm wohlbekannten Furthen im Norden und Süden von Suez denken; während Pharao so weit als möglich von Norden herandrückte, um den Auswanderern den einzigen Ausweg abzuschneiden.

Moses ging gegen Bihahiroth und lagerte sich ans Meer, gegenüber Baalzephon. Baalzephon mag, wie man eben auch gewöhnlich annimmt, mit der Lage von Suez ziemlich zusammenfallen. Bihahiroth oder Hahiroth ist das heutige Adscheruth. Die weitere Bestimmung der Lagerung „zwischen Migdol und dem Meere“ rechtfertigt sich ganz, sobald man unter Migdol den Berg Ataka versteht, wogegen sich in keiner Beziehung etwas Erhebliches wird einwenden lassen. Berg und Meer werden sehr passend zusammengestellt, während noch die Stadt Baalzephon dazu genannt ist.

Dagegen ist es mir völlig unbegreiflich wie Hengstenberg vermuthen kann, Migdol bezeichne die Grenzfeste dieses Namens in der Nähe von Pelusium. Ein einziger Blick auf die Karte lehrt, daß sich zwei Punkte in einer Entfernung von drei Tagereisen nicht als Grenzpunkte für eine Lagerstätte angeben lassen. Jenes Migdol nahe



am mittelländischen Meer liegt außer allem Nerus. Uebrigens war dasselbe den Israeliten von Heroopolis aus — wie Hengstenberg will — die beiden ersten Tage viel näher als den dritten, worauf sich doch die fragliche Lagerung bezieht.

Jetzt aber befanden sich die Israeliten in der That in der mißlichsten Stellung von der Welt. Rechts von sich hatten sie den Berg Ataka, der von Suez aus gesehen kaum einen Streifen zwischen sich und dem Meere frei zu lassen scheint; vor sich das Meer; hinter sich und neben sich das Heer Pharao's.

Denen gegenüber die das Wunder gern noch in ihre eigenen Vergrößerungsgläser fassen — bisweilen wohl im Eifer für Gott aber mit Unverstand — ist's nun freilich gefährlich, Ebbe und Fluth in Betracht zu ziehen. Allein der Text selber führt uns entschieden darauf. „Durch einen starken Ostwind,“ heißt es, „ließ der Herr das Meer hinwegfahren die ganze Nacht.“ Der Nordostwind ist's noch heute der die Ebbe verstärkt; dazu fällt noch heute, wie ich selbst zwei Mal gesehen und benutzt habe, die Ebbezeit in die frühesten Morgenstunden.

Das rothe Meer hat bei Suez, wie ich schon angegeben habe, zwei Furthen, eine nördlich, eine südlich; zur Ebbezeit werden beide noch heute von den Arabern durchgangen. Damals aber hatte das Meer bekanntlich eine viel weitere Ausdehnung nach Norden als jetzt; es reichte

ja, man vergleiche nur die Karten von dü Bois-Aimé und von Laborde, nahe bis ans Thal Sebahyar; weshalb auch von einem leichten Umgehen des Meeres, wovon Raumer spricht, gar keine Rede sein kann. Waren nun auch die Furthen, wie es sehr glaublich ist, schon damals vorhanden, so mußte doch der Durchgang von längerer Ausdehnung als heute sein, und damit die ganze Thatsache viel außerordentlicher sich gestalten als es heute den Schein hat.

In der Nacht zogen die Israeliten glücklich durchs Meer; um die Morgenwache schon waren sie am Ufer und die Egyptier inmitten der Wassermauern. Dies alles ist nur bei Suez möglich. Der sechsständige Weg dagegen bei Ajin Musa, der für die Israeliten immer noch um ein Beträchtliches länger werden mußte und der durch den stärksten Ostwind nicht bloß gelegt werden kann — hätte Moses von einem absoluten Wunder sprechen wollen, so hätte er sich gar nicht auf den Ostwind bezogen — dieser Weg dagegen, sag' ich, nimmt dem Vorgange jegliches Band mit der sonstigen göttlichen Ordnung der Dinge.

Als die imposantere Seite des Wunders stellt sich nun allerdings nicht sowohl der sichere Durchzug Israels, als vielmehr der Untergang des Pharaonischen Heeres heraus, obschon man sich umsonst ängstlich nach dem nöthigen Wasser dazu umgesehen hat; denn man dachte dabei nicht an die seit damals veränderte Ausdehnung des Meeres. Entscheidet man sich aber vollends für die südliche Furth, was

kaum bedenklich ist, so kann man heute noch etwas Aehnliches erleben.

Nach allem dem erscheint mir bei jenem Ereignisse nach seinen beiden Hauptseiten der wunderbare Retterarm des Herrn für sein Volk in unzweifelhaftem Lichte. Daß er sich aber die Kräfte der Natur, wenn auch immer in der besondern Weise, dienstbar machte, das sagen wir dem heiligen Texte selber nach. Ueber den Text hinausgehen, das ist, meines Bedünkens, weniger fromm als leichtfertig und eigenwillig.

„Der Herr hat eine herrliche That gethan.“ „Der Herr wird König sein immer und ewig.“ Diese Festworte des erwählten Knechtes Gottes werden, so lange es in der Welt Geschichte und Glauben gibt, den Zug der Israeliten durchs rothe Meer getreu und unwandelbar umschweben.

---

## Von Ajin Musa nach dem Sinai.

Am sechzehnten Mai des Nachmittags brach ich von Ajin Musa auf. Wir nahmen im Osten zum treuen Begleiter auf die nächsten Wanderungen mit den röthlichen Toraha, dessen südliche Spitze, der Dschebel Sadr, weithin ihren weißlichen Schimmer warf; während wir im Westen anfangs noch die über den Spiegel des Meeres hervorragende Stirn des Ataka, bald aber den Dschebel Kuaiß hatten. Als der Abend herniedersank, hüllte sich der Kuaiß in dunkelblaue Düste, die sich zauberisch um seine röthlichen Felsen schmiegt. Wir zogen jetzt wieder durch eine Sandebene die mit Feuersteinen bestreut war; das Meer war dem Auge entschwunden. Aber es zog mich mit Gewalt zu ihm hin; noch diesen Abend mußten mich meine Führer dicht an seine Ufer führen. Kaum waren wir dort zu unserem Nachtlager angekommen, so eilt' ich mit der Laterne an die rauschenden Fluthen; meine Sehnsucht war zu groß die schönen Conchilien selber am Strande zu sammeln. Ich hatte, als ich zurückkehrte, alle Taschen voll.

Am andern Morgen zogen wir stundenlang am Strande hin, der von der zurücktretenden Fluth noch feucht war. Jetzt erst sah ich vollkommen diesen Reichthum, diese Pracht. Die Conchilien des rothen Meers verdienen ihren Ruhm; an keinem andern Meeresufer gibt's einen solchen Schaugenuß. Meine Beduinen suchten anstatt der Muscheln die von der Ebbe etwa bloßgelegten Fischchen auf.

Gegen Mittag befanden wir uns im Wadi Sadr, der sich fast gar wie ein kleiner Wald ausnimmt durch die Menge seiner Tamariskenbäume, seines hohen Gesträuchs und Buschwerks. Auch sah ich darin mehrere junge Hasen. Ich ließ den Wadi hindurch nach Westen wieder ans Meer ziehen. Hier hielt ich meine Haupternte in den Conchilien. Besonders sammelte ich eine kleine weiß und grau gesprenkelte Art, welche die egyptischen Mütter ihren Kindlein um den Hals hängen als Talismane gegen den bösen Blick. Als ich darauf am Ufer schlief, träumte ich von einem schönen Auge in der Ferne. Sieh, sagt' ich der die es trug, gegen den bösen Blick hab' ich den Talisman gefunden; aber wo wäre Rettung vor deinem himmelschönen Blick.

Uebrigens ist es den Egyptierinnen voller Ernst mit dem Glauben an den bösen Blick; ich hab' es selber zu meinem Verdrusse wiederholt erfahren, daß mir die Mütter ihre Kinder verdeckten wenn ich sie freundlich beschauen wollte. Eine gleiche Furcht haben sie vor dem sogenannten

Beschreien. Sind wir freilich von so viel bösen Genien umringt wie die Egyptier glauben, dann ist keine Vorsicht übertrieben. Nun in der Wüste, wo die sichtbaren Dämonen der socialen Cultur fehlen, hat der Glaube an unsichtbare mehr Recht als anderswo.

Am Achtzehnten des Vormittags zogen wir lange zwischen weißlichen Kalkfelsen hin. Nach einigen Stunden Wegs kamen wir bei einem Wächthause vorbei; es schien verwaist zu stehen. Gleich dahinter war nach der Aussage meiner Begleiter die Howaraquelle mit bitterem aber doch zur Noth trinkbarem Wasser. Bekanntlich ist man sehr geneigt in dieser Quelle jenes Marah der Schrift wieder zu erkennen, wo Moses durch „einen Baum den ihm der Herr wies“ das Wasser süß machte. Die Entfernung von „drei Tagereisen“ stimmt recht wohl mit dieser Lage überein. Natürlich sind die drei ununterbrochenen Tagereisen nur so zu verstehen daß es während derselben zu keiner eigentlichen längeren Lagerung kam. Auch nach der Versüßung des Wassers hat man sich umgesehen; namentlich fand Burckhardt, daß die Beeren des Gurfub, der reichlichst an der Quelle wächst, dazu gedient haben mögen. Doch kennen wenigstens jetzt die Beduinen keinen ähnlichen Gebrauch davon. Uebrigens wurde mir in Cairo mitgetheilt, daß sich als das Marah der Schrift vielmehr eine im Osten von Howara gelegene Quelle ausweise, deren Wasser von einer weit entschiedenern Bitterkeit sein

soß. Vielleicht erhalten wir bald weiteren Aufschluß darüber.

Die Hitze stieg gegen Mittag zu einer fast unerträglichen Höhe; ich hatte nie etwas Aehnliches erfahren. Sicher mochten wir dreißig bis fünfunddreißig Grad im Schatten haben. Und was das Gefühl dieser Hitze noch steigert, das ist die Vorsicht gegen den Sonnenstich. Ich habe nicht leicht in einem heißen Sommer in Deutschland den Kopf so warm gehalten wie in der arabischen Wüste. Außerdem trug ich noch seidene Tücher über dem Gesichte. Das hatte mir ein Freund in Cairo zur Pflicht gemacht, der von einer Sinairreise um dieselbe Sommerzeit eine völlige Metamorphose seines Gesichts nach Hause gebracht hatte.

Wohl eine Stunde zogen wir schon im Garandeltale ehe wir zum Quellsassin mit dem zum Meere eilenden Bächlein kamen. Das ist eine herrliche Oase; sie ruht da wo wir rasteten, verschlossen wie ein Kleinod, zwischen Wänden von Kalkfelsen. Wir wadeten lange im Schilfgrase, so hoch wie wir selber; Tamarisken und niedere Palmen zogen sich wie eine Guirlande von Osten nach Westen. An der Bergwand vor unseren Augen spielten viele Schwalben und kleine Raubvögel; unter den Bäumen schwärmten Turteltauben. So sehr auch die Sonnengluth bis in dies schöne Thal herein brannte, so daß eine Erfrischung schwer war und selbst das Wasser der Quelle wie gewärmt schmeckte, so war doch der Gedanke überwäl-

tigend daß wir im biblischen Erim waren, in jenem Erim mit „den zwölf Wasserbrunnen und den siebenzig Palmenbäumen.“ Von jeher hatte mich dieses Erim gefesselt; ich hatte mir so gern die Kinder Israel, nach der erschöpfenden Wanderung durch die öde Sandsteppe, unter diesen Palmen bei den fröhlichen Quellen gedacht. Drum ruht' ich heute auch recht lang und glücklich in dem gesegneten Thale. Nur drängten gegen Abend wider Gewohnheit die Beduinen zum Ausbruch; sie fürchteten für die Kamele von den stechenden Insekten.

Bald nach unserem Abschiede zogen wir eine beträchtliche Anhöhe hinab; dann waren wir zu beiden Seiten umgeben von weißlich grauen Kalkfelsen, die sich im Westen oft zu grotesken Formen gestalteten. Ein heftiger Wind erhob sich. Nach zwei Stunden Wegs fehlte mir der Strohhut, den ich an die Flinte gebunden hatte. Der Verlust war unerseßlich. Slen und Attajö und Ali liefen sogleich zurück. Ich legte mich indessen in der Dunkelheit mit dem Scheiß und den vier Kamelen hin in den Sand. Wir machten uns hier, so gut es ging, gegenseitige Freundschaftsbezeugungen; ich rauchte aus seinem Tchybuck. Die Späher kamen zurück, aber ohne den Hut. Auf ihren Wunsch macht' ich sofort Halt, da sie des Fundes für den nächsten Morgen völlig gewiß sein wollten. Allerdings hatten sie selber vorher ihren gemeinschaftlichen blauen Leinwandmantel verloren und nach einem Rückwege



von vielen Stunden wiedergefunden. Und in der That war auch mein Hut des Morgens um Acht gefunden.

Am Neunzehnten hatten wir die Wirkungen des Garandelwassers, dessen weicher Milchgeschmack mir sogleich verdächtig gewesen. Die Erfahrung von den Mosisquellen hatte uns hier nicht klug machen können. Zu Mittag hielten wir an einem mächtigen Felsblock, vereinzelt inmitten der Ebene, wie ein verlornen Sohn vom Dschebel Pharaun, der aus nordwestlicher Ferne drohend auf uns niedersah.

Des Nachts nahmen plötzlich unsere Kamele eine scheue Miene an; Attajö lief unerschrocken nach der Richtung ihres bedenklichen Auges; es war nichts als ein in der Irre gelassenes Kamel. Später hatten wir die Musik eines starken Wolfgeheules.

Am Zwanzigsten früh um Acht trafen wir auf eine kleine Zelt niederlassung. Im Boden waren mehrere Wasserlöcher, aber ihr Inhalt war sehr gering. Ein Mägdlein tränkte ihre Lämmer davon; sie hatte Ursache uns die Theilung des Vorraths zu mißgönnen. Der Wadi hieß El Bada (Regenwasser). Meine Beduinen holten nun aus der Ferne Wasser von einer Quelle, genannt El Malha (bitter); sie ließen mich aber dadurch in die Mittagssonne fallen, so daß ich zu ihrem großen gesellschaftlichen Vergnügen bis zum Abend beim Dorfe bleiben mußte. Als wir aufbrachen, mußte ich für meine außerordentliche Er-

schöpfung von der andauernden Gluth einige Tropfen Naphtha nehmen.

Jetzt gingen wir durch sehr steinigte und bergigte Wege, die oft sogar gefährlich wurden; aber das Kamel hat einen sicheren Tritt. Als wir Nachtlager machten, waren wir von Bergfelsen eingeschlossen, doch fanden unsere Kamele grüne Sträucher zur Weide.

Am Einundzwanzigsten gelangten wir in das wildromantische Nassebthal. Was für eine Pracht haben hier die Massen von Sandstein und Urgebirg. Wie zu trogenden Bollwerken lagen sie gethürmt zu unserer Rechten und Linken; oft liefen sie pyramidenförmig aus und hatten seltsame Bildungen, gleich als wären's Trümmern von einer Stadt jener egyptischen Riesen. Das Spiel der Farben dieser Felsen war reizend. Bald schien es als wären sie von einem grauen Nebel umschleiert; bald trugen sie ein liches oder dunkles Roth mit Schieferadern; bald endlich hatten sie einen grünlichen Schimmer über einer grauweißen Decke. Unser Weg schlängelte sich beständig; man sah nie mehr als einige hundert Schritte weit vor sich. Zu Mittag wehte der Wind wieder heiß; doch hatt' ich mich glücklich erholt von der gestrigen Erschöpfung. Zwei meiner Beduinen holten Wasser von einer Quelle die sie mir *Om Nagla* nannten. Mein Dragoman übersetzte es *matre degli arberi*, und sagte mir, es ständen zwei Dattellbäume um die Quelle.

Als wir weiter ritten, im beständigen Anschau'n der Felsmassen die uns umragten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren daß wir durch ein verlassenes Strombett zogen. Die Felsen hatten viele Wasseraushöhlungen, auch lagen auf unserem Wege oft Haufen von kleinem Flußgestein. Nun wenigstens mögen alljährlich durch dieses Thal die winterlichen Regengüsse stürzen.

Schon vier und ein halb Uhr verließen wir unsere Haltstätte, um noch bei vollem Sonnenlichte den Wadi Mokatteb zu erreichen. Als sich das Nassebthal zum Thale Mokatteb erweiterte, traten wir wie in ein prächtiges Theater; uns gegenüber hatten wir das majestätische Feirangebirge. Ich eilte zu den merkwürdigen Felsen, von deren Inschriften das Thal seinen Namen trägt. Einen seltsamen Eindruck machen diese unverständlichen Denkmale. Ich wandelte lang unter ihnen stumm umher; wie ein vergessener Traum schwebte mir vor den Augen. Da haben also Menschen gewandelt deren Zunge heute kein Ohr versteht; sie haben hier mitten in der stillen Wüste Schmerzen und Freuden gehabt, und zu Erinnerungsboten diese steinernen Tafeln der Natur geweiht. Waren es Söhne der Wildniß die hier hausten, wie in einem glücklich gefundenen Asile? Waren es Gefangene die hier, entrissen einem fernen Heimathsboden, über ihr armes Leben trauerten? Waren es fromme Wan-

derer aus entlegenen Zonen, die das Herz getrieben zum Sinai, zum heiligen Berge? Ich hätte rufen mögen: Steht auf, ihr Schläfer! Steht auf und erzählt selber von euren dunklen, fernen Tagen. Warum wiegt ihr uns in ungewisse Träumereien?

Schon seit dem sechsten Jahrhunderte sind diese Inschriften und die anderen ähnlichen der sinaitischen Halbinsel gesehen worden, ohne daß sich ein sicherer Fingerzeig zu ihrer Deutung gefunden hätte. Der bekannte Cosmas Indicopleustes ist der erste der davon erzählt. Dies macht nothwendig geneigt, ihren Ursprung in ein hohes Alterthum hinaufzurücken. Dagegen spricht aber daß sich da und dort unter den Inschriften christliche Kreuze finden, sowie daß die griechischen Inschriften, die mitten unter den fremdartigen Schriftzeichen stehen, von einzelnen Buchstaben namentlich vom Omega genau diejenige Form haben die erst in der christlichen Zeit auf Steinen vorkömmt. So viel ich weiß, hat man hierauf noch nicht geachtet. Zu meiner Verwunderung fand ich übrigens daß Leon de Laborde mehrere griechische Wörter, die gerade etwas Besonderes enthalten, aufs Auffälligste in seiner Copie verunstaltet hat\*. Das flößt wenig Vertrauen für

---

\* *κακον γενος τουτο* und *στρατιωτης εγραψα* hab' ich vom Felsen gelesen; Leon de Laborde hat dafür *κακον γελος λονγος* und *στρατιωτης εγρανα* veröffentlicht.

die anderen Charaktere ein; zum Glücke sind sie jedoch bereits von Grey genauer kopirt worden.

Wäre mein Landsmann Beer in diesem Augenblicke an meinem Plaze gewesen — leider hat ihn das Geschick so früh seinen ernstesten Studien entziffert — der wäre wohl auf Tage an diese seine Lieblinge gefesselt geblieben; er würde auch mehr als irgend Jemand ihren Geheimnissen Klarheit abgewonnen haben. Nach Beer's Meinung haben diese Schriftzüge, sowie die der Inschriften auf dem Serbal und am Sinai, einige Verwandtschaft mit den palmyrenischen, und stehen mitten inne zwischen dem syrischen Estrangelo und dem Rufsichen; während er im Dialekte, worin sie verfaßt sind, aramäische und arabische Bestandtheile gefunden hat. Zu Verfassern möchte er mit Quatremère die Nabathäer machen, die im vierten Jahrhundert nach Christus das peträische Arabien bewohnten; doch denkt er zugleich an Wallfahrten als Veranlassungen zu den Inschriften.

Ich würde mir, wären nicht kundigere Sprecher da, die Bemerkung erlauben daß mir an dieser Felsenschrift eine Verwandtschaft mit dem Samaritanischen aufgefallen ist.

Mit dem Gedanken an Pilgrime stimmt das Wenige zusammen was Beer glaubt entziffert zu haben. Darnach steht häufig zu Anfang: Friede! Heil! oder, so wie es auch in den unzweifelhaften griechischen Ueberresten heißt:

In Andenken bleibe u. s. w. Auch sollen sich öfters die Bezeichnungen „Pilger“ und „Priester“ darin finden. Doch machen sich gegen fromme Wallfahrer, wenigstens als ausschließliche Urheber, die wiederholten Darstellungen von kleinen Kämpfen, wie zwischen zwei Bogenschützen, und von bewaffneten Kriegern geltend, so wie auch die oben im Originaltexte angegebene griechische Inschrift, wo ein Soldat und zwar ganz soldatenmäßig spricht.

Außerdem aber ist es mir unglaublich, daß diejenigen von denen die Inschriften stammen gerade Bewohner dieser Gegenden, wie die Nabathäer, gewesen seien. Viel wahrscheinlicher waren es Fremdlinge aus Egypten oder aus Asien, die von Suez aus durch diese Wüstenstriche zogen. Ein deutscher Gelehrter in Cairo hat mir die Meinung mitgetheilt, daß die Schriftzüge dem Baktrischen am nächsten stehen und von Gefangenen, worunter vielleicht auch Christen, stammen möchten die hier in Steinbrüchen gearbeitet. Er wollte wissen daß sich auch in Oberegyp ten, z. B. in den Steinbrüchen von Assuan, ähnliche Inschriften vorfinden.

Als wir das merkwürdige Thal verließen, erzählte mir mein Dragoman von dem nahegelegenen Sarbut el kadem, das viel großartiger ist als das Thal Mokatteb. Eine wunderbare Dase sinnreicher lebender Monumente, liegt es zwischen den nackten Felsen, in der lautlosen Wüste. Am meisten mag es den Eindruck eines Gottesackers machen

durch die vielen wie über Gräber aufgerichteten Denksteine, reichlich belegt mit Hieroglyphen. Aber dazu kommen noch in der Mitte dieser Steine Tempelbauten, die jetzt zerstört liegen, sowie zahlreiche umgestürzte Säulen. Das dürfte weniger zum Gottesacker passen. Und wie geschah es, möchte man fragen, gerade hier in der einsamen Wüste eine so kostbare Gräberstätte zu errichten? Auch hat man bis diesen Augenblick noch nichts von Mumien aufgefunden, die doch nothwendig vorhanden sein mußten. Deshalb gefällt mir ausnehmend was der Lord Prudhoe vermuthet, nämlich daß dies Sarbut ein alter egyptischer Wallfahrtsort gewesen, dessen Ursprung freilich, trotz der so schön erhaltenen Hieroglyphen, mehr als ein Jahrtausend vor Christus zurückreichen mußte.

Um Mitternacht hielten wir neben einem Häuschen worin Körner fürs Bedürfniß der Pilgerfahrten nach Mekka von der Regierung niedergelegt sind. Des Morgens zeigte mir mein Dragoman und die Beduinen eine Tigerspur, die dicht bei unserem Nachtlager dem Sande eingedrückt war. Sie versicherten mir daß sich in diesen Gebirgen jetzt noch Tiger und Tigerarten aufhalten.

Am Zweiundzwanzigsten hatten wir einen herrlichen Tag; wir kamen in das reizende Feiranthal. Zu Anfange desselben sah ich zu meiner Linken noch eine Felsenwand die reichlich mit den Inschriften des Mokattebthales

bedeckt war. Bald darauf trugen die hohen Felsen, namentlich die zur Linken, viele Spuren alter Konstruktionen; sie sahen zum Theil aus wie die Felsenwohnungen zu Siloam; wahrscheinlich waren es alte Grabhöhlen. Je näher wir dem Dorfe ritten, desto schöner ward das Thal: baumhohe Tamariskensträucher, durchdrungen von Honiggeruch oder vielmehr vom Geruche des Manna, Feigen, Mandeln, Granaten, Orangen, Oliven und verschiedene der gewöhnlichen Fruchtbäume Deutschland's hatten wir um uns; viele Tauben und kleine Vögel umschwärmten sie. Prächtige Schmetterlinge sah ich; stolze Königsferzen blühten und erinnerten mich an die freundlichen Hügel der Heimath; Wasserbäche, hell und klar rauschten laut durch die grüne Flur. Vor Allem aber gaben dem Thale seinen Charakter die großen prangenden Dattelpalmen, die hier sehr reichlich gedeihen. Beim Dorfe selbst bildeten sie einen dichten Wald. Neben den lebensfrischen und zur Höhe ragenden lagen lebensmüde, durch die Ebene lang hingestreckt. Es kam mir bei dem Anblicke die Erinnerung an jene egyptischen Riesen. So lagen diese Palmbäume da: wie riesige Krieger, gefallen auf dem Schlachtfelde.

Außer jenen Felsengräbern hat das Feiranthal noch viele Ruinen, obschon sie von keiner besonderen Schönheit sind. Ich zweifle nicht daß hier schon zur Zeit des Zugs der Israeliten Niederkassungen vorhanden waren; wahrscheinlich beziehen sich die Namen die den Stationen des



Heeres vor Raphidim gegeben werden, Daphka und Mus, auf diese Gegend. Hier mußten die Kinder Israel eine fröhliche Labung finden. Aus dem Anfange des siebenten christlichen Jahrhunderts wissen wir daß der Monothelet, Theodorus Bischof von Feiran war; so wie auf dem Concil zu Constantinopel im sechsten Jahrhundert „ein Presbyter und Legat der heiligen Kirche zu Pharan“, mit Namen Theonas vorkömmt.

Auch unsere Kamele waren glücklich im Feiranthale. Die jungen Tamarisken müssen die größte Delikatesse für ihre Mägen sein; sie langten unersättlich mit ihren langen Hälsen rechts und links.

Im Palmenwalde schlug ich mein Zelt auf. Die hiesigen Beduinen waren hübsch und freundlich. Als ich im Zelte lag, bekam ich viele Kinder zum Besuche; doch hielten sie sich in respektvoller Entfernung. Aber interessant war ihnen alles was sie bei mir sahen; sie langten mit ihren Fingerchen unter's Zelt, um meine Schuhe und meinen Hut zu betasten. Ich gab ihnen eine Handvoll der kleinen dürren Früchte die im Thale wachsen, den Kirschen ähnlich, von Farbe gelbröthlich; dennoch blieben sie zu meinem Verwundern recht artig; keines erlaubte sich den „Bakschisch“ auf die Lippen zu bringen.

Kurz nachdem wir das Thal verlassen hatten, umgaben uns zu beiden Seiten hohe graue Felsen, durchzogen von vielen kupferfarbigen und oft schönzackigen Adern.

Davor lagen Ruinen, die sich wie einzeln starrende Lehm-felsenwände ausnahmen. Auf unserem Wege hatten wir immer noch viel grünes Gesträuch, besonders Tamarisken; auf dem Boden lag eine Masse kleinen schimmernden Gesteins, roth, grau und weißlich gesprenkelt. Wir hatten in dem Augenblicke den Untergang der Sonne; er hob noch den schwärmerischen Effekt der Landschaft. Aus altem Gemäuer, woran wir vorüberritten, schauten zwei mächtig große Eidechsen hervor, die eine schieferfarbig, die andere lehmfarbig. Gegen Mitternacht umheulten uns die Wölfe; es war fast schauerlich sich da zur Ruhe zu legen. Doch meine Beduinen hatten Muth; ich hatte Vertrauen: so ruhten wir Beide in Frieden.

Am Dreiundzwanzigsten früh brachen wir auf, kurz nachdem uns der erste Strahl begrüßt, und erreichten nach anderthalb Stunden das Scheikthal mit den berühmten Mannatamarisken oder, wie sie mir dort genannt wurden, den Darfabäumen. Das Feiranthal besitzt zwar dieselbe Tamariske und noch in viel größerer Menge als das Scheikthal; auch waren, wie ich schon gesagt, die Tamariskenstrecken desselben ganz durchdrungen vom eigenthümlichen Geruche des Manna: dennoch wurde mir allgemein versichert, daß das Manna selbst ausschließlich von den Tamarisken des Scheikthales gesammelt wird. Ich freute mich sehr, daß ich zu Anfange der Zeit ins Thal gekom-

men wo die Bildung des Manna stattfindet; man nimmt nämlich die Monate Juni und Juli dafür an. Ich wanderte begierig von Strauch zu Strauch, um zu dem Geruche auch Etwas fürs Auge zu entdecken. Wie glücklich war ich als ich bald bei einem der höchsten und breitesten Sträucher an vielen Zweigen wie glänzende Perlen, wie verdickte Thautropfen hängen sah. Ich brach die schönsten davon; denn ich überzeugte mich daß ich in der That das Manna, begriffen in seiner Bildung, in Händen hatte. Diese dicklichte Masse war klebrig und hatte sehr stark denselben Geruch der den ganzen Strauch umgab. Ich kostete davon; es schmeckte, so weit meine Analogie reicht, dem Honig am ähnlichsten. An vielen andern Sträuchern fand ich kleine Ansätze an den Zweigen, die den beschriebenen in der Ferne glichen; in der Nähe fand ich daß es runde dichte Gewebe waren, wie man sie an andern Sträuchern als Insektenverpuppungen antrifft.

Die abgebrochenen Zweige mit den Mannaperlen verwahrte ich in einer blechernen Büchse; sie haben sich sehr gut erhalten. Nach einigen heißen Wochen waren allerdings die Tropfen wie geschmolzen und aus dem weißlichen Schimmer war eine dunkelbräunliche Färbung geworden. Aber noch diesen Augenblick wo ich schreibe tragen die heimgebrachten Zweige diese bräunliche Mannamasse an sich, fühlen sich klebrig an und haben noch den vollen Geruch den sie im Scheikthale hatten.

Meine Beduinen erzählten mir, daß in drei Jahren kein Manna gekommen sei, daß aber für dies Jahr eine reiche Ernte in Aussicht stehe. Im Monat Juli sammeln es die Beduinen und auch Mönche des St. Katharinenklosters in kleine lederne Schläuche, größtentheils vom Boden weg, wohin es sich in heißen Tagen von den Zweigen abtropft. Da es sich nicht in allzu großer Menge erzeugt, so wird es ziemlich theuer verkauft, am liebsten an die Sinai- und Meßkapilgrime. Doch genießen es bisweilen die Beduinen wohl auch selber, so daß sie's wie den Honig aufs Brod streichen.

Ueber die eigenthümliche Bildung dieses Manna hat Ehrenberg, nachdem er zur Sommerzeit selber im Scheithale gewesen, den gründlichsten Aufschluß gegeben. Nach ihm ist's ein kleines Insekt, das er *coccus manniparus* nennt, das durch seinen Stich das Ausschwigen des Manna aus den Tamariskenzweigen bewirkt. Von diesem *Coccus* konnt' ich allerdings nichts entdecken; nur wiesen, wenn ich nicht irre, jene kleinen weißen Gewebe auf seine Existenz hin. Dafür umschwärmten diese Tamarisken eine große schöne Art Bienen, die es fast gefährlich machten sich zu nahen. Hat es mit Ehrenberg's Theorie volle Wichtigkeit, so glaub' ich daß die Tamarisken des Feiranthales dieselbe Fähigkeit zur Produktion des Manna besitzen, daß ihnen aber zur wirklichen Produktion jener hilfreiche *Coccus* fehlt, der sich freilich, wie's scheint, leicht

genug zu ihnen verpflanzen ließe. Was Ehrenberg's Untersuchung noch bestätigt, ist der Umstand daß auch das medizinische Manna Calabriens und Siziliens in den Sommermonaten aus Eschbäumen durch den Stich einer Cicade hervorgelockt wird.

Was nun aber diesem Manna des Scheikthales ein so großes Interesse verleiht, das ist bekanntlich die Erinnerung an jenes Himmelsbrod, das die Israeliten in der Wüste genossen. Was man auch immer gegen die Zusammenstellung des einen mit dem andern sagen mag: das steht mir fest, daß das jetzige Manna des Scheikthales eine besondere, eine nahe Beziehung zum biblischen Manna hat. Denn diese Gegend trifft zusammen mit der Gegend wo die Israeliten das Manna zuerst erhielten. Das zweite Buch Moses setzt dieselbe nämlich vor Raphidim, und Raphidim ist nirgends anders als zwischen dem Scheikthale und dem Sinai. Ueberraschend ist es auch daß die biblische Beschreibung des Manna, „es habe einen Geschmack wie Semmel mit Honig“ 2 Mos. 16, 31., sowie „es sei geschmolzen wenn die Sonne heiß schien“ 2 Mos. 16, 21. vollkommen auf das jetzige Manna paßt, obschon das in Persien von einer morgenländischen Eichenart und in Mesopotamien vom Gavanstrauche herabträufelnde Manna noch genauer mit dem „weißen Koriandersamen“ harmonirt. Freilich ergeben sich daneben der Verschiedenheiten genug: das biblische Manna fiel des

Nachts vom Himmel und lag des Morgens wie Thau auf den Feldern; am Sabbath fiel es nicht, am Tage vorher fiel es doppelt; nach kurzer Aufbewahrung wuchsen Würmer darin. Dazu war es geeignet, ein Heer von zwei Millionen vierzig Jahre lang zu ernähren.\*

Der Angabe des Herabfallens halber hat man sich erinnert daß Aristoteles erzählt, es falle bisweilen beim Aufgange großer Gestirne Honig aus der Luft, was Plinius noch weiter ausführt, indem er diesen Honig beim Aufgange der Plejaden fallen läßt, so daß das Laub der Bäume und die Kleider der Reisenden davon klebrig werden. Damit hielt man die Erzählung der Mönche zu Tor von Honigspuren zusammen, die sich oft des Morgens auf dem Dache ihres Klosters finden sollen. Endlich berichtet unlängst Wellsted daß er von einem jüdischen Rabbi gehört habe, in der Wüste von Damascus falle in der That jetzt noch ein Manna aus freiem Himmel.

Dadurch scheint freilich das Tamariskenmanna am Sinai in seinem Ruhme geschmälert zu werden, um so mehr da sich doch beim Manna der Israeliten vom Wunder nicht absehen läßt. Bleibt aber das Wunder nicht in seinem wahren Charakter, wenn man sich das heutige Manna durch die waltende Gnade bis zum ehemaligen der Israeliten nach jeder Seite hin potenzirt denkt? Wär's nicht allzu künstlich, so würde ich sagen daß der von Ta-

mariskenwäldern aufsteigende Dunst recht wohl wieder als Thau zur Erde fallen könne. Wenigstens möchte dieser Gedanke eben so zulässig sein als jener andere, wornach das jezige Manna als eine schwache Nachwirkung vom biblischen Himmelsbrode erscheint.

Nahe an zwei Stunden mochte es sein daß ich von den Mannatamarisken geschieden, da hatte ich einen Anblick der leicht der imposanteste in meinem Leben war. Wir ritten eine sanft sich erhebende Anhöhe hinan; zu beiden Seiten drängten sich näher und näher die Felsen zusammen. Plötzlich stehen wir vor zwei kolossalen glatten Granitwänden, die senkrecht in die Lüfte steigen: ein majestätischer Bau! Wie versteinerte Palmen sind's die zusammengeschmolzen, braun, grau und röthlich; wilde Streifen von dunkelblauer Stahlfarbe ziehen sich herunter, als hätte der Blitz daran seine Feuerbahnen durchlaufen. Das ist ein Portal wie zum Throne des Herrschers der Herrscher. Ich war stumm und erschüttert. Hier ist heiliges Land, das fühlt' ich; hier haben die Engel Gottes gewaltet, um das sterbliche Auge zu fesseln für einen großen Zweck. Wir ritten durchs Portal; wir ritten aufwärts wie über unsichtbare Stufen; die Felsenmauern erweiterten sich; wir standen in einem fröhlich bewachsenen weiten Raume, amphitheatralisch geschlossen und nur von einzelnen wie zu Areopagen gebildeten Felsblöcken unterbrochen.

Mitten unter diesen Eindrücken war es mir als hörte ich Glockenklänge aus der Ferne; das vollendete den festlichen Moment. Seit Monaten hatt' ich keine Glocken gehört; da brachen sie plötzlich wie verhaltene süße Schmerzen los. Als ich darauf meinen Dragoman fragte, antwortete er mir, fast im Spotte: Hier gibt's keine Glocken. Dennoch waren wir hier in der That jenem merkwürdigen Dschebel Nakus oder Glockenberg nahe, der durch die glockenverwandten Töne, die er, wandelt ein Fuß über seinen lockern Sand, von sich gibt, zu dem Glauben geführt hat, es ruhe ein verschüttetes Kloster unter ihm.

Als wir herausgetreten aus dem amphitheatralischen Raume, nahm der Weg wieder den früheren großartigen Charakter an; es war eine wahre Triumphstraße; gerade vor meinen Augen standen, den Wolken vertraut, hehr und ernst, Gipfelpunkte des Sinai.

In der Mittagsstunde träumt' ich vom Gärtlein meines Vaterhauses; Gespielen der Kindheit saßen um mich; ich erzählte ihnen, so wie es ehemals geschehen. Als ich das Auge geöffnet, zog ein Schwarm der kleinen Vögel, die einst oft im Herbst meine ganze Lust gewesen, übers Zelt hinweg. Grüße der Heimath waren's aus frühen fröhlichen Jahren. So wachte im Angesicht des Sinai meine Kindheit auf. Es war schön hier wieder ein Kind zu sein. Da ist's ja auch gewesen, einst in der kindlichen Phantasie, wo ich ihn zuerst gesehen, den Sinai, den Berg



Gottes. Diesen Augenblick schien mir's als hätt' ich sie wieder, jene kindliche Seele, die das Leben, ach, so tief in seinen Sturm begräbt. Als ich es zum ersten Male las, wie der Herr, um sein Gesetz in seines Knechtes Hand zu geben, herabfuhr mit Feuer auf den Berg daß der Berg bebte, da mochte ich im religiösen Schauer einen der ersten Momente des Bewußtseins haben von Gottes Nähe und Größe und heiliger Hoheit. Glückliche Seele die diesen Momenten zu wahren weiß ein festliches Echo.

Aber schnell wurd' ich entrissen dem Kreise meines Sinnes und Denkens. Mehrere Züge von Beduinen der Sinaiwüste, Männer mit Frauen und Kindern, auf stattlich geschmückten Dromedaren, begleitet von Lämmerheerden und belebt durch einen weithin schallenden Freudenruf, kamen bei uns vorbeigezogen. Einige Scheiks setzten sich zu meinen Führern, und der berühmte Fremdenführer, der Scheik Tuäleb, trat zu mir ins Zelt und lud mich zum heutigen großen Feste, dem Feste des Propheten Saleh ein. Dies Fest wurde bei dem Grabdenkmale des Propheten gefeiert, das von meiner Lagerstätte etwa eine Stunde und vom St. Catharinenkloster gegen zwei Stunden entfernt war. Ich entgegnete dem Scheik daß ich dem Feste nicht bewohnen könne, da ich heute noch im Kloster ankommen müsse; doch versprach ich im Vorübergehen einen Augenblick zu halten.

Als ich aber auf das festliche Zeltgelage zu ritt, zogen mir die Scheiks, ihr gemeinsames Oberhaupt an

der Spitze, auf dreißig Schritte entgegen, um mich von Neuem förmlich zum Feste einzuladen. Ich war überrascht durch diese in aller Freundlichkeit zudringliche Ansprache; die Beduinen schienen einen wahren Werth auf meinen Festbesuch zu legen. Als ich eben noch mit der gewünschten Antwort zögerte, wurde ich plötzlich aus diesen fremdartigen Gesichtern heraus in der Zunge angeredet die man an der Seine spricht. Ich hielt es fast für eine akustische Täuschung; aber schnell trat lebhaftig vor mich ein Männlein, in türkischer Kleidung, mit kleinen gerötheten Augen, von einem zarten weißen Teint, keinem Erzeugnisse dieser heißen Sandsteppe. Es war in der That ein Franzose von Geburt, der eine eigenthümliche Carriere gemacht. Vom Apotheker in Lyon ist er nämlich zum Charakter eines Kamelarztes der Beduinen bis in diese Wüste vorgerückt. Jetzt eben kehrte er von den Hedscha's oder vielmehr von ihren Kamelen zurück; sein von seiner glücklichen Praxis gefüllter Beutel lief vierfüßig neben ihm her; er bestand nämlich aus einer ansehnlichen Heerde Ziegen und Lämmer.

Ich entschloß mich beim Salechfeste zu bleiben; meine Führer waren glücklich darüber, obschon sie nicht gewagt hatten eine Bitte deshalb auszusprechen. Mit der Schaar die mir entgegengekommen zog ich in das große gemeinschaftliche Zelt; ich ließ meine wollene Decke und mein Tigerfell ausbreiten, und saß drauf inmitten der Haupt-

linge Platz. Dies Zelt, worin im Kreise vierzig bis fünfzig saßen, war nur von zwei Seiten völlig geschlossen. Nach Norden bot es die Aussicht auf die Heerden, auf die Dromedare und Kamele, auf die Bagage; nach Süden hatte es in der Mitte ein Feuer lodern, woran auf's Thätigste Kaffee gekocht wurde; vierzig Schritte dahinter stand auf einem felsigen Hügel das frisch übertünchte \* Grabmal des Propheten. Beim Feuer und Kaffee saß, als Generalwirth, der Fürst oder Oberste der Häuptlinge. Seine Erscheinung war würdig und angenehm. Er war einer der größten in der Zahl, von männlich kräftigen Zügen, braunen Augen, dunklem Barte. Auf dem Haupte hatte er einen weißen Turban, aus dessen Mitte der rothe Fes hervorsah; an den Füßen hatte er keine Bekleidung; hauptsächlich aber trug er ein ungewöhnlich langes weißes

---

\* Dies Grabmal und einzelne andere, die ich in der Wüste traf, machten mir die Beziehung recht anschaulich die des Heilands Ausdruck hatte, als er den Pharisiäern zurief: Ihr seid wie übertünchte Gräber, die hübsch von Außen scheinen, aber inwendig sind sie voll Todtengäbeine. Bis heute noch hat man im Oriente die Sitte, die Grabmäler bisweilen von Neuem zu übertünchen, so daß sie namentlich in der Wüste weithin schimmern; obschon häufig ihre ganze Pracht in nichts besteht als in einem Steine, der unter mehreren andern, die auf dem Grabe ruhen, in die Höhe gerichtet ist. Es mögen wohl dabei die Muhamedaner einen ähnlichen Zweck im Auge haben wie einst die Juden hatten, die deshalb auf die Ubertünchung der Gräber so sehr bedacht waren, damit sich die Priester, die Nasiräer und auch die zum Paschafeste ziehenden Pilgrime vor der verunreinigenden Nähe derselben verwahren konnten.

Hemd von leichtem wollenen Stoffe. Diese Tracht erinnerte mich an das Camaldulenser Gewand, das der Papst Gregor XVI. bei meiner Aufwartung trug. So nahe berühren sich ferne Gegensätze; der Fürst der kriegerischen Beduinenhorden am Sinai und der heilige Vater zu Rom in seinem Vatican kleiden sich, wie es den Schein hat, nach derselben Mode.

An unser großes Zelt reiheten sich mehrere kleinere an, die von allen Seiten verschlossen waren; selbst der Eingang war mit Teppichen verhangen. In diesen Zelten weilten die Frauen und Kinder. Gleich hinter mir stieß das erste dieser Zelte ans unsrige; dadurch machte ich eine Bekanntschaft der unschuldigsten Art, dos-à-dos und mit stummen Lippen. Ich lehnte mich nämlich an und bemerkte bald, daß meine Lehne von weichem, unsicherem Stoffe war. Doch schien es mir meine Nachbarin, von der mich nur die Zeltleinwand trennte, durchaus nicht übel zu deuten, daß ich von der harmlos gewonnenen Position unbedenklich Gebrauch machte.

So saß ich denn, der schlichte deutsche Wandersmann, mitten unter diesen braunen Kindern der arabischen Wüste, kriegerisch genug in ihrem Waffenschmucke. Sollte ich an Schiller's Taucher denken: „Da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,“ „Von der menschlichen Hilfe so weit,“ „Unter Larven die einzige fühlende Brust?“ Freilich war ich der vollen Gewalt dieser wilden und mächtigen

gen Horden preisgegeben, die lange Zeit selbst dem Geldarme Mehemed Ali's trotzig entgegnen haben, und die auch jetzt mehr durch seine Klugheit für ihn gewonnen als durch seine Macht von ihm bezwungen worden sind. Aber ich hatte ein ganz anderes Gefühl. Es sprach mir aus den Zügen dieser Leute ein so ehrenhafter Charakter, solch eine offene Biederkeit entgegen, daß ich in ihrer Umgebung wie zwischen heimathlichen Mauern saß.

Im Anfang waren natürlicher Weise Aller Augen auf den fremden Gast gerichtet; diejenigen dieser Beduinen die sich nicht gerade mit der Führung der Reisenden befassen sehen äußerst selten einen europäischen Reisenden. Ich meines Theils versäumte nicht, ihnen als berühmten Kriegern meine Komplimente zu machen über ein so friedlich schönes Fest. Eine Tasse Kaffee und noch eine zweite wurde mir präsentirt, sowie allen die im Kreise saßen. Dazu dampften die Pfeifen. Aber bald erhob sich mir gegenüber ein lebhafter Wortwechsel. Meine Führer waren nämlich mit zwei Genossen jenes von ihnen bekriegten Stammes aus der Umgegend von Jerusalem zusammengetroffen; Elen, einer meiner Führer, hatte bei der Fehde eine besondere Tapferkeit entwickelt; zwei der Feinde waren von seiner Hand gefallen. Doch hier befanden sich beide Theile unter dem unverletzlichen Schutze der Gastfreundschaft und keiner hatte vom andern im Ernste zu fürchten.

Nach einer kleinen Stunde kam's zum festlichen Um-  
 gange ums Denkmal des Propheten. Da waren die  
 Frauen voran, aufs Sittsamste gekleidet und aufs Uner-  
 baulichste verhüllt. Unter jener mehrmals erwähnten  
 Musik, welche die orientalischen Frauen in ihrem eigenen  
 Munde zu bewerkstelligen wissen, ging der Zug den Hügel  
 hinauf, ums Grabmal herum und endlich in dasselbe hin-  
 ein, wo die Frauen einige Minuten zu beten schienen.  
 Junge Bursche führten beim Zuge die Opferlämmer, denen  
 noch oben auf dem Hügel ein paar Haare von der Stirne  
 geschnitten und die Stirne selbst blutig geritzt wurde.  
 Darauf folgte das allgemeine Abschachten dieser funfzig  
 bis sechzig Lämmer, deren eigentliche Opferung vermittelt  
 der Zähne und Mägen geschieht. Sie wurden sodann an  
 den Zelten aufgehangen, ihres Felles entledigt und mit  
 den großen Messern, die zugleich als Waffen wie kurze  
 Schwerter dienten, in einige Stücke zerhauen.

Während die Mahlzeit am Feuer bereitet wurde, er-  
 öffnete sich ein Wettrennen auf Dromedaren. Das war  
 ein anziehendes Schauspiel. Immer vier oder sechs Ritter  
 sprengten auf diesen herrlichen, mit Gehängen von Perlmut-  
 ter und schönen Teppichen geschmückten Thieren vor den Zel-  
 ten vorbei. Die Frauen, die wieder hinter den Zeltvorhängen  
 saßen, erhoben bei jedem neuen Ritterzuge ihre jauchzende  
 Musik. Das Dromedar, in seiner das flüchtigste Rosß über-  
 flügelnden Schnelligkeit, erkennt man hier kaum als Bru-

der vom Kamele, wenn's mit seinen gemessenen Schritten, wie ins abgründliche Nachdenken der deutschen Esel verloren, durch die sandige Wüste schreitet. Noch während der letzten Wettrennen erhob sich ein Sturm, der von den nahen Bergen herab mit wilder Musik durch unser Thal stürzte. Dadurch wurde besonders die Erwartung auf den Tanz der Frauen gestört, der des Abends auf die Mahlzeit folgen sollte.

Jetzt wurde zur Mahlzeit geschritten. Alles Fleisch war gekocht worden; ich hatte es abgelehnt mir ein Stück nach meinem Geschmacke zubereiten zu lassen, da ich ohnedem nur zur Gesellschaft mitaß. Alle lagen im Kreise herum; immer vier bis sechs gruppirten sich wieder zu einem kleinen Zirkel und hatten in ihrer Mitte ein ausgebreitetes Lammfell. In einer großen hölzernen Mulde wurde das Fleisch aufgetragen und aufs Fell geschüttet. Natürlich gab's keine Messer und Gabeln. Jeder nahm sich mit den Werkzeugen die ihm die Natur angeschaffen seinen Theil; ich that soviel wie möglich dasselbe. Nach dem Fleische kam noch ein Bilaw, zusammengeknetet aus Gerstenmehl und gewiß von sehr wenig Zuthaten beheligt. Ich leistete Verzicht darauf. Getrunken wurde bei der Mahlzeit ein Krug vortrefflichen Wassers. Somit hab' ich die ganze Magenerquickung dieser kleinen Fürsten der Wüste bei ihrem großen Salechfeste geschildert; das Podagra läßt sich von dergleichen Schmäusen schwerlich heimtragen.

Nach der Mahlzeit wuchs der Sturm zu noch größerer Heftigkeit. Nur mit Mühe ließ sich das Zelt vor dem Einsturze sichern. Das Feuer blies uns allen Dampf und Asche in die Augen. Auch große Regentropfen fielen. Unter diesen Umständen schwand alle Hoffnung, die Beduinenfrauen noch tanzen zu sehen; man begreift wie leid es mir that. Ich unterhielt mich noch einige Minuten mit dem obersten Häuptling. Sein unerschütterlicher Humor gefiel mir und sein entschiedener Glaube. Er war fern davon, sich über den Sturm zu beklagen; „Gott hat's geschickt, drum muß es gut sein,“ sagte er, und in seinen Augen stand geschrieben: Ich glaube was ich sage. Neben der Ueberzeugung von der göttlichen Vorsehung herrschte besonders noch in seinem religiösen Gesichtskreise das Bewußtsein von der Pflicht der Gastfreundschaft. Als ich von Mehemed Ali mit ihm sprach, war er voll großer Hochachtung für denselben. Von unserem Treiben überm Mittelmeere drüben wußte er fast nichts. Unter dem Namen der Franken sind bei ihm, wie bei so vielen Orientalen, alle Europäer brüderlich verschmolzen; nur der Russe schien sich aus dem großen Geschlechte mit besonderer Farbe losgerungen zu haben.

Es war noch nicht spät als ich mich zur Ruhe legte. Mein Dragoman baute mir eine seltsame Wohnung für die Nacht. Er breitete zwischen Küchentafel und Reisekoffer das Zelttuch aus; ich kroch darunter. Rings um



mich lagen die Beduinen mit Frauen und Kindern, mit Dromedaren und Kamelen, mit Lämmern und Ziegen. Ich werde schwerlich eine ähnliche Festnacht erleben.

Ich benutze diese nächtliche Ruhe um einige nähere Nachrichten über meine Gastfreunde zu geben\*. Sie gehören zu den Stämmen der Tawarah, wie sich die Beduinen des Sinai oder des Dschebel et Tur insgesamt nennen, und zwar zu dem Hauptstamme der Sawalihah, deren Großahnen nach der Einnahme Egyptens durch die Helden des Halbmonds von der egyptischen Grenze in diese Gegenden eingewandert sein sollen. Einer der drei Zweige von den Sawalihah, und zwar gerade derjenige dessen Beziehungen zum St. Katharinenkloster weit ferner oder gar feindlicher sind als die der beiden anderen, die Karrafchy, zählt in sich jenen jetzigen Hauptstamm oder das gemeinsame Oberhaupt für alle Stämme der Tawarah. Derselbe führt, gleichwie jener verehrte Scheik oder, wozu er wohl erst später geworden, Prophet, den Namen Salech. Unter den Beduinen gelten die Tawarah für arm; freilich mögen sie zwischen den kahlen Bergen vom Sinai bis nach Akaba keine Schätze gewinnen; obschon sie fürs Geleite der Sinaipilger ein gewisses Vorrecht behaupten. Ihre Seelenzahl beläuft sich nach Burckhardt's und Rüppell's Schätzungen auf vier bis sechs tausend. Ihre Praxis

---

\* Vergl. Robinson's Palästina Th. 1. S. 219. ff.

des Muhamedanismus mag eine sehr lockere und eigenwillige sein. Zu den Kriegen, die sie häufig gegen andere Beduinenstämme führen, kommen auch bisweilen blutige Kämpfe in ihrer eigenen Mitte. Nur wenn sie eine Vermittelung beim Pascha von Egypten suchen, mischt sich dieser in ihre Händel.

Sehr früh am Morgen des vierundzwanzigsten Mai weckte mich ein ungewohntes Concert. Die Kamele brüllten ihr Morgenlied, und zwar größtentheils in einem unvergleichlich tiefen Basse; einige dazwischen meckernde Ziegen nahmen sich wie hüpfende Diskantisten aus.

Nachdem ich von den versammelten Scheiks aufs Freundlichste Abschied genommen, ritt ich meinem Reiseziele in Gile näher. Der Morgen war angenehm kühl. Der Unterschied der Temperatur, den ich schon seit den beiden letzten Tagen gespürt hatte, fiel mir heute besonders auf; freilich liegt das Scheikthal, wo wir jetzt waren, um mehrere tausend Fuß höher als das Garandelthal, wo die Hitze unerträglich gewesen. Das Kloster sah ich nicht eher als bis wir in seine nächste Nähe gekommen waren; es liegt in einem langen aber engen Thale zwischen dem Berge des heil. Epistemius, auch Dschebel ed Deir genannt, und dem Horeb. Aber aufs Lieblichste kündigt sich an durch seinen herrlichen Garten, der mit seinen Cypressen, Granaten, Orangen aus den grauen steinernen Mauern gar freundlich hervorschaut. Das Kloster selbst

nimmt sich durch seine gegen vierzig Fuß hohen Mauern wie eine kleine Festung aus; der Mangel eines eigentlichen Eingangs verstärkt diesen Eindruck noch. Dreißig Fuß hoch ist die Thüröffnung, zu der man durch ein Seil hinaufgewunden wird. Mehrere Beduinen hielten schon vor mir unter der Thüre; sie ließen es nicht daran fehlen meine Ankunft durch Geschrei und durchs Abfeuern ihrer Gewehre zu verkünden. Aber eh' ich die Seilwanderung antrat, fragte man mich nach meinen Briefen. Ich übergab die beiden Briefe aus Suez, die sofort hinaufgezogen wurden. Da aber der Prior wußte daß ich aus Cairo kam — ich war ihm von dort schon angemeldet worden — so glaubte er daß ich nothwendig vom Mutterkloster daselbst eine Empfehlung mitbringen müßte. Niebuhr erhielt bekanntlich in Ermangelung eines solchen Empfehlungsbriefes keinen Eingang. Ich entgegnete daß ich allerdings vom Kloster in Cairo, wo ich aufs Beste gekannt sei, ein Schreiben erhalten habe; es sei mir aber unter anderen Papieren zu meinem Unglücke liegen geblieben, weshalb ich mich eben der Briefe aus Suez bediene. Nebenbei sei's gesagt daß ich aus gutem Grunde jene Empfehlung zurückgelassen, da sie bei aller Liebenswürdigkeit einen Zug vom Uriasbriefe hatte. Meine Auskunft mochte nicht ganz befriedigen; doch stand man nicht länger an, mich ins Seil zu fassen und ins heitere Asil zu sich aufzunehmen.

## Der Sinai und sein Kloster.

Wie überraschend ist's, mitten in der öden, von Sand und Fels starrenden Wüste plötzlich zwischen diesen gastlichen Mauern zu weilen, in diesen ordnungsvollen, zierlichen Anlagen und Gemächern, umgeben von ernstern Männern, mit langen Bärten, in schwarzen Talaren. Der jetzige Superior des Klosters, der leider trotz der Feinheit seiner Züge die ausgeprägteste Falschheit im Blicke trägt, begleitete mich sogleich in ein geräumiges Zimmer, geschmückt mit ringsum laufendem Divan und bunten Teppichen. Dies Zimmer wurde mir als Salon angewiesen, ein anderes daneben war meine Schlafstube, ein drittes mein Speise- und Arbeitszimmer. Außerdem führte mir der Superior als gewöhnlichen Begleiter während meines Aufenthalts im Kloster einen jungen Mann zu, der nichts auf dem Leibe trug als ein kurzes härenes, braun und grau gestreiftes Gewand. Ich begriff bald daß ichs mit einem halben Narren zu thun hatte; denn bei der ersten Unterhaltung fragte er mich, ob ich schon Reisen in Sonn' und Mond gemacht. Dieser „Signor Pietro“ ist ein geborner Grieche, von guter Familie; er spricht außerdem Itälianisch und Französisch, auch ein wenig Englisch, Deutsch,

Arabisch. Vor einigen Jahren ist er von seinen Verwandten zur Verwahrung ins Kloster gebracht worden; täglich harrt er umsonst ihres Besuches. Trotz seiner verrückten Einfälle ist er ohne Zweifel der wichtigste und geistreichste Mensch im Kloster. Sein Umgang war mir interessant, obschon er mir bisweilen lästig wurde.

Gleich neben mir wohnte der mit der Aufwartung der Fremden betraute Bruder, Gregorios, ein freundlicher würdiger Greis mit einem stattlichen weißen Barte. Vor vierzig Jahren war er Befehlshaber von tausend Mamelucken; aus dem blutigen Kriegslärme hat er sich, wie ein Rhodischer Johannissitter, zu diesem bescheidenen Dienste ins stille Kloster zurückgezogen. Den Kriegsmann merkte man ihm noch an wenn er Gewehre sah; fast täglich schoss er mit meiner Doppelflinte und traf genau, unter dem Donner des Echo's, den zum Ziele erwählten Ziegel auf der Klostermauer. Doch hatte er auch sogar so viel wissenschaftlichen Sinn, daß er sich meines Eifers für die griechischen Manuscripte freute.

Von meinen Fenstern hatte ich übers Kloster hinweg die Aussicht auf den Horeb; da lag er völlig nackt in seinem grauen Granit vor mir, voll einer abschreckenden Schroffheit. Doch winkten von den Höhen herab einige einzeln stehende Kreuze; dem frommen Drange der Einsiedler war nichts zu schroff, nichts zu abschreckend. Trat ich zur Thüre meines Zimmers hinaus, so hatt' ich unter

mir den Hofraum mit einem Brunnen in der Mitte, umrankt von grünen Weinreben. Zwischen Vier und Fünf des Morgens, wenn das Glöcklein schon erklungen, sah ich immer beim Brunnen den würdigen Bruder Kyrillos. Noch immer steht mir dieser Brunnen mit seinen Neben und dem guten Kyrillos vor Augen.

Mit diesem Manne, vierzig bis funfzig Jahre alt, hab' ich mich herzlich befreundet. Ursprünglich ist er auf dem Berge Athos heimisch gewesen; vor kurzer Zeit aber wurde er, ich weiß nicht aus welchem Ungehorsam gegen den Patriarchen, mit Gewalt nach dem Sinai gebracht. Hier ist er Bibliothekar. Ich hab' ihn als einen biedern, unterrichteten, ernstesten, wohlwollenden Mann schätzen gelernt. In den letzten Tagen meines Aufenthalts im Kloster überraschte er mich so oft ich ihn sah mit einem netten neugriechischen Gedichte, das er auf ein schmuckes Blatt geschrieben und zu meiner Ehre verfaßt hatte. Aus der Bibliothek gab er mir alle Manuscripte die ich wünschte in mein Zimmer. Als ich mich wegen der Störung anklagte die ich dadurch in die Ordnung der Bücher brachte, beruhigte er mich damit, daß er sich doch meines Besuches fröhlich erinnern könnte wenn er die entnommenen Manuscripte wieder in ihre vorige Ordnung fügte. Freilich mag er selten genug auf ähnliche Weise gestört werden; kaum wird Jemand im Kloster außer ihm an die so reiche Bibliothek denken.

Im Ganzen traf ich achtzehn Brüder im Kloster, von denen fast ein jeder ein bestimmtes Amt hat. Am meisten merkt man dem Oikonomos seinen Posten an; denn er ist von einer vollkommenen Wohlbeleibtheit. Ich weiß nicht ob man die Lebensweise dieser Mönche, vom Orden des heil. Basiliius, streng nennen kann. Die Charakteristik Rudolph's von Suchem im vierzehnten Jahrhundert führt leicht in Irrthum; er sagt: „Sie trinken nicht Wein denn in den hohen Festen, essen nimmer kein Fleisch, sondern erhalten sich mit Kräutern, Erbsen, Bohnen und Linsen, welches sie ihnen mit Wasser, Salz und Essig zubereiten; sie essen bei einander in einem Refektorio ohn' ein Tischtuch.“ Es sind hierbei die Fische vergessen, die bei der Nähe des Meeres nie fehlen, ferner der Reis, den ich nirgends schöner als hier gesehen, die Datteln und Mandeln, der Kaffee und vieles Andere. Für den Wein besonders hat man sich durch den vortrefflichen Dattelbranntwein zu entschädigen gewußt, wovon ein jeder eine tüchtige Portion allwöchentlich auf seine Zelle bezieht. Das Brod des Klosters ist so schön, daß es kaum im Oriente seines Gleichen hat. Spuren des Mangels hab' ich keinem einzigen der Brüder angesehen.

Die Zahl der Kapellen übersteigt um vier die Zahl der Mönche; vor Zeiten ist das Verhältniß ein sehr verschiedenes gewesen. Troilo im siebzehnten Jahrhundert traf siebenzig Mönche an. Außer den zweiundzwanzig Kapellen

hat das Kloster eine Hauptkirche, reich an Pracht. Zwei Reihen von Granitsäulen tragen das Gewölbe, das auf blaugemaltem Grunde mit Sternen übersäet ist. Der Boden ist mit schwarzem und weißem Marmor belegt. Viele Lampen und Leuchter prangen in Gold und Silber. Unzählige Bilder bedecken die Wände; aber geschmackvoller und schöner als diese alle ist die alte Mosaik am Gewölbe des Rundtheils, wo die aufs Kostbarste verwahrten Reliquien der heil. Catharina ruhen. Diese Mosaik stellt zu beiden Seiten Moses dar, links vor dem brennenden Busche, rechts mit den Gesetzestafeln, und enthält in der Hauptgruppe die Scene der Verklärung Christi mit Moses, Elias und den drei Jüngern. In den beiden Ecken über der Gruppe befinden sich auf zwei Medaillons Justinian und Theodora. Beide gelten, und zwar mit Grund, für die Stifter des jetzigen Klosters, wenngleich schon vorher, namentlich im vierten Jahrhunderte, der Sinai von vielen Anachoreten bebaut und bewohnt gewesen, die, wie der egyptische Mönch Ammonios erzählt, nur von Datteln, Beeren und ähnlichen Früchten lebten, und von den Sarazenen viel zu leiden hatten.

Die geschilderte Mosaik, wahrscheinlich aus der Zeit der Stiftung selbst, beweist daß das Kloster ursprünglich der Verklärung gewidmet gewesen, weshalb auch noch heute manche Reisende an dieser Bezeichnung festhalten. Allein jetzt hat offenbar die Verehrung der heil. Catharina,



die nach Eusebius im Jahre 307 nach dem Sinai floh, von wo die Engel ihren Leib nach ihrem Märtyrertume auf den Gipfel des Catharinenbergs getragen haben sollen, nicht nur mit ihrem Räucherwerk und Kerzendampf die Verklärungs-scene, gerade über dem Reliquienschreine, in düstere Schatten gestellt, sondern auch die Benennung des Klosters usurpirt. Denn sogar die Abendmahlsbrode des Klosters, wie ich deren selbst eins besitze, sind mit der „hagia katherine“ beschrieben.

Die letzte Besonderheit der Kirche hab' ich noch nicht genannt: das ist die Kapelle des brennenden Busches. Sie soll eben da errichtet sein wo der Herr seinem Knechte in den Flammen erschien. Man gestattet dem Pilger nicht diese Kapelle mit beschuhten Füßen zu betreten. „Tritt nicht herzu,“ heißt es ja, „ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort wo du stehst ist ein heiliges Land.“ Ist's auch immer nur der fromme Glaube, der so genau die weihewolle Stelle wieder gefunden hat; doch wem käme hier nicht ins Herz, ins Herz und auf die Lippen das Gebet: „Herr, durchglühe auch mich mit deinem Feuer-eifer für dein heiliges Wort, wie du einst durchglüht hast deinen Knecht Moses.“

Ueberraschender Weise besitzt das Kloster in seinen Mauern neben seinen Kirchen und Kapellen auch eine Moschee. Sie sah jetzt ziemlich verödet aus. Man erzählt daß durch Erbauung dieser Moschee das Kloster seiner

Zerstörung entgangen sei, als Mahomet der Prophet den Sinai besuchte. Gedient hat sie wohl besonders für die muhamedanischen Leibeigenen des Klosters, deren mehrere die niederen Dienste im Kloster verrichten. Außerdem mag sie bei Besuchen von Männern wie Ibrahim Pascha noch heute in Gebrauch kommen.

Aus dem Kloster eil' ich jetzt in den Garten. Der Weg zu ihm ist schauerlich; etwa vierzig Schritte weit führt er durch einen engen niederen in den Fels gehauenen unterirdischen Gang. Um so herrlicher ist der auf mehreren Terrassen angelegte Garten. Da prangt Alles, da blüht und duftet Alles. Das frischeste Wasser läuft durch seine Gräben. Die dunklen hoch aufstrebenden Cypressen stehen unter den silberfarbigen Oliven; neben den Mandeln und Feigen, den Orangen und Citronen gedeihen auch Aepfel und Birnen. Vor Allem aber fesselten mein Auge die vollbuschigen Granaten mit dem feurigen Roth ihrer Blüthenkronen. Ich brach davon Erinnerungszeichen für meine fernen Lieben.

### Der Pfingstmorgen auf dem Sinai.

Am sechsundzwanzigsten Mai war der Sonntag der Pfingsten. Wohl nie in meinem Leben mag ich so glücklich erwacht sein zum Pfingstfeste. Nur einmal weiß ich daß mein Herz gar innig ihm entgegenschlug; da fiel der Geburtstag einer seligen Frau, die ich unaussprechlich geliebt,

zusammen mit dem Pfingstsonntage. Ich dachte, als ich diesen Morgen erwachte, mit ganzer Seele an die Verklärte. Von welcher Freude würde ihr mütterliches Auge glänzen, wüßte sie mich heute an diesem heiligen Orte. Es war mir im Augenblick als wüßt' ich sie noch getreulich walten zu Hause am väterlichen Herde. Ich dachte mir unser Wiedersehn. Da rollte mir ein heißer Strom über die Wangen. Gott kann einen Sterblichen nicht so glücklich machen, sagt' ich mir. Der Moment hätte meines Lebens letzter werden müssen.

Das Klosterglößlein war's das mich geweckt hatte mit seinem feierlichen Klange. Sonst hört' ich keinen Laut in dieser Sabbathruhe. So mag es im Herzen eines selig verklärten Menschen sein, um den eingeschlummert schweigt der geräuschvolle Werkeltag des Lebens. Wohl uns, wenn wir Augenblicke aus der Hand der Gnade nehmen, wo's auch so ist in unserem Herzen.

Den Gipfel des Sinai wollt' ich heute besteigen; wie freut' ich mich darauf. So lange war's mir wie ein himmelhohes Ziel erschienen, zu dem hinauf meine Hand nicht reichen könne. Jetzt sah ich's vor mir glänzen, wohl schön wie der Himmel, aber so freundlich nahe wie die Kirche meinem Vaterhause.

Mein Ali stand sehr früh zum Aufbruche bereit; er hatte sein Scharlachkoller, gestickt mit Gold und Silber, angelegt; die Sonne des Festes leuchtete ihm aus den

freundlichen Zügen. Signor Pietro gefiel sich sehr wohl in unseren Waffen. Mohammed trug die Provision. In dieser Begleitung wanderte ich durch den Garten hinaus an den Fuß des Horeb.

Bald begannen wir steil aufzusteigen. Zwischen zwei in eine Kluft abfallenden Abhängen führt der Weg aufwärts, über viele Felsentrümmern mit Resten von eingehauenen Stufen, die auf die Zeit der Helena zurückgehen sollen. Gesträuch, Gräser und Blumen wachsen nur spärlich. Nahe an tausend Fuß über dem Kloster rasteten wir bei der klaren Quelle des heil. Sangarius. Nachdem wir kurz darnach bei zwei kleinen Kapellen vorüber waren, sah ich überrascht in der Höhe vor mir den Weg von einem steinernen Bogen mit einem Kreuze überragt, und gleich darauf von einem zweiten, zu dem wir zwischen schroff hervortretenden Felsen aufstiegen. Eben waren meine Gedanken noch verloren in jene frühen Zeiten, wo so viele fromme Einsiedler auf diesem Berge in treuer Herzinnigkeit dem Herrn gelebt und gestorben: da standen wir auf der Dase des Horeb, die zwischen die grauen Granitfelsen, wie zur Versöhnung mit ihrem ernsten Ausdrücke einen fröhlichen Kranz hinbreitet. In der Mitte, neben einem Bassin frischen Quellwassers, erhebt sich einsam eine Cypresse. Welch lieblichere Erscheinung ließe sich denken als diese Cypresse mit ihrem dunklen unverwelklichen Grün, mit ihrem hohen ungebeugten Scheitel, den Fuß auf dem

Horeb, den Blick auf den Gipfel des Sinai. Wie der jüngste prophetische Bote, dem vertraut ist worden ein himmlisches Wort von einer glücklichen heiligen Zukunft, so steht sie da. Nahe davon ist die verlassene Kapelle des Propheten Elias, der einst hier weilte als er vor dem Zorne Ahab's und der Isebel geflohen. „Gehe heraus,“ so sprach hier der Engel zu ihm, „gehe heraus und tritt auf den Berg vor den Herrn.“ Und siehe, heißt es, der Herr ging vorüber, und ein großer starker Wind, der die Berge zerriß, der die Felsen zerbrach, ging her vor dem Herrn. Ja, hier ist der Herr vorüber gegangen, so rief, wie Geramb, meine Seele aus auf dieser geweihten Stätte; diese zerrissenen Berge, diese zerbrochenen Felsen, die geben noch heute Kunde von den Schritten des Herrn.

Von hier stiegen wir neunhundert Fuß höher, über wild aufgethürmte nackte Felsmassen, zur Spitze des Sinai.

Als ich vor Jahren auf dem Rigi stand, da lagerte sich eine unvergeßliche Scene um Aug' und Seele. Im Norden ruhte das tiefe weite Thal mit all' seinen Scen, worüber der Morgen seinen duftigen Schleier geworfen. Im Süden standen die Schweizer Gebirge, ihre Gipfel bedeckt mit dem ewigen Schnee. Der Tag wachte auf; hinter lichtblauen Wölkchen bligte sein erster Strahl hervor. Wunderbare, rosigschimmernde Streifen durchzogen den blendenden Schnee; es war mir als säh' ich Gedanken

der Engel, die an die jungfräuliche Erde streiften. Ein Mägdlein brachte Alpenrosen; ein Hirtenknabe spielte auf der Schalmel. Du glücklicher Schweizer; deine Sehnsucht versteh' ich; deine Thräne hat ein heiliges Recht. Mein eigenes Auge weinte sich entzückt hinein ins Auge der Schweiz.

Ein paar Jahre später erstieg ich den Vesuv. Die Dämmerung herrschte noch um uns als wir am Krater saßen. Aus dreifachem Munde strömte der Feuerregen aus; fürchterliches Krachen umtobte ihn; der ganze Berg rauchte. Die Stunde des Aufgangs war da, aber das Auge des Tages verbarg sich hinter Gewitterwolken. Die nachbarliche Gebirgsgruppe hüllte sich in ein seltsames Blau, als dampfte ein Brand aus ihren Eingeweiden. Unheimlichen Schauers, wie vor einer unglücksschwangeren Zukunft, war ich voll.

Jetzt stand ich auf dem Sinai. Der Sturmwind braus'te mit Macht. Graue, wildgeackte Granitmassen umragten mich; weiße Wolken lagerten zwischen den schroffen Spitzen; drauf glänzte die Sonne des Pfingstmorgens. Nahe unter dem öden Felsengipfel erhob sich von der Dase des Horeb die prächtige Cypresse mit ihrem dunklen Grün. Hier hatt' ich nicht das Entzücken vom Rigi, nicht die unheimlichen Schauer des Vesuv: beten, voll Inbrunst beten muß' ich hier. Es war mir als wäre Gott hier näher als an irgend einem Orte der Welt. Seine Hoheit, seine

ehrfurchtgebietende Majestät, und seine Liebe, seine Milde, gefaßt in ein einziges herrliches Bild: so war mir der Sinai. Wie ein Königsstuhl den Gott sich auf Erden gebaut, unwandelbar seit dem Tage der Schöpfung, den derselbe Finger gebaut der das geistdurchbebte Meer geschaffen, der den unendlichen Himmel gewölbt: so ist der Sinai. Wie eine heilige Beste ist er, entrückt aus den Märkten der Welt, fern von den Wohnungen der Menschen, zwischen Wüste und Meer einsam bis zu den Wolken gethürmt.

Nach dem Rigi weint zurück das Auge des Schweizer, wie von seinem Münster am Rheine sehnsüchtig der Elssasser träumt: zum Sinai streben die Herzen der Völker der Erde zusammen. Zu ihm flüchten wie zu einer ewigen Stifftshütte die Söhne Israels; zu ihm drängt es den Christen vom eisigen Norden Europens, aus Afrika's sengenden Gluthen; zu ihm wallfahrten getreu die Verehrer des Propheten. Auf seinem Gipfel denkt sichs unwillkürlich an jenen großen schönen Tag, wo geschlichtet ruhen wird der Völker unerfättliche Fehde, wo sich alle Kinder der Erde brüderlich zusammenfinden werden zu dem einzigen Fels des Heils, wo aus Tempel und Moschee, aus Synagoge und Kirche ein einziges ewiges Hallelujah schallen wird.

Hätt' ich einst als Kind geträumt von einer Stunde der Zukunft, heilig über alle anderen Stunden und wie

emporgehoben aus den Werkeltagen in die Region der Verklärung: von dieser Stunde des Pfingstfestes auf der Höhe des Sinai mußte ich träumen. Und dürst' ich einen Wunsch ins Wort fassen für alle die meine Wanderungen mit Liebe begleitet, der Wunsch wäre es: Möchtet Ihr alle selber eine Stunde des Pfingstmorgens auf dem Gipfel des Sinai verleben.

Doch nicht ich allein feierte heute Pfingsten auf diesem hohen Standpunkte; der Prior des Catharinenklosters mit noch zwei anderen Brüdern war schon vor mir daselbst angekommen; sie feierten in der kleinen christlichen Kapelle, die auf der nördlichen Spitze steht, eine Messe. Dieser Kapelle gegenüber, auf der südlichen Bergspitze, steht eine kleine Moschee, mit einem Brunnen herrlichen Wassers daneben. Darin mochten gleichfalls religiöse Feierlichkeiten geübt werden als am nächsten Donnerstage die Beduinen, die um den Sinai wohnen, mit Frauen und Kindern hinauf wallfahrteten.

Einen Stein gleich hinter der Kapelle bezeichnet man als den Sitz des Mannes Gottes, als er der Gesetzgebung pflegte. Lange saß ich darauf; ich war so den Augen meiner Begleiter entzogen und beschrieb hier, meinen eigenen Gedanken hingegeben, ein paar Blätter frommer Begrüßung an mein Vaterhaus. Wie innig hängt, wer allein reist wie ich, in festlichen Momenten an den Lieben in der Ferne, die er im Herzen trägt.



Die Aussicht die ich vom Gipfel des Sinai hatte berührte sich nicht mit dem Wüstenpanorama von zweihundert Meilen, wie es Schubert gehabt und beschrieben hat. Ich sah das rothe Meer nicht mit seiner afrikanischen Küste; nicht die Gebirge von Akaba; auch nicht bis nach Suez. Aber die nahe Umgebung war mir großartig und gewaltig genug. Im Süden, in geringer Entfernung von uns, thronte der Catharinenberg, noch über tausend Fuß höher als der Sinai. Er sah schwarzröthlich aus und war nur spärlich da und dort mit niederem Grün bewachsen\*.

Im Westen hatten wir das Gebirg Hüm; zwischen ihm und dem westlichen Abhange des Horeb liegt das Kloster der vierzig Märtyrer (El Erbain) im Bostanthale. Nach Norden schweifte das Auge am weitesten, und zwar vom

---

\* So beschreibt R ü p p e l l den Catharinenberg, den er jedoch lieber mit dem Namen des Horeb benennt. „Diese Gebirgsmasse ist von derjenigen des Sinai ganz verschieden, und bestehet aus wagerechten Lagern von röthlichem Feldspathgestein, in welchem kleine sechsseitige doppelte Quarzpyramiden porphyrartig eingewachsen sind; beigemischter Glimmer ist nirgends sichtbar, und nur sparsam zerstreut zeigen sich kleine röthliche Feldspathkrystalle in der Felsmasse. In den Felsrissen hat sich allenthalben eine spärliche Vegetation entwickelt.“ Vergl. seine Reise in Abyssinien. 1. B. S. 121. Gleich vorher beschreibt er so den Sinai: „Der ganze Berg besteht aus verticalen Schichten eines feinkörnigen, grauen Granits, der aus gleichen Theilen von Feldspath und Quarz und sehr wenigem beigemischtem Glimmer zusammengesetzt ist; überall sproßt zwischen den Felsstücken niederes Gesträuch hervor. Der Gipfel des Berges ist eine isolirte Kuppe mit einer schmalen abgeplatteten Stelle.“ S. Seite 117.

Horeb zu unseren Füßen hinweg nordwestlich zum Aronsgebirge, hinter dem der Serbal liegt, und nordöstlich zum Berge des heil. Epistemius, der auch der Klosterberg heißt. Zwischen beiden ziehen sich lange Wüstenstriche hin, die wieder von Gebirgszügen umschlossen werden. Im Osten endlich, ganz nahe unter uns, hatten wir den Wadi Sebaye, der wie ein abgeschlossenes Aßl zwischen steinernen Bergmauern ruht. Nordwestlich, da wo der Weg aus ihm nach dem Kloster läuft, wird der Wadi vom Hutberge begrenzt, dem Berge worauf Moses die Heerden Jethro's seines Schwiegervaters gehütet haben soll.

Diesen Wadi Sebaye hält man, und zwar nicht ohne Grund, für die Lagerstätte der Kinder Israel während der Mosaischen Gesetzgebung. Er ist von großem Umfange und wie geschaffen zu solch einem Festacte. Auch giebt er eine vortreffliche Erklärung für den Ausdruck dessen sich Moses bedient: „Wer den Berg anrührt.“ Im Wadi Sebaye nämlich läßt sich im eigentlichen Sinne der Berg anrühren, da er so schroff aufsteigt daß man ihn vom Fuße bis zum Scheitel wie eine abgeschlossene Persönlichkeit vor Augen hat. Eben so verhält sichs mit den Worten: „Und das Volk trat unten an den Berg.“ Selten steht man so eigentlich unten am Berge, mit dem Blicke bis auf den mehrere tausend Fuß hohen Gipfel, wie im Wadi Sebaye am Fuße des Sinai.

Das Besteigen des Berges ist direkt aus dem Wadi fast unmöglich; was gleichfalls nach Moses Wunsch und Plan sein mußte, und wodurch „das Gehege um den Berg“ um so voller seiner heiligenden Bestimmung entsprach. Der Weg den Moses auf den Gipfel nahm könnte wohl mit demselben Wege zusammenfallen, der noch heute die Pilgrime aus dem Kloster hinaufführt. Moses ging dann zuerst durch den Engpaß von Südost nach Nordwest, und dann von Norden nach Westen. Die ganze Wanderung wurde so von keinem Auge, auch nicht aus der Ferne, begleitet. Sehr unbequem war sie freilich diese schroffen, zerrissenen Felsen hindurch; man hat sich jetzt gar sehr der Reste von jenem oben erwähnten Stufenbau zu freuen. Deshalb darf man noch an einen zweiten Weg — ein dritter wird nicht möglich sein — für Moses denken; es ist der aus dem Bostanthale beim Kloster der Vierzig vorbei. Dadurch wird ziemlich die dem Wadi Sebaya entgegengesetzte Seite des Gebirgs betroffen.

Soll ich aber auch sagen was die Annahme dieses Wadi als der großen Lagerstätte behelligt? Es ist der enge mißliche Weg den die Israeliten, als sie aus dem Scheithale kamen, zu ihm gehen mußten. Und zugleich scheinen die Worte: „Moses führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen, und sie traten unten an den Berg“, noch auf eine beträchtliche Räumlichkeit zwischen dem Berge und dem Lager hinzuweisen. Dafür hat allerdings

der Wadi Sebaye, so viel man auch von der angegebenen Stärke des Heers Israel abziehen mag, durchaus keinen Raum.

Als ich durch jenes imposante Portal der senkrechten Granitwände mehrere Stunden vor dem Catharinenkloster in die weite und nur durch vereinzelte Felsblöcke unterbrochene Ebene eingetreten war, so faßte mich der Gedanke, daß gerade hier der Schau- und Ruheplatz Israels bei seinem heiligen Feste gewesen sein möchte. Doch treten auch hieraus manche Schwierigkeiten hervor. Dagegen bot mir der Wadi Rahah, als ich das Kloster der Vierzig besuchte, neben der ergreifendsten Ueberraschung durch die majestätische Herrlichkeit der schroffen Abhänge des Horeb nach Norden alles dar was geneigt macht hier die Lagerung der Israeliten anzunehmen. Denn auch hier läßt sich der Berg anrühren; auch hier läßt sich unten an den Berg treten, und er selber läßt sich in ein Gehege fassen. Hier war vollkommen Spielraum für zwei volle Millionen, da es doch gut ist die Zahl streng zu nehmen, und hier konnte Moses in der That „das Volk aus dem Lager Gott entgegen zum Berge führen.“ \*

Daß man bei dieser Ansicht mit dem Sinai den Horeb vertauschen möchte, hat keine wahre Schwierigkeit. Noch heute steht die Bezeichnung der beiden Gipfel der Gebirgs-

---

\* Doch s. weiter unten.

gruppe nicht fest; so hat Ruffegger im Fremdenbuche des Catharinenklosters den Sinai als Horeb, den Horeb als Sinai benannt. Und bekanntlich stehen in den heiligen Urkunden selber beide Namen, Horeb und Sinai, für den Berg der Gesetzgebung\*.

Uebrigens fand nach Moses Beschreibung der Act der

---

\* Ich erinnere mich daß Rüppell, als ich mich 1843 in Mailand seines lehrreichen Umgangs freute, unbedingt den jetzigen Horeb für den Berg des Moses hielt, und zwar namentlich deshalb weil beim Sinai die rechte Lagerungsebene fehle. Auch seh' ich daß Robinson, der sogleich bei seiner Ankunft am Sinai durch den Wadi Rahah zog, von diesem Terrän aus Entschiedenste den Eindruck gewann, daß hier einst Israel gelagert gewesen. So lautet seine Beschreibung: „Beim Fortschreiten erweiterte sich das Thal immer mehr, stieg allmählig und war voll von Gesträuch und Kräuterbüscheln, auf beiden Seiten von hohen Granitgebirgen mit wilden zersplitterten Spitzen, tausend Fuß hoch, eingeschlossen, während die breite Felswand des Horeb sich gerade vor uns erhob. Sowohl mein Gefährte als ich brachen unwillkürlich in die Worte aus: Hier ist Platz genug für ein großes Lager! Sobald wir oben auf der Höhe oder der Wasserscheide waren, lag eine schöne breite Ebne vor uns, die sich allmählig nach Südsüdost abdachte und von rauhen, ehrwürdigen Bergen von dunklem Granit eingeschlossen war: wilde, nackte, gespaltene Spitzen und Rämme von unbeschreiblicher Erhabenheit. Etwa eine halbe Stunde weit nach hinten schloß die kühne, hehre Wand des Horeb, die senkrecht in drohender Majestät sich zu einer Höhe von 1200 bis 1500 Fuß erhebt, das Ganze. Es war eine herrliche erhabne Umgebung, ganz unerwartet und wie wir ähnliches nie vorher gesehen.“ — — „Als wir weiter gingen, erhob sich der Horeb wie eine Mauer vor uns. Man kann ganz nahe an den Fuß desselben herantreten und den Berg anrühren.“ — — „Indem wir so über die Ebne schritten, wurden wir davon sehr ergriffen, daß wir hier so unerwarteter Weise einen Fleck fanden, der so ganz zu der biblischen Erzählung von der Gesetzgebung paßt.“

göttlichen Offenbarung unter Donnern und Blitzen statt, während eine dichte Wolke sich auf den Berg niederließ. Schon ein gewöhnliches Gewitter muß hier eine Erscheinung sein deren Großartigkeit alle Darstellung übertrifft. Ich habe — wenn man anders Zwerg und Riese vergleichen darf — nie ein Echo von so nachhaltigem und so erschütterndem Eindrücke gehört als das der Gewehre, die ich auf dem Sinai abschießen ließ. Das erklärt sich aus der Form und Gruppierung dieses ganzen Gebirgszuges, aus der Zerrissenheit seiner vielen Höhepunkte, aus den hohen wilden Zacken, in die er wie gespalten ist. Es ist mir ein bezeichnendes Bild dafür gekommen; ich weiß nicht ob aus Erinnerung an die Anschauungsweise des Trappisten Geramb. Es ist nämlich als hätte das Weltmeer thurmhoch seine sturmgepeitschten Wogen geworfen. Mitten im Sturme beschwor das Meer ein allmächtiges Zauberwort: die gebäumten Wogen stehn versteinert. Ein Gewitter, das seine schweren Wolken nieder senkte auf diese Gottesburg, das noch dazu durchdrungen war von wunderbarer Tendenz, was mußte das für ein ergreifendes, ein über alle Erfahrung weit hinausliegendes Schauspiel für das Volk Israel sein, das aus Egyptens Ebenen kam, da wo selbst der Regen nur selten fällt und ein Gewitter nicht leicht jemals seine Entladung findet.

Ich bin weit entfernt dem Wunder seine Glorie abstreifen zu wollen; aber an dem natürlichen Faden, den

uns Moses gegeben mit eigener Hand, zieht er uns auch selber mit eigener Hand zur Anschauung des Wunders zu sich hinauf.

Je näher der Mittag kam, desto heller traten vor mich die Umgebungen des Sinai; die leichten Wolfennebel hatte der brausende Sturm zertheilt; die Sonne warf einen verklärten Schimmer darüber. Die Scene war wunderbar schön; meine Gedanken ergaben sich dran wie Gefangene. Jetzt gerade fiel mir der Abschied von der heiligen Stätte doppelt schwer. Ich begriff in dem Augenblicke recht wohl das fromme Gemüth der Einsiedler, die einst ihre schwärmerische Begeisterung fürs ganze Leben an den Sinai gefesselt hat.

Als wir die oberste Granitkuppe herabstiegen, zeigte mir mein Dragoman, etwa fünfhundert Fuß unter der Höhe, den Fußtritt des Dromedars, das der Prophet auf dem Sinai geritten. Man erkennt mitten im Felsen genau die treuen Umrisse dieses Fußtritts. Das ist doch nichts anderes als eine Satyre, als eine Ironie auf den christlichen Reliquiencultus. Es kommt mir vor als ob durch manchen Zug der Koran sich zur Bibel verhält wie zum Genie sein Affe; dazu paßt vortrefflich dieser vielverehrte Fußtritt vom Dromedare Mahomets. Uebrigens giebt es außer dem sinaitischen noch drei andere, nämlich zu Damascus, zu Cairo und zu Mekka.

Im Fremdenbuche des Klosters hat diese muhameda-

nische Reliquie eine eigenthümliche schriftstellerische Bearbeitung gefunden. Zuerst schrieb ein Engländer nieder, daß er unter allen heiligen Erinnerungszeichen in den Ländern wo positiver Glaube herrsche doch nichts ange-  
troffen habe was diese Krone aller Reliquien überträfe 2c. Ein zweiter Engländer erboste sich über seinen Landsmann und apostrophirte ihn: O thou stupid fellow. Ein dritter, und zwar der berühmte Missionär Joseph Wolff, vergaß im frommen Eifer sich und die liberale Nation der er angehört; denn er dekretirte dem Dromedarspasquillanten „3 times 40 hastinados.“ Ein vierter endlich betrübt sich über alle drei Schriftsteller; er vermahnnte durch citirte Bibelstellen zum Frieden und zur Artigkeit. Einem fünften ist's nun noch vorbehalten, die sämtlichen Fechthiebe dieser frommen und unfrommen Ritter zu sich in die Tasche zu stecken, um dadurch die Nachwelt der Pilgrime von dem ganzen Aergernisse zu erlösen.

Auf der Dase des Horeb brachten wir noch eine Weile zu. Am großen vollen Quellbassin, das nach dem Propheten Elias benannt wird, schwärmten Gebirgsrebhühner. Unter der ehrwürdigen Cypresse saß ich lange; hier sah ich zum letzten Male hinauf zum nachbarlichen hohen Sinai.

Nahе an tausend Fuß tiefer wurden wir durch zwei Freudenschüsse überrascht; es war eine Bewillkommnung, die uns aus einer Grotte die zu einem fröhlichen Fest-



mahle versammelten Klosterbrüder entgegenbrachten. Ich fand diesen Kreis fast gemüthlich; selbst der Prior war von einer Liebenswürdigkeit die ich ihm nicht zugetraut hätte. Der materielle Luxus bestand in gesalznen Fischen, in rothen und weißen Eiern, in Bohnen, in Dattelbranntwein und in einem delikaten Weine, der vom Sinai selber stammt und mit dem Cyperwein einige Aehnlichkeit hat. Auch die Pseife fehlte nicht. Ein besonderer Freundschaftsaustausch bestand darin, mit den Eiern zusammenzu stoßen. Die Brüder tranken mit mir von der Sinairebe aufs Wohl alles dessen was ich liebe in der fernen Heimath. Ich sagte ihnen, das seien der Himmel, die Berge und die Herzen. Ob sie's ahnen mögen, die Freunde in der Heimath, so sagt' ich zu mir im Stillen, daß ich heute hier so festlich ihrer gedenke.

Am Eingange unserer Grotte saß ein hochbetagter aber noch munterer Sänger, geboren am Sinai, einer der Leibeigenen des Klosters. Es war so ein „Alter vom Berge.“ Er mußte uns ein paar Lieder singen, was unser Festgelage erbaulich hob. Nur war zu meinem Bedauern mein lieber Kyrillos nicht mit auf dem Berge; den traf ich wenn auch nicht bei seinen Büchern, doch in den engen Mauern seiner Zelle, die er mit lauter sinnreichen Sprüchen beschrieben hat.

Ich unterhielt mich mit Kyrillos über die Geschichte des Klosters, in deren Studium er freilich bei seiner kurzen Anwesenheit am Sinai nicht tief eingedrungen ist. Ein altes Dokument des Klosters soll vom Propheten Mahomet stammen; das Original soll seit Selim I. zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ins Serail nach Constantinopel gelangt, aber eine Copie davon, durch Selim bestätigt, dem Kloster verblieben sein. Kyrillos hatte sie weder gesehen, noch glaubte er mehr davon als ich. Schon früher hat man in Deutschland den Text des Documents veröffentlicht, der meines Erachtens unmöglich aus Mahomets Feder oder Kopse geflossen. Die Verordnungen darin für die Pflege und Unterstützung der Priester, der Bischöfe und Anderer, sowie die Privilegien verschiedener Art für den christlichen Cultus verrathen mehr den Stil der römischen Curie als ein Schreiben des Propheten.

Auf eine andere handschriftliche Merkwürdigkeit des Sinai war ich sehr gespannt; es soll ein Evangelienbuch sein das aus dem Hause des Kaisers Theodosius kömmt. Kyrillos hatte es, trotz seiner Eigenschaft als Bibliothekar, nicht gesehen; aber ein anderer Klosterbruder und Signor Pietro wußten mir davon eine genaue Beschreibung zu machen. Darnach sowie nach den früheren Mittheilungen, die ich darüber in Cairo erhalten, mag die Handschrift allerdings zu den tausendjährigen gehören. Aber alle meine Schritte, freundlich und unfreundlich, waren um-

sonst; die Auskunft lautete, das Manuscript sei in der erzbischöflichen Kapelle, deren gegenwärtiger Verweser erst seit kurzem im Dienste war, unauffindbar. Bei meiner Rückkehr nach Cairo versicherte mir der dortige Bischof, es sei vor einigen Jahren zum Erzbischofe nach Constantinopel zum Behuf einer Abschrift gesendet worden. Allein auch in Constantinopel fand ich keine Spur davon.

Das war von allen Seiten jene *graeca fides*. So offen ich aber auch den Klosterbrüdern die Lüge vorwarf, sie nahmen sie unbedenklich hin. Der Prior ist aus Greta gebürtig; das berühmte Wort des Apostel Paulus über die Gretenser scheint er noch heute wahr zu machen. Ich glaube nun daß das Manuscript, wofür schon vor mehreren Jahren Lord Brudhoe zweihundertfünfzig Pfund geboten hat, die man nicht angenommen weil man über deren Vertheilung nicht einig geworden, in der That nach England verkauft worden ist. Zur Schande des Klosters meint man es nicht sagen zu dürfen. Ist es aber unter Englands Himmel, so wünsche ich der christlichen Literatur Glück zu dem neuen Schätze. Denn daß es nun recht bald dem Leben der christlichen Kirche vermittelt werden möchte, das ist ein Wunsch dessen Erfüllung von Männern der Wissenschaft gewiß schon betrieben wird.

Von einem anderen interessanten Documente ist mir erzählt worden; es soll die Urkunde der Stiftung des Klosters durch Justinian sein. Unmöglich wäre ihre Existenz

nicht. Zu meiner Ueberraschung fand ich in meinen eigenen heimgebrachten griechischen Manuscripten einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Goldene Bulle, die der berühmte Kaiser Justinian dem Abte des Klosters des heiligen Berges Sinai gegeben.“ Das kann recht wohl aus einem uralten Original geflossen sein, obschon es sich keineswegs eine Stiftungsurkunde nennen läßt. Ich werde mit dessen öffentlicher Mittheilung nicht zögern. Doch meine eigentlichen handschriftlichen Arbeiten im Kloster gehören nicht hieher. Nur erwähn' ich noch daß ich in einem neugriechischen Manuscripte astrologische, naturhistorische, medizinische und ähnliche Studien besonderer Art niedergelegt fand. Beim Artikel „über den Adler“ wird angeführt daß sein Herz, gekocht und heimlich der Frau unter ihre Speisen gebracht, dem Manne ihre ganze Freundschaft und Liebe zuwende. Andere Geheimnisse will ich unverrathen lassen. Als der alte Mameluckenoberst Gregorios die Note im Manuscripte gelesen, wo es als ein „satanisches Buch“ bezeichnet wird, „voll von bösen, gottlosen, seelenverderblichen Sätzen,“ „ein Buch das nur deshalb nicht nach Verdienst verbrannt worden damit diejenigen die es lesen vor den Menschen mit dergleichen Zauberkünsten sich hüten könnten,“ machte er eine sehr bedenkliche Miene dazu; doch ließ er's in meinen Händen.

Mit meiner Küche im Kloster kam ich in Verlegenheit; es gab keine Hühner, und mit den Fischen war man sehr

farg. Deshalb brachten mir die Beduinen ein fettes Lamm. Da ich aber ihre Forderung zu hoch fand, that ich ihnen mein Gebot und erklärte, daß ich bei jedem anderen Preise auf den Kauf verzichte. Nachdem sie vom Morgen bis zum Nachmittag Anstand genommen hatten, gingen sie auf den Handel ein. Ich meines Theils wußte wohl daß ihnen der Aberglaube verbietet, ein feilgebotenes Lamm wieder nach Hause zu führen.

Von meinen Wanderungen in die Thäler ums Kloster nur wenige Worte. Mein beständiger Begleiter dabei war Signor Pietro mit den trüben Geistesaugen.

Der Spaziergang nach dem Bostanthale, dem Thale der Gärten, hat des Anziehenden sehr viel. Pietro sagte mir, daß er immer die große Ebene Rahah als das biblische Raphidim habe bezeichnen hören. Damit hängt natürlich der wunderbare Mosissfels zusammen, nahe am Kloster der vierzig Märtyrer, in dem engen Arme den der Wadi von Südwest nach Nordost ausstreckt. Merkwürdig genug ist dieser vereinzelte mächtige Block röthlichen Granits. Von oben bis unten durchzieht ihn eine Ader, die wie durchbrochen oder wie durchritz aussieht. Wahrscheinlich haben sich diese Mundlöchern ähnliche Spalten einst beim Sturz vom benachbarten Berge gerade durch das weichere Korn der Ader gebildet. Kein Wunder ist's daß ihn der Mönchsglaube so fest hält als den Felsen aus dem Mosiss Stab den Trank fürs murrende Israel hervorlockte.

Raphidim aber, obschon es allerdings in großer Nähe vom Sinai gesucht werden muß, läßt sich nicht an den Fuß des Horeb selbst setzen. Die Israeliten kamen sehr wahrscheinlich desselben Wegs wie ich zum Sinai, nämlich durch Feiran und durchs Scheikthal. Auf diesem Wege also muß Raphidim liegen. Ich glaube, keine Vertlichkeit wird dazu entsprechender sein als die große „amphitheatralische, nur durch einzelne Felsblöcke unterbrochene Ebene,“ die ich gleich nach dem erhabenen Granitportale getroffen und oben angegeben habe. Diese Ebene läßt sich unbedenklich für den Schauplatz der Schlacht gegen Amalek betrachten; wobei „des Hügels Spitze,“ worauf Moses bei der Schlacht mit der emporgehaltenen Hand gestanden, in keine Verlegenheit bringen kann. Der vereinzelte Fels-  
hügel, unter dem ich dort am dreiundzwanzigsten Mai Mittag hielt, beherrscht vollkommen die Ebene und kann des Moses feierlicher Standpunkt gewesen sein. Von da bis zum Sinai ist gerade noch eine kleine Tagereise, wie sie fürs Heer der Israeliten paßte.

Da wo der angestaunte Granitblock liegt kann man noch weniger als anderswo an den eingetretenen Wassermangel glauben. Schon die fröhlichen Gärten in seiner Nähe zeugen dagegen. Das sinaitische Gebirg besitzt einen auffallenden Reichthum an herrlichen Quellen; sonst hätte es wohl auch einst die zahlreichen Einsiedler weniger zu fesseln gewußt.

Bei den beschriebenen Felsen hatt' ich die Erneuerung der Eindrücke vom Wadi Mokatteb. Sie stimmen aber gerade hier vortrefflich zu der Erinnerungsfeier an die großen Tage Israels. Wie, wenn sich gar der wahre Kern dieser Inschriften auf dieselben Tage zurück bezöge und das dem Scheine nach Störende späterer Zusatz wäre? Wenigstens ist bei ihrer Zurückführung aufs vierte Jahrhundert ihre große Räthselhaftigkeit um so überraschender weil sie sich an dieser Stätte von Einsiedeleien und Klöstern aus noch früherer Zeit befinden, durch die doch eine aufklärende Tradition so leicht konnte erhalten werden.

Von dem Grabe der verschlungenen Rotte Korah, das gleichfalls der Bibel zum Troste hieher versetzt worden ist, hielt selbst mein Pietro nichts. Aber zwei andere Merkwürdigkeiten zeigte er mir mit vollem Ernste: den Fels worauf Moses, als er herab vom heiligen Berge kam, die Tafeln des Gesetzes zerschlagen, und die Form für den Guß des goldenen Kalbes. Wenn es gleich in mein Fach einschlug, so mochte ich doch mit den Beduinen nicht concurriren, die noch heute nach dem kostbaren Funde der Tafelreste um den Felsen herum graben sollen. Uebrigens hat derselbe doch eins für sich: Moses konnte nämlich, stieg er vom Horeb oder vom Sinai herab, gerade hier einen guten Ueberblick über das frevelhafte Beginnen gewinnen.

Zu der steinernen Kalbsform hatt' ich dasselbe Zutraun wie zum Fußstritte des Prophetendromedars. Ich konnte

mich nicht entschließen mit dem Auge des Forschers diese lächerliche Reliquie zu prüfen, für die sich mehr als ein begeisterter Sprecher unter den europäischen Reisenden gefunden hat.

Dafür ergötzt' ich mich in den Gärten des Thales unter den prächtigen grünen Bäumen, den Sykomoren, den Granaten, den Cypressen; dafür wurd' ich nicht müde mich dem Eindrücke hinzugeben den die Gestalten des felsigen Berges mit ihrer melancholischen Wildheit, mit ihrer düsteren Erhabenheit, mit ihrer ernststen Majestät so gewaltsam machen.

Gleich der erste der Gärten, den wir vom Kloster her links trafen, war gänzlich verlassen, bis auf einen jungen Beduinen, einen Leibeigenen des Klosters, den Pfleger und Wächter des Gartens, den wir mit seiner sehr jugendlichen Frau, die sich eilig unsern Blicken entzog, unter einem traulichen Laubzelte trafen. Ich hätt' ihn besingen mögen, diesen Beduinen in seinem Paradiese; fast hätt' ich ihn um sein Loos beneidet. Welch eine glückliche Einsamkeit hat er hier, mit dem „Raum in kleiner Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ In Cairo erzählte mir Linant, daß er einen dieser Gärten im Bostanthale eigenthümlich besitze und dort häufig im Sommer einen kurzen Aufenthalt nehme. Nach solchen Erholungsreisen, klingt's auch gefährlich daß der Weg durch die Wüste führt, könnte man wohl Verlangen tragen.



Der Besuch des Wadi Sebaya vertiefte mich ganz in die biblischen Forschungen. Da liegt der Sinai wie ein ungeheurer Bau unendlicher Kräfte, wie ein Tempelwerk aus längst verklungener Vorzeit, zu dem sich die Pyramiden verhalten wie kindliche Nachbildungen. Sein Gipfel starrt herunter wie eine drohende Riesengestalt; aber seinen harten Ausdruck mildernd schmiegen sich um sein Haupt wie spielende Kindlein die Kapelle und die Moschee. Freilich ist der Raum ohne allen Zweifel zu klein für ein Heereslager von zwei Millionen; aber immer bleibt noch die Auskunft übrig, das Lager selber in die weite Ebene zu verlegen, da wo der Wadi Rahah und der Wadi Scheif gerade vor dem Eingange zum Klosterthale zusammentreffen, und anzunehmen daß Moses zum Feste der Gesetzgebung die Kinder Israel „aus dem Lager“ ins Thal Sebaya „Gott entgegenführte.“

---

## Abschied vom Sinai.

Gegen das Ende der Pfingstwoche rüstete ich mich zum Abschiede vom Kloster. Hatt' ich auch manchen Mißfallen an den Mönchen und an ihren Gewohnheiten gefunden — wie schrecklich klang mir's daß sie in diese weihewolle Einsamkeit sogar eine Art Herausforderung auf den Stock eingeführt haben; so beleidigt etwa ein Kusseck auf einem Madonnenbilde — so dacht' ich doch als ich Schubert's Worte vom sechsten März 1837 im Fremdenbuche las: „ich werde so lang ich lebe dieser Tage mit Freude und Dankbarkeit gedenken,“ ich dachte daß die Worte aus meiner eigenen Seele stammen.

Ich bedurfte neuer Führer für meinen Rückweg nach Cairo; zwei Scheiks kamen deshalb in den Klostergarten. Ich wollte nicht umsonst von jenem Franzosen, dem Kamelarzte, erfahren haben, daß er für ein Kamel vom Sinai bis nach Cairo siebenzig Piafter zahlte, während ich für meine Herreise hundertzwanzig bewilligt hatte. Ich bot daher jetzt auf die Forderung der Scheiks von hundertfünfzig nicht mehr als neunzig, mit ausdrücklicher Berufung auf den Kamelarzt. Ei, sagten sie mir, wenn ich

ihr Kamelarzt sein wollte wie der Lyoner Apotheker, so wollten sie mich gleichfalls für siebenzig führen. Da ich mich so plötzlich im Wechsel des Berufs nicht versuchen mochte, so hob sich unsere Conferenz auf.

Zwei Tage später contrahirte ich mit Scheif Hussein Erhebi. Auch er verlangte hundertfünfzig Piafter, begnügte sich jedoch mit hundertzwanzig, unter der Bedingung, daß der englische Consul nachweisen könnte, bereits im laufenden Jahre sei derselbe Preis für dieselbe Reise gezahlt worden. Da ich dazu selber den Beweis lieferte — was ich voraus sagte — so ging ich den Contract unbedenklich ein. Uebrigens benahm sich bei unserer Ankunft in Cairo der Scheif, der Bruder des Contrahenten, aufs Vortheilhafteste. Nachdem der englische Consul meinen früheren Contract mit Zuziehung seines Dragomans geprüft und richtig befunden hatte, gab er dahin seine Meinung ab, meine Führer möchten sich mit hundertzwanzig Piafter zufrieden stellen. Das Gesammthonorar ging aber in elf Theile, denn zu elf Beduinen war allmählig mein Geleit angewachsen und die Vertheilung war unterwegs stets nach hundertfünfzig Piafter berechnet worden. Demohngeachtet gestattete sich der Scheif auf des Consuls Auskunft keine andere Entgegnung als das respektvolle Zeichen unbedingter Zustimmung.

Für die Erkenntlichkeit der beherbergten Pilgrime hat das Kloster eine unbestrittene Vorliebe. Signor Pietro

kömmt dem Geschmacke der Brüder freundlich zu Hilfe. Ich fragte ihn um Rath wegen meines Geschenks ans Kloster. Ich würde, sagte er, für jeden Tag hundert Piaſter bezahlen. Dann folgt' ich meinem eigenen Rathe. Uebrigens gilt das Kloster für sehr reich und ist es auch. Außer den ihm zugehörigen Stiftungen in der Ferne und den reichlichen Geschenken der Pilgrime, insbesondere der griechischen Christen, hat es viele Besitzungen an einträglichen Gärten und Olivenpflanzungen und Dattelwäldern in Feiran, in Tor und anderwärts, die es den Händen seiner leibeigenen Diener anvertraut.

Diese Leibeigenen des Klosters, die Dschebelijeh genannt, machen eine besondere Klasse von Bewohnern der sinaitischen Halbinsel aus, und zählen wohl über tausend Seelen. Sie sind Beduinen und sind auch keine; denn sie werden von den eigentlichen Beduinen nicht für voll angesehen. Ihren Ursprung leitet man von den zweihundert Wallachen und den zweihundert Egyptiern ab, die durch den Kaiser Justinian dem Kloster bei der Stiftung als leibeigene Diener sollen beigegeben worden sein. Trotz dem daß sie durch die Einfälle der Araber zu Muhamedanern geworden, sind sie doch in ihrer dienstlichen Stellung zum Kloster verblieben. Nur einige und zwar neugetaufte Christen befinden sich in der Zahl; ihre Erscheinung beim Pfingstgottesdienste in der Klosterkirche hatte mich durch ihre Beduinentracht ganz überrascht. Diejenigen die in

der Nähe des Klosters wohnen erhalten jede Woche mehrmals Gaben vom Kloster, besonders Körbe voll Brod, das von geringerer Güte ist als das Brod des Klosters. Gleich den ersten Tag meines Aufenthalts im Kloster hört' ich am späten Nachmittage ein gewaltiges Rufen und Schreien. Das waren die vor dem Kloster versammelten Dschebelijeh, Männer, Frauen und Kinder, die ihre Ankunft und ihr rechtskräftiges Anliegen durch diese ohrenzerreißende Musik anmelden müssen. Robinson erzählt mit welcher Ehrfurcht ein alter Bergführer, Namens Aid — die Dschebelijeh haben das Privilegium des Geleits auf den Sinai, den Horeb, den Catharinenberg — dem ehrwürdigen Prior des Klosters begegnete als er ihn eines Abends zu El Erbain antraf. Aid kniete nieder und küßte dem Prior, der die Schuhe ausgezogen, die nackte Fußzehe, und war ganz glücklich den verehrten Patriarchen außerhalb der Klostermauern zu treffen.

Was das Verhältniß der eigentlichen Beduinen zum Kloster betrifft, so istz in der Hauptsache ein friedliches, obschon man seine Dauer niemals verbürgen kann. Dafür ist aber auch das Kloster zur Vertheidigung gerüstet; sogar eine kleine Kanone besitzt es, und eine bestens ausgestattete Rüstkammer. Regelmäßig besorgen die Beduinen durch ihre Kamele die häufigen Transporte zwischen Cairo und dem Sinai, wofür sie das Kloster zu honoriren weiß. Außerdem begegnen die Beduinen den Klosterbrüdern mit

einer wahren Hochschätzung; auch glauben sie an manche heilige Geheimnisse, in deren Besitz das Kloster sei. Deshalb wenden sie z. B. bei andauernder Trockenheit ihre Bitte an die Mönche, sie möchten mit ihren unfehlbaren Gebeten den Regen vom Himmel herabflehen.

In der Frühe des ersten Juni verließ ich das Kloster. Mit Freundlichkeit hatte man meinen Reisevorrath bedacht. Darunter befand sich auch jenes eigenthümliche Dattelpodden des Sinai, ohne Zweifel die schmackhafteste aller Klosterarbeiten. Es wird aus Datteln und Mandeln des Feiranthales bereitet, fest zusammengepreßt und in zugenähte lederne Säcke gefaßt, so daß es unserer Magenwurst von innen und außen ähnlich sieht. Unter meinen Gegengeschenken ans Kloster waren besonders zwei Brillen willkommen.

Als ich am Fuße des Klosters angelangt war, fand ich einige zwanzig Beduinen mit ihren Kamelen, die sämmtlich am Geleite Theil haben wollten. Ich sah ihre Schwerter gezogen und wurde sehr unzufrieden; doch wurden sie bald einig. Anstatt der vier Kamele, die ich brauchte und bezahlte, geleiteten mich elf, worüber sie sich untereinander verständigten.

---

## Rückkehr vom Sinai nach Cairo.

Als wir den ersten Mittag unter den Darfabäumen im westlichen Theile des Scheikthales gehalten hatten und zum neuen Aufbruche schritten, zerbrach dem Scheik Hussein beim Aufsteigen der Sattelknopf. Das war keine Kleinigkeit. Er kam und bat mich inständig, für ihn seinen Bruder als Führer der Caravane mitzunehmen; denn außer diesem bösen Vorzeichen mit dem Sattelknopfe sei ihm schon von seinen Frauen aus einem Spiele vorhergesagt worden, daß ihm diese Reise Unheil bringen würde. Ich erinnerte mich dabei an jenen alten griechischen Philosophen, der, als er sich beim Fallen den Fuß verrenkt hatte, diesem Rufe in die mütterliche Erde zurückzukehren folgte, und mußte darum meinen Hussein sehr philosophisch finden. Ich fragte ihn: Ist aber dein Bruder auch brav? Er antwortete: Mein Bruder ist braver als ich. So ließ ich denn seiner Kummerniß Recht widerfahren, und ihn zu seinen Frauen nach Hause gehen.

Diese Beduinen hatten so sehr wie meine ersten Führer die vollkommenste Einfachheit in ihrer Lebensweise.

Früh tranken sie Kaffee; zu Mittag buken sie frisches Brod aus Mehl in der Form kleiner runder Kuchen, das schon fertig war nachdem es einige Stunden in der heißen Asche gelegen; Kaffee tranken sie gleichfalls dazu; des Abends nahe an Mitternacht wiederholte sich das Mittagsmahl. Unterwegs rauchten sie gern eine Pfeife; auch sah ich sie mehrmals Kamelmilch trinken. Nur ausnahmsweise erhielten sie etwas von meiner Küche, die eben auch nicht *à la parisienne* war.

Bald gewöhnten sie sich meinen Wünschen unbedingt Folge zu leisten. Ich weiß nicht ob ich es sagen soll: Mein Verkehr mit den Beduinen gehört zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. Diese Kinder der Wüste leben in vielen Stücken so edel und ehrsam, daß sie die Menschen der europäischen Cultur beschämen. Ich muß einige Züge ihrer Sitte anführen.

Sehr streng wird bei ihnen der Familienrespekt gehalten; der Vater, das Haupt des Hauses, ist immer verehrt und bedient von seinen Frauen und Kindern. Auch die Mütter werden von den Kindern sehr hoch geachtet: eine freundliche Erscheinung, die der sonstigen Zurücksetzung der Frauen mildernd gegenüber tritt.

Die Frauen sind auch gegen fremde Männer sehr ehrerbietig, sowie Niebuhr erzählt daß eine Frau, die ihm in der Wüste am Sinai begegnete, vom Kamel stieg und entfernt vom Wege zu Fuß ging, bis seine Caravane



vorüber war. Ich erhielt bei solchen Begegnungen wenigstens abgewendete Gesichter, allerdings eine unwillkommene Ehrenbezeugung. Wer gedächte aber bei diesen heiligen Frauensitten nicht an Moses Erzählung von der Braut Rebekka: „Und Rebekka hub ihre Augen auf und sahe Isaak; da fiel sie vom Kamel.“ Natürlich aus Respekt. Ich will dabei nicht an die Verschiedenheit der Sitte bei unseren Bräuten erinnern.

Die Mädchenehre wird nicht leicht bei den Beduinen verletzt; die Verletzung büßt die Schuldige mit dem Tode. Dabei kommen freilich die frühen Heirathen zu Statten. Dagegen werden weniger streng und sogar mit einer gewissen Freundschaftlichkeit die seltenen Ausnahmen bei Frauen behandelt.

Die Ehrlichkeit halten die Beduinen heilig. Im Rassebthale sah ich mehrere Gewänder an den Bäumen hängen; anderwärts trafen wir einzelne und auch Heerden Kamele, die ohne Wächter weideten. Mein Dragoman sagte mir daß die Beduinen dergleichen unbesorgt auf längere Zeit thun; denn keiner bestehle den andern. Rechtshandel in ihrer Mitte schlichten sie auf eine einfache Weise durch gewählte Schiedsrichter.

Als ein Beweis großer Innigkeit fiel mir auf, daß sie sich einander bei Begegnungen vielfach küßten. Auch mit den verbindlichen Handceremonien waren sie nicht farg.

Die Beduinen leben so frei, so unabhängig, daß sie nimmermehr mit dem zwangsvollen Leben eines deutschen Hofmanns tauschen würden. Ihre Wüste mit ihren Kamelen lieben sie über Alles; sie befinden sich unwohl, sind sie genöthigt wenn auch nur auf kurze Zeit zwischen den engen Mauern der Stadt zu verweilen. Bei dem allen sind sie immer zum Kriege gerüstet; ihre Waffen begleiten sie getreu. So hoch sie, wie die Orientalen überhaupt, die Pflicht der Gastfreundschaft achten, so nachdrücklich üben sie die Blutrache.

Was mir den Verkehr mit den Beduinen noch interessanter machte, das war die Erinnerung an die alten Patriarchen, von deren Leben sich unverkennbar noch heute manche Züge erhalten haben. Auch herrscht noch heute jene Abneigung der Städter und auch der Ackerbau treibenden Fellahs gegen das Hirtenvolk, welche Moses bei der Ankunft der Familie Jacobs im Lande Gosen erwähnt: „Denn was Viehhirten sind, das ist den Egyptiern ein Gräuel.“

Ein Gedanke, eine Hoffnung drängte sich mir wiederholt auf, als wir mit einander durch die Wüste dahin- zogen: Diese Beduinen werden leicht zu einem einfachen, lauterem Christenthume bekehrt werden. Daß ohnehin ihre Ausübung des Muhamedanismus sehr laxer Art ist, hab' ich schon erwähnt. Die Achtung, die sie vor den europäischen Reisenden haben, muß das Werk der Befeh-

nung vorzüglich fördern. Ich wünsche von Herzen, daß recht bald die protestantischen Missionsanstalten meinen Gedanken theilen mögen, dann wird auch meine Hoffnung bald erfüllt sein.

Neben den Beduinen hat mich das Kamel viel beschäftigt. Ich glaube daß ihm die modernen Physiologen unter ihren vielen Physiologien noch keinen Platz gegönnt haben; demohngeachtet bietet es ihnen den dankbarsten Stoff. Ich selbst will keineswegs einen Versuch machen; nur hervorheben will ich daß es in der Welt keine verfehlten Carrieren geben würde, wäre Jedermann so sehr an seinem Plage wie das Kamel in der Wüste. Unbekannt ist sein Talent, der Tränkung viele Tage entbehren zu können, wobei jedoch die frühe Gewöhnung in Betracht kommt; beim häufigen Wassermangel in der Wüste ist ein anderes Thier gar nicht im Stande lange Strecken auszuhalten. Seine Nahrung findet das Kamel auch in der sandigen, unfruchtbaren Wüste fast überall; denn es begnügt sich mit allerhand Kräutern, Laubwerk und Sträuchern die keine Tagereise weit gänzlich fehlen und die zum Theil, wie die hartstacheligen Disteln, nur für den festen Knorpelbau seines Mauls tauglich sind. Selbst aber auf den Fall des wirklichen Mangels ist das Kamel sehr eigenthümlicher Weise gerüstet; dann zehrt es nämlich, wie aus einer nachhaltigen Provisionstasche, von seinem eigenen

Höcker, der bei fetten Kamelen am vollsten, bei mageren am schmalsten und kleinsten ist.

Der lange Hals dient ihm vortrefflich, um ohne Störung seines Gangs und seines Reiters von beiden Seiten des Wegs wegzuraffen was sich nur irgend Köstliches findet. Auch dient er dem Beduinen um sich über denselben sofort auf den Rücken des Thiers zu schwingen.

Der Gang des Kamels durch die Wüste ist leise wie auf Socken; auf wenige Schritte hört man fast nichts von einer Caravane von hundert Kamelen. Sein Fuß ist unten mit einer weichen und doch rauhen Haut belegt; deshalb geht es am liebsten auf dem harten Kiessande der Wüste, und schreitet über gefährliche Felsen, wenn sie nur nicht allzu glatt sind, so sicher wie ein Maulthier.

Die Lasten die es zu tragen vermag sind nicht gleich; ich sah Ladungen von fast tausend Pfund. Da es zu hoch ist um stehend beladen zu werden, so hat es harte Kniegelenke, auf die es leicht niederfällt, und die allmählig um so unempfindlicher werden da es auf seinen Knien zu ruhen und auch zu fressen pflegt.

Die Milch der Kamele schmeckt angenehm und ist nahrhaft. Das Fleisch derselben — namentlich von gefallenem, weil es zum Abschachten der anderen nicht leicht kömmt — wird gleichfalls von den Beduinen genossen.

Von der Geduld ist das Kamel ein Musterbild; es wird nicht leicht böse zum Ausreißen; aber in der Wüste

möchte sich auch ein entflohenes Thier schwer wiederfinden lassen.

So liefert das Kamel wohl noch einen bessern Text zu einer Predigt über die göttliche Vorsehung als jener Hund den ein Jesuit mit auf die Kanzel brachte, zur Predigt über die Spürtalente des Jesuitenordens. Oder wenigstens begreift man nun, daß die Geburt eines Kamels zu einem Freudenfeste der Familie wie die Geburt eines Kindes wird; denn mit den Worten: Es ist uns ein neues Kind geboren, wird es sogar bei seinem Erscheinen in der Welt begrüßt. Auch begreift man, wie der Ruf: Du bist mein Kamel, oder: O du mein Kamel, der Ausdruck zärtlicher Neigung sein kann, womit namentlich die Frau ihren Gatten regalirt.

Zu den Bekanntschaften von Interesse, die ich in der Wüste machte, gehören die Heuschrecken. Sie waren zwar keineswegs zu einer ägyptischen Landplage angewachsen, was für einen Kritiker und Ausleger der Bibel eine allzu schmeichelhafte Erfahrung gewesen wäre; auch zogen sie mir nicht, wie es anderen Reisenden begegnete, als ein geschlossenes Armeekorps entgegen, das für alle Länderstrecken die es angriff traurige Verwüstung, leere Brandstellen zurückließ; sie lagen nur in zahlreichen kleinen Schwärmen auf den Sträuchern der Wüste und flatterten, wenn wir uns annähernten, wie leichte Wolken vor

unseren Augen vorüber. Diejenigen die ich in der arabischen Wüste nahe beim rothen Meere sah waren wahrscheinlich von derselben Gattung, die Shaw und Morier beschrieben haben. Sie waren an den Schenkeln und am Körper, der gegen drei Zoll Länge hatte, glänzend gelb, und hatten braungefleckte Flügel. Dagegen traf ich in Palästina und Syrien eine Art, die um ein wenig kleiner und von Farbe grau und lichtroth war. Mit dem unteren Flügel verbreiteten sie, wenn sie flogen, einen röthlichen Schimmer. Sie ließen sich nicht eben leicht haschen; sie waren kräftig und gewandt.

Ganz kürzlich erst hat Egypten wieder von einer Heuschreckenplage zu leiden gehabt. Mehemed Ali setzte auf jeden Korb den man mit diesen Thierchen gefüllt einbrachte einen kleinen Preis aus: das half dem Uebel vorzüglich ab. Doch wußte sich der schlaue Fürst für seine Ausgabe zu entschädigen; denn er ließ sich, wie mir erzählt wurde, hinterdrein sein Geld zurückzahlen.

Uebrigens haben die Besuche der Heuschrecken doch auch eine freundliche Seite; sie werden nämlich von vielen Orientalen, z. B. von den Arabern und den Persern, mit Appetit gegessen. Ihre Zubereitung ist eine mannigfaltige. Sie werden sowohl frisch als gesalzen oder auch, und das ist das üblichste, geröstet genossen. Die gerösteten werden bald mit Salz und Gewürz schmackhaft gemacht, bald mit Reis und Datteln vermischt. Ihr Geschmack wird ver-

schieden angegeben; dem der Seekrebse scheint er am verwandtesten zu sein.

Trotz dem kann man's den Bauern nicht verdenken, wenn sie einer auf den Flügeln des Ostwindes, den bei Erzählung der egyptischen Heuschreckenplage auch Moses anführt, heranziehenden Caravane dieser kriegerischen Gäste mit Geschrei und Lärm entgagentreten, wodurch es ihnen bisweilen gelingt die Niederlassung derselben von ihren Gärten, Feldern und Fluren abzuwenden. Auch halten sie es für ein Verbrechen sich an dem schönen goldgelben Vogel, Samarmar, zu vergreifen, der mit noch größerem Appetite als der Araber die Heuschrecken verzehrt. Die sichersten und stärksten Vertilger derselben schickt aber der Herr noch heute wie zu Pharaos Zeit durch seine Winde, welche die lästigen Schwärmer ins Meer, besonders — der Süd- und Südostwind — in die mittelländischen Fluthen treiben. Im Schwimmen gelten die Heuschrecken für keine Helden.

Die gefährlichsten Begegnungen in der Wüste sind aber unstreitig die Schlangen. Auch diese sind mir wiederholt geworden. Auf dem Rückwege von Suez nach Cairo erhoben meine Beduinen zwei Mal ihr Angstgeschrei: „eine Schlange,“ „eine Schlange.“ Mein Dragoon säumte nicht vom Kamel zu springen und die beiden Schüsse seiner Doppelflinte auf die Wellen des geschmeidigen Thiers abzudrücken, während die Führer eilig die

Kamele aus der Nähe drängten. Diese beiden Schlangen waren keine Elle lang, gelten aber für die gefährlichsten und giftigsten. Es waren sogenannte gehörnte Schlangen, Cerasten, die bekanntlich ihren Namen von ihren zwei kleinen auf dem Kopfe hervorragenden Fühlhörnern haben. Wenn diese Fühlhörner allein aus dem Sande hervorspißen, so verlocken sie die Vögel, die sie für Würmer halten; aber schnell umschlingt sie der giftige Verführer. Die Schlangenspuren die ich im Sande gesehen sind ganz unzählig; weite Sandstriche waren davon wie durchadert.

Unter meinen Kamelen befand sich eins mit einer Wunde von einem Schlangenbiß, die noch alle Tage blutete. Die Beduinen sorgten sich nicht ängstlich darum; sie sagten mir aber daß auch das Kamel in der Regel von einem vollen Schlangenbisse sehr bald stirbt. Da es so leicht ist, von diesen Thieren, besonders während der Nacht auf dem preisgegebenen Lager im Sande, gebissen zu werden, so hatt' ich mich von meinem Arzte in Cairo genau über die nöthigen Maßregeln für diesen Fall unterrichten lassen. Fürs einzige sichere Mittel hielt er das schleunige Aussaugen der Wunde, was für den selber der die Hilfe leistet nur dann Gefahr bringt, wenn er an den Lippen oder im Munde eine wunde Stelle hat. Erst nach dem Aussaugen hat noch das Ammoniacum seine wohlthätige Wirkung.



Von meinem Rückwege nach Suez halt' ich eine Wendung der Erwähnung werth, die wir am Abende des dritten Tages vom Wadi Taibe zum Wadi Garandel nahmen. Wir umgingen nämlich das hohe felsige Gebirge, das vor dem heißen Pharaobade liegt, im Westen und zwar trotz der herrschenden Ebbe eine Strecke lang so dicht beim Meere, daß von zwei neben einander gehenden Kamelen das eine im Wasser waden mußte. Ich hatte meinen Führern, die bis auf den Mondschein warten wollten, die angebliche Gefahr des Wegs nicht geglaubt; aber ich sah jetzt daß es in der That Vorsicht galt. Der Umstand, daß das Meer hier so nahe ans Gebirg heranreicht, ist wichtig um die Unmöglichkeit der Annahme darzuthun, daß hier die Israeliten am Schilfmeer hingezogen seien.

Am vierten Tage als wir kurz vor Mittag ins Garandelthal, östlich von der Quelle, ankamen, erfuhr ich die heißeste Temperatur meiner Reise. Bevor wir hielten, war's mir als hielt ich das Gesicht einem lodernden Kaminfeuer entgegen. Den nackten Fuß auf den Sand zu setzen, war unmöglich. Wir zogen erst nach Sonnenuntergang weiter; demohngeachtet hatt' ich die Kleider kaum angelegt, so waren sie bei der fortdauernden Schwüle durchfeuchtet.

Den Tag darauf des Nachmittags, als ich vom Wadi Sadr aufbrechen wollte, erlebte ich ein schreckliches Schauspiel. Es ist mir kostbar geworden, da ich's glücklich über-

standen. Es war das Schauspiel des berühmten Chamsin. So gefährlich wie der gewedte Leu, so verderblich wie der Zahn des Tigers ist die Begegnung mit diesem Schrecknisse der Wüste.

Es war nach fünf Uhr; ich wollte eben das Zelt abbrechen lassen, damit ich noch vor Mitternacht nach Ajin Musa käme, um den folgenden Morgen die Ebbe zum Durchgange durchs Meer zu benutzen: da riß ein plötzlicher Windstoß das Zelt und mit ihm mich selber nieder. Als ich mich herausgearbeitet hatte, sah ich bereits kaum noch wenige Schritte weit; aber bald war ich in den dichten hochröthlichen Sandstaub wie in eine Wolke eingehüllt. Es fehlte wenig daß die drückend heiße Luft erstickend wurde; dazu herrschte ein Getöse um uns und über uns, gewaltiger und wilder als das Meer wenn es im Sturme tobt; es erinnerte mich am lebhaftesten an die donnerbegleiteten Ausbrüche des Vesuv. Dies Getöse war um so seltsamer da es doch weit und breit an allen Bauten und Wäldern fehlte; nur vom Meere waren wir nicht gar fern.

Die Beduinen hatten eiligst die Kamele in die Enge zusammengeführt, damit sie vor Ueberraschung nicht ausreißen möchten; wir selber lagerten uns dicht unter einem zwar niedrigen doch buschigen Sandhügel, der uns zum Heile war; ich ließ mich noch überdecken so sehr es möglich war. Der Zustand durfte nicht lange andauern,

sollte er mich nicht im Reisefleid und in so guter Gesellschaft, aus dem Wadi Sadr ins Thal des Todes hinüber spielen.

Ich war eingeschlummert; gegen Acht sagte mir mein Dragoman, daß die Gefahr vorüber und der Sturm sehr schwach geworden sei; doch könne man nur vielleicht nach Aufgang des Mondes an den Ausbruch denken.

Ich schlief wieder ein und erwachte nach Mitternacht. Da stand ein Viertel der Mondscheibe rein und klar über mir. Wie aus einem schweren Traume athmete ich auf. Mit heißer Dankbarkeit hing mein Auge an dem heiteren nächtlichen Himmel. Aber mein guter Stern, dacht' ich, hat mich nicht umsonst geweckt; ich wollte drum sogleich ausbrechen um meinen früheren Vorsatz noch auszuführen. Meinen Beduinen war es freilich eben so unglaublich als unbehaglich. Und unbehaglich war's auch mir selber; denn ich merkte jetzt daß mir der Sandstaub in den Augen und in den Ohren, im Munde und im Halse lag; daß er mir in die Arme und überall hin gedrungen war. Doch nach einer halben Stunde ritten wir, die kühle Nacht hindurch die leider bald sehr feucht wurde, ohne Ruh und Rast den Mofisquellen zu.

Als ich in Suez mit dem Generalconsul Costa von meinem Abenteuer sprach, nannte auch er die Gefahr sehr groß die ich überstanden. Er erzählte mir, daß erst vor vier Jahren ein junger Schweizer, seinen Abmahnungen

zum Troße, nach Cairo aufgebrochen sei als sich eben der Chamsin erhob; aber wenig Stunden darauf seine Unüberlegtheit mit dem Tode gebüßt habe. Außerdem erzählte man mir von ganzen und starken Caravanen, die eine Ueberraschung durch den Chamsin mitten in der schutzlosen Wüste im Sande begraben hat. Darnach darf ich allerdings keinem Reisenden rathen meinem Beispiele zu folgen, und die Zeit des Chamsin von Mitte April bis Mitte Juni zu einer Wüstenreise zu wählen.

Als wir einen Tag weit hinter Suez waren, kehrten auch meine ersten drei Führer zurück; aber sie kamen wie aus der Schlacht, beladen mit reichlicher Beute. Der Stamm von Tor (am Gestade des rothen Meeres), zu dem auch jene Beduinen gehörten die in Suez bei meiner Durchreise so nachdrücklich das Recht der Führung gegen meine Begleiter beanspruchten, hatte schon lange unfreundliche Gesinnungen gegen die palästinenser Einwanderer am Mokattam geäußert. Dafür hatten diese jetzt Rache genommen. Meine drei Führer waren, in Vereinigung mit siebzehn ihrer Stammgenossen, auf die Kamelheerden der Beduinen von Tor gefallen und hatten sie als Beute weggeführt. Dreihundert Verfolger waren aufgebrochen; im Dorfe El Bada\* waren sogar einige davon mit meinem Attajö zusammengetroffen und hatten ihn, natürlich

---

\* S. Seite 191.

ohne ihn zu kennen, nach der Spur der Raubhelden gefragt. Demohngeachtet waren diese ihnen unerreichbar geblieben. Es läßt sich kaum begreifen wie zwanzig Beduinen eine Heerde von vierhundert Kamelen diese Wüste und Felsen hindurch so sicher vor den Augen der dreihundert Nachspäher entführen konnten. Nunmehr waren sie geborgen; ihre Heimath lag nur noch eine Tagereise entfernt.

Als dieser prächtige Zug von vierhundert Kamelen, von denen viele so schönes und vollbuschiges Haar trugen daß sie noch ungebraucht zu sein schienen, bei uns vorüberkam, und meine Beduinen den Zusammenhang begriffen, so geriethen sie in nicht geringe Besorgniß. Schnell trieben sie ihre eigenen elf Thiere zusammen. Aber meine alten Führer kamen um mich einen Augenblick im Zelte zu besuchen, und ihr Scheik aß Brod mit meinen Begleitern, das diese in aller Eile aufs Zuvorkommenste kuden. Das flößte ihnen Muth ein; ich erfuhr, daß es ein strenges Gesetz der Beduinen ist, den als Freund zu betrachten mit dem man Brod gegessen. Dennoch wachten sie des Nachts bei fortwährend unterhaltenem Feuer, wozu ich ihnen einen tüchtigen Kaffee geschenkt hatte. Ich meines Theils schlief ruhig; denn ich war an meinen alten Führern meiner Freunde gewiß, und freute mich daß ich diese tapferen Leute in meinem Dienste gehabt. Dieser Raubzug war nun freilich ein überraschendes Nachspiel zum großen friedlichen Salechfeste.

Später erfuhr ich in Constantinopel, daß die Beduinen von Tor die Vermittlung Mehemed Ali's nachgesucht hatten, wornach sie unter gewissen Bedingungen fast ihre sämtlichen Kamele zurückerhalten mußten.

---

## Reise nach Jerusalem.

Am einundzwanzigsten Juni des Nachmittags um Fünf nahm ich von Neuem und zwar vielleicht auf immer Abschied von Cairo. Jerusalem war mein Ziel. Ich bedaure daß ich nicht vom Sinai aus sogleich über Akaba Petra und Hebron dahin gegangen bin; ich hatte aber für meine Rückkehr nach Cairo neben anderen Gründen auch den gehabt, zum Behufe meiner handschriftlichen Forschungen die koptischen Klöster bei Damiette zu bereisen. Ich gab diesen Plan jetzt auf, da meine Erwartungen von jenen Klöstern herabgestimmt wurden und weder der Besuch von Damiette, dem eigentlichen Herde der Pest, noch der Weg zu Wasser von dort auf einem türkischen Küstenschiffe etwas Anziehendes besaß.

An meine Abreise von Cairo knüpfte sich ein Abenteuer. Fast eine Stunde hatt' ich das Thor im Rücken, als plötzlich mehrere arabische Reiter ansprengten, in keiner andern Absicht als um mich anzuhalten. Ich ritt allein meiner Caravane voraus und empfing die unverständlichen, doch zugleich recht wohl verständlichen Demonstrationen dieser Cavalleristen aufs Unfreundlichste.

Als ich die Erklärung darüber erhalten hatte, sah ich auch schon hinter mir ein Geschwader von vielen Reitern zu Esel und einen Schwarm Fußgänger über Hals und Kopf heranrücken. Der Sekretär des österreichischen Consulats ritt daraus hervor und sagte mir, daß ein angesehenener Italiäner, Namens — —, diesen Morgen eine Summe von zehn tausend Gulden anstatt zu einem Banquier in seine eigene Tasche befördert, und daß man erzählt hatte, derselbe habe sich meiner Caravane nach Syrien angeschlossen. Wahrscheinlich hatte man meinen Dragoman, der trotz seiner orientalischen Tracht den Franken verrieth, mit jenem Flüchtlinge verwechselt. Er machte mir nun eine genaue Beschreibung desselben und gab mir die Vollmacht, im Falle der Begegnung mich sofort seiner zu bemächtigen. Die getäuschte Expedition kehrte zurück; von der Vollmacht konnt' ich keinen Gebrauch machen.

Als wir an den Brunnen zu Mataryeh kamen, besah ich noch einmal den alten ehrwürdigen Sykomorusbaum woran sich jene Sage knüpft, daß er die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten wunderbar beschützt habe. Mit dem schönen Wasser des berühmten Sonnenquells ließ ich meine Schläuche füllen.

Am nächsten Nachmittage erfuhr ich wie schlecht die Wahl meiner Führer ausgefallen war. Wir hielten vor Ranka; ich wollte noch mehrere Stunden Wegs machen; aber meine Führer zwangen mich zu halten, indem sie mir



ihre unbesiegbare Furcht vor den Räubern hinter Kanka vorhielten. Sie hatten dafür den Beweis, daß erst vor wenigen Tagen einem Straßenräuber zu Kanka der Kopf war abgeschlagen worden. Im Grunde aber, abgesehen von ihrer wirklichen Furchtsamkeit, wünschten sie sich einer uns nachrückenden Caravane anzuschließen, die aus vierzig Kamelen bestand und ihnen befreundet war. Diese arabische Gesellschaft, welcher Frauen und Kinder die Bequemlichkeit zur Pflicht machten, war mir durchaus unbehaglich; ich bestand vom nächsten Morgen an auf unsere Trennung. Meine jetzigen Führer waren übrigens keine Beduinen; im Gegentheil sprachen sie verächtlich von den Beduinen die uns begegneten und die sie „Araber“ nannten. Zwei von ihnen waren in El Arisch ansässig; der dritte war ein schwarzer Slave.

Aber auch von meinem Dragoman muß ich eine Nachricht geben. Ich hatte schon meinen braven Ali aus Gizah für die Reise nach Syrien gewonnen, als mir mehrere Freunde an dessen Statt einen Landsmann anempfahlen, der ohne Mittel war um, wie er wünschte, nach Jerusalem zu reisen. Er war aus den preussischen Ostseeprovinzen gebürtig und war ein Schneider, hatte sich in Constantinopel und in Cairo jahrelang aufgehalten und sprach das Arabische vollkommen. Man erzählte mir, daß die vielen galanten Abenteuer des hübschen jungen Deutschen seine Abreise aus der alten Kalifenstadt wünschenswerth

machten. Da er — ein wahrer *homme à tout faire* — zugleich in den Künsten der Küche bewandert war und auch die nöthige Energie für die Caravane zu haben schien, so ließ ich mich, trotz der nöthigen Vorsicht gegen dergleichen Landsleute in solchen Ländern, zum Tausche bewegen und nahm den „schönen Friedrich“ in meine Dienste.

Daß er zur Nadel statt zur Fahne geschworen, sah ihm Niemand an als er neben mir auf seinem Kamele ritt, vom Kopfe bis zum Fuße türkisch gekleidet, geschmückt mit einem blinkenden Schleppsäbel, ein Paar Pistolen im Gürtel. Ich hatte seine Wahl nicht zu bereuen, obschon es ihm mit dem Commando der Führer nicht recht gelang. Dafür wußte er mir Tausenderlei zu erzählen; auch erfuhr ich durch ihn daß die deutschen Wanderer seines Standes und anderer ähnlichen im fernen Auslande eine Art Coalition bilden, deren Nachdruck ich nimmermehr geahnt hätte. Leider hört' ich von ihm zu spät daß die Cairiner Eseltreiber vor den „groben Deutschen“ einen besonderen Respekt hegen; soviel ich mich erinnere, haben sie mir die Nationalität nicht angesehen. Eine Anekdote, die darauf gewirkt haben mag, erlaub' ich mir mitzutheilen.

Ein Deutscher, von der Profession meines Dragomans, hatte den Sonntag allzu naß gefeiert — eine der schlechten Vorarbeiten fürs christliche Missionsgeschäft. Er ritt von Bulak nach Cairo heim, und machte sich in den Straßen mit gezogenem Säbel Plaz. Alles wich ihm aus —

im Oriente gilt jeder was er de facto ist — bis auf einen Seis, der mit einem eben so guten Gewissen wie sein grauer Vierfüßler ruhig seines Weges zog. Aber der voltigirende Reiter geräth an den Esel und schlägt ihm die Nase ab. Der Seis klagt, er will Ersatz für sein Thier; der Schneider sowie der Esel ohne Nase werden gesetzt. Allein bei den üblichen Provokationen der Franken auf ihre Consuln zog sich die Sache in die Länge, während der gesetzte Esel trotz der fehlenden Nase den besten Appetit entwickelte. Das Endresultat war: Man bedeutete den Seis, man werde sein Thier fortschicken wenn er es nicht zurücknehmen wolle; der deutsche Held aber behielt nicht nur, gegen die Sitte der orientalischen Rechtspflege, seine eigene Nase, sondern erhielt auch von Seiten seines Consulats noch eine darzu.

Die ersten vier Tage unserer Wanderung zogen wir durch belebte fruchtbare Gegenden; waren wir doch größtentheils im Lande Gosen, jenem Kleinode Egyptens. Wir kamen an herrliche Wälder von Dattelpalmen; einer überraschte mich besonders, da er ringsum von Sand umgeben war. Das beweist wie sehr in diesem gesegneten Egypten sogar dem Anscheine nach wüste Sandstriche der Cultur fähig sind, sobald sich nur das Wasser vermitteln läßt. Unter den Feldfrüchten bemerkte ich eine große Pflege der Kürbisse und Wassermelonen. Als wir das letzte

Nerminen vom Nile trafen, unterließen meine Führer nicht mir's anzukündigen; sie selber tranken noch aufs Herzhafteste. Drei Tage vor der egyptischen Grenzveste El Arisch zogen wir beständig durch tiefen weichen Sand, der unser Zelt nirgends feste Wurzel fassen ließ. Er hatte hier eine Menge Thäler und Berge von eigenthümlicher Gestalt gebildet; nicht leicht wars, da hindurch die rechte Richtung zu treffen. Nach hereingebrochenem Dunkel dienten uns immer die Gestirne zu Wegweisern; bisweilen sahen wir nicht die geringste Spur, und ohne die Lichter von oben konnte man sich völlig verlieren. Einmal verirrtten wir uns selber; wir standen an Abgründen, die sich bei dem bodenlosen Sande sehr bedenklich ansahen; doch der schwarze Slave wußte uns herauszuhelfen, wofür ich ihm die Entscheidung in allen zweifelhaften Fällen übertrug.

Unsern Wasserbedarf entnahmen wir mehrmals bei den Ueberbleibseln von den Poststationen, die Ibrahim Pascha als Herr von Syrien zum Verkehre mit Egypten eingerichtet hatte. Doch war das Wasser niemals von einem Beigeschmacke nach Salz oder Salpeter frei. Am besten schmeckte es unseren Kamelen, die bei weitem weniger als die Kamele der Beduinen der Tränkung entbehren konnten. Einen täuschenden Ersatz für helles schönes Wasser bot uns das wiederholte Schauspiel des Serab oder der berühmten Luftspiegelung. Mein Dragoman war damit nicht unbekannt; aber einmal meinte er doch, jetzt

mußten wir einen See treffen. Wir sahen in der That so deutlich die vom Winde gekräuselten und in der Sonne schimmernden Wellen, daß ein Unkundiger getäuscht werden mußte.

Auch auf einen egyptischen Wachtposten, noch fern von der Grenze, stießen wir; er war besetzt mit albanesischen Soldaten, die mir sogleich in meinem Zelte ihren Besuch machten und der Sicherheit halber ihre eigenen Pfeifen mitbrachten. Sie waren bei einem Tamariskenwalde stationirt, worin wir mehrere Gazellen aufjagten aber umsonst zu schießen versuchten. Sieht man diese Thiere, die wie mit einer mädchenhaften Sittsamkeit angethan sind und doch so graziöse Formen zeigen in ihren flüchtigen Sprüngen über die weite Wüste, so begreift man die Vorliebe der orientalischen Dichter für sie. Auch ihre lieblichen feurigen Augen, wie sie immer eine schöne Geliebte des Orients haben muß, hab' ich studirt; in Cairo hält man nämlich zahme Gazellen, die sich in den Höfen unter den Pfauen, Störchen und Hühnern zu gefallen scheinen. Bekanntlich hat man den Namen „Gazelle“ auch zu einem Mädchennamen gemacht; „Tabitha“ ist ihre Bezeichnung im Syrischen, eben so wie jene fromme Frau zu Joppe hieß, welche Petrus wieder ins Leben zurückrief.

Von Interesse war für mich auch ein einzelner Reiter zu Dromedar, dem wir begegneten. Es war die Post des

französischen Consuls zu Jerusalem, die gewöhnlich in fünf bis sechs Tagen auf dem flüchtigen Renner den langen Weg von Cairo nach Jerusalem zurücklegt. Leider ist derselbe Reiter, den wir trafen, wahrscheinlich den feindlichen Beduinen hinter Gaza in die Hände gefallen; denn bei meiner Ankunft und selbst während meines Aufenthalts in Jerusalem war er noch nicht eingetroffen. Der Consul erzählte mir, daß es nicht der erste war den er vergeblich erwartete, obschon er seit einiger Zeit mit einem Beduinenscheik der Umgegend selber über die Postbesorgung übereingekommen war.

Ehe wir nach El Arisch kamen, begegneten uns verschiedene kleine arabische Caravanen. An jede hatten meine Führer die Frage: Wie geht's? Was giebt's Neues? Von allen lautete die Antwort: Krieg! Krieg!

Am Morgen des achtundzwanzigsten Juni waren wir in El Arisch, dem alten Rhinocolura. Meine Führer legten sogar ihre Sandalen an um die gehörige Figur vor ihren Freunden zu spielen. Ich ließ mein Zelt in einiger Entfernung von der Mauer unter Palmen aufschlagen, und ging sogleich in die Stadt um mich über den Stand der Dinge zu unterrichten. Der einzige Europäer daselbst war ein Grieche, Namens Riso, Adjutant und einziger Rest der Sanitätsbehörde. Vom Arzte selber, einem jungen Italiäner, war nichts als eine schwarze Frau mit ihrer Sclavin übrig geblieben; er hatte Bankerott gemacht

und war nach Alexandrien gegangen. Mit dem Kriegslärme hatte es nach der Auskunft des Adjutanten folgende Bewandniß. Am sechzehnten April waren die Beduinenstämme von Suerke und Asasme egyptischer Seits gegen die Stämme von Telja und Sarbim türkischer Seits aus Blutrache zu Felde gezogen. Am fünfundzwanzigsten Mai hatten sie ihre feindseligen Begegnungen erneuert. Seitdem hatten sich jene ersteren, die egyptischen Beduinen, einige Tausend an der Zahl, zu ihrem größeren Schutze in die nächste Nähe von El Arisch gezogen; ihre Zelte standen jetzt an der östlichen Seite dieser festen und mit hundertfünfzig Mann Soldaten besetzten Stadt. Was die Sicherheit der Straße betraf, so war natürlich der Verkehr der Beduinen selber im höchsten Grade bedroht, und auch manche Behelligung der sonstigen Reisenden war vorgekommen. Doch alle Behelligungen der Franken beschränkten sich auf Erpressungen eines Tributs, der bald höher bald niedriger gestellt worden war. Etwa vierzehn Tage vor mir war ein Engländer nach El Arisch gekommen, der von seiner glücklichen Ankunft in Gaza an den Adjutanten schriftliche Nachricht gegeben hatte. Drei Monate früher waren einem russischen Obersten tausend Thaler und mehrere Effekten kurz vor seiner Ankunft in El Arisch über Nachts gestohlen worden. Dadurch hatte man eben jenen Engländer, der gleichfalls viel Geld bei sich führte, zu bewegen gewußt acht Tage in El Arisch liegen



zu bleiben, um vorherige Erkundigungen von Gaza einzuziehen. Aus dem allen ersah ich jedoch keine wirkliche Gefahr, und war sie vorhanden, so ließ sich keine baldige Beseitigung derselben absehen; daher war ich durchaus nicht geneigt dem Wunsche meiner Führer nachzugeben, wornach ich die Ankunft jener andern arabischen Caravannen, mit den vierzig Kamelen, den Frauen und Kindern, abwarten sollte. Begreiflich dagegen war's mir daß meinen Führern, von denen Mustapha zwei Frauen und Mohammed eine Frau nebst Familie in El Arisch hatte, jeder Verzug lieb und kostbar war. Allein trotz meiner ernstesten und beharrlichen Drohungen, die der Adjutant kräftig unterstützte, während vom Gouverneur, wie er mir geschildert wurde, weder Hilfe noch militärisches Geleite zu erzielen war, sah ich mich genöthigt, meinen Führern zu Willen zu sein. Daß ich ihnen darauf die gebührende Antwort nicht schuldig blieb, werd' ich nachher erzählen.

Ich suchte mich nun vier Tage lang in dieser wilden kriegerischen Umgebung so gut als möglich zu vergnügen. Das Meer, zu dem der Weg durch einen herrlichen Wald führte, war kaum eine Stunde weit entfernt. An seinem Ufer sah ich unzählige jener kleinen Meerestrebse, von denen ich unter Anderem in Belon's Reise von 1555 gelesen hatte. Er schreibt davon, daß sie nicht viel größer als eine Kastanie seien und schneller als ein Mensch laufen; daß sie, was das Sonderbarste sei, des Tags auf dem



trockenen Lande die heftige Sonnenhitze aushalten und des Nachts ins Wasser gehen. Es ist des Aristoteles „laufender Krebs,“ der auch, seiner Schnelligkeit halber, der Läufer oder Dromon heißt. Nach ihrer Erscheinung möchte man sie zwischen Spinne und Krebs mitten inne stellen. Die das abschüssige Ufer überfluthende Woge brachte sie immer mit; aber nur mit schnellem Fuß und behender Hand ließ sich einer ertappen.

Der große Brunnen in El Arisch hatte die Besonderheit, daß er in seinem recht guten Wasser Blutegel enthielt. Ich sah während meines Aufenthalts ein Kamel und einen Araber, denen der Mund von einem halbverschluckten Blutegel blutete. Man darf deshalb das Wasser nur filtrirt trinken. Gefährlicher als hierdurch wurd' ich eines Abends überrascht, als ich schon auf dem Nachtlager im Zelte lag. Eine junge Schlange, nicht länger als acht bis zehn Zoll, kroch dicht neben mir. Mein Dragoman schlug mit seinem Säbel darnach; aber jedes Stück blieb lebendig, bis viele kleine Nester daraus geworden waren.

Auch mit den Soldaten in Arisch, die alle beritten waren, und noch mehr mit ihren schönen Pferden mach' ich Bekanntschaft. Ich war keineswegs an den Galopp dieser wie auf beständiger Flucht begriffenen Thiere gewöhnt; doch konnt' ich mich leicht damit befreunden.

Die Abende boten mir immer ein herrliches Schauspiel. Da saß ich auf dem höchsten der weißen Grabsteine

des Gottesackers, der auf einem hohen felsigen Hügel lag. Ich hatte im Westen den schimmernden Silberspiegel des mittelländischen Meeres, im Osten das große Beduinencamp, gegen hundert schwarze und weiße Zelte mit lodern- den Feuern; vor mir erhob sich aus dem Sande heraus die kleine Festung mit ihren Mauern und Palmbäumen; hinter mir grenzte das bleiche Sandfeld an den Horizont. Ueber dem allen glänzte der prächtigste Vollmond; der dunkelnde Himmel war wie mit einem blauen Schleier überwoben.

Aber auch der gastfreundlichen Galanterie in El Arisch muß ich gedenken. Sie bestand darin daß mir am Abende meiner Ankunft von schöner Hand ein Festgericht übersandt wurde: eine vortreffliche Suppe mit gekochtem Huhn, ein Paar gebratener Tauben und ein Reisbilaw. Mein Dragoman wußte daß dies eine Sitte war, die man gegen willkommene Fremde beobachtet. Es wurde mir zu besonderer Würze noch gesagt, daß diese Köstlichkeiten aus den eigenen Händen der Hausfrau der ersten Familie zu Arisch kämen. Ich darf nicht erst versichern, daß darnach das Gericht gut schmecken mußte.

Leider muß ich aber fürchten, daß mein Andenken bei den gastlichen Arischern nicht eben in Segen geblieben. Denn als ich in Jerusalem angekommen war, berichtete ich sogleich dem französischen Consul das Benehmen meiner Führer, die bereits Alles vergessen glaubten. Er be-

stätigte mich in der Absicht, ihnen für alle Widerseßlichkeiten auf dem Wege, zu denen auch ein boshafter Auftritt gegen meinen Dragoman gehörte, der ohne mein Einschreiten mit seinem Säbel sofort Gerechtigkeit geübt hätte, die verdiente Strafe auszuwirken. Freilich waren sie darüber der Verwunderung voll, und als ihre demüthigen Abbitten nichts halfen, beklagten sie sich beim Pascha von Jerusalem, der sich deshalb auch wenigstens im Kloster nach mir erkundigen ließ. Allein ich hatte mein Schreiben ans französische Consulat in Cairo bereits auszufertigt; dem Schreiben legte ich die noch rückständigen drei Napoleonsd'or bei, eventualiter für die Armen in Cairo; denn wahrscheinlich wurden sie meinen Führern bei ihrer Rückkehr in anderen Münzsorten ausgezahlt.

Ich bin überzeugt daß von einem solchen Verfahren die europäischen Reisenden wesentlichen Gewinn ziehen werden. Zu leiden haben von den Kamel- und Pferdetreibern dieser Gegenden gewiß fast alle; nur läßt gewöhnlich der frohe Augenblick der Ankunft die Aergernisse der Reise vergessen. Dadurch werden diese eigenwilligen, trägen und betrügerischen Menschen in ihrer launenhaften Hartnäckigkeit gegen uns bestärkt. Was aber wiederholte Beweise thatsächlicher Strenge zur Verbesserung der Sitten wirken würden, das läßt sich aus Ibrahim Pascha's Verfahren im Großen abnehmen.

Uebrigens ist die Unsicherheit, die in der That mit der

syrisch-türkischen Grenze für die aus Egypten kommenden Reisenden beginnt, eines von jenen unerquicklichen Resultaten der Rückgabe Syriens an den Sultan. Unter Ibrahim Pascha, so versicherte man mir aller Orten in Syrien, hätte man ein Kind mit Geld beladen auf Wanderungen schicken können. Ich sollte glauben, es wäre eine billige und überaus dankenswerthe Rücksicht der Großmächte bei ihren freundschaftlichen, siegreichen Schritten in Syrien gewesen, für die dortigen Reisenden, die ja immer unter ihrem gemeinschaftlichen Schutze stehen, von der Pforte die gehörigen Garantien oder wenigstens stehende Militärgelerte auszuwirken.

Doch ich kehre zu meiner Reise zurück. Am Nachmittage des zweiten Juli reisten wir von El Arisch endlich ab, und zwar in Begleitung der großen arabischen Caravane. Am Dritten hatten wir eine der angedeuteten üblichen Tributsbehelligungen. Ich hatte mich aber nicht darin geirrt, daß ich allein vortheilhafter gegangen wäre als in dieser Gesellschaft; denn man verlangte anfangs — gewiß auf besonderes Anstiften — von mir allein gerade dasselbe was man von der gesammten zweiten Caravane verlangte. Ich mußte die gehörige Antwort darauf und zahlte endlich eine sehr mäßige Summe. Am Vierten wiederholte sich die Tributsforderung. Es sah sich anfangs ganz gefährlich an, als die eiligen Ritter zu Pferde mit ihren langen Spießen die Caravane umzingelten

und zum Halte nöthigten. Am Ende ging Alles friedlich ab.

Aber einer schönen Ueberraschung muß ich gedenken; sie wurde mir als wir Palästina betraten. Die öden wüsten Sandstrecken hatten eben angefangen einzelne Spuren der Vegetation zu tragen. Wie ein Zerrbild von Vegetation hatten wir einen hügeligen Strich mit strau-  
chigem Waldboden passirt, wo ich auf einen einzigen Blick Tausende von wimmelnden Ratten und Mäusen, und zwar mehr weiß als grau, gesehen. Das drängte mir natürlich die Erinnerung an die Plage der Philistäer auf, als sie den Israeliten die Bundeslade geraubt hatten; nur von den „fünf goldenen Mäusen“ merkte ich keine Spur. Aber da plötzlich bei Khan Dunes knüpfte sich, wie an die Schatten des Todes des Lebens junger Tag, an den Saum der Wüste das Gefilde von Gaza mit seinem fröhlichen Reichthume. Wie eine zauberhafte Täuschung war's; wie ein freudiges Nebelbild das aus der farblosen Leinwand schnell hervortritt. Da dehnte sich ein weiter Wiesenplan vor uns aus, mit Feldern die das Gold der Ernte geboten und noch übersäet waren von blumigen Stauden, mit Tabaksfluren in ihrer farbigen Blüthenpracht, mit üppigen Melonenpflanzungen, mit Hecken des wuchern-  
den Feigencactus, mit Oliven und Granaten, mit Sykomoren und Feigenbäumen. Es war der Eindruck des gelobten Landes; es war ein festlicher Gruß den es bot.

So begrüßt' ich denn jenes kleine und doch so merkwürdige Küstenland am Mittelmeere und an der arabischen Wüste, zwischen dem röthlichen Gebirge von Edom und dem schneeigen Libanon. Welches Land käme ihm gleich in der Welt an großen Ereignissen die es gesehen. Soll ich's mit einem Worte sagen, wie es erscheint in der Geschichte? Wie der heilige Schauplag für die Schlachten des Geistes, für die Kämpfe der Religion erscheint es. Und so erscheint es von Abraham's grauen Zeiten an bis zu den Pforten der Zukunft. Dort bestand der reine Gottesglaube seine frühesten Prüfungen gegen die Canaaniter, gegen die Philistäer, gegen die Phönizier. Dort spaltete sich der Jehovahdienst zwischen dem Tempel und dem Garizim. Dort erwuchs das Heil vom Kreuze, umflossen von viel theuerem Blute; dort fand die Kirche ihre heißesten Kampfesstunden. Dort erstarkte das Prophetenthum von Mekka; dort begegneten sich Halbmond und Kreuz Jahrhunderte lang in begeisterungsvoller Fehde. Dort sehen wir noch heute wie in keinem anderen Lande Christ und Jude, Türk' und Heide, unter den wuchernden Spaltungen am eigenen Herd, fanatisch seinen Gott umklammern; dort wird auch für eine neue Zeit das große Wort erklingen, die heilige Kraft erstehn.

Am vierten Juli zog ich glücklich in die alte Hauptstadt der Philistäer, in Gaza ein. Der Empfang der mir wurde wäre der Philister werth gewesen. Ich wurde in

die traurige Quarantäne einquartirt, ich der ich aus dem gesunden Egypten kam und zwei Wochen lang Sand und Wind der Wüste zur Erfrischung genossen hatte. Der französische Quarantänearzt nahm meinen Brief nur durch die Feuerzange über der Räucherpfanne in Empfang. Ich bat mich so weit als möglich von dem arabischen Gesindel zu sondern, von dem übrigens mehrere klüglicher Weise um die Quarantäne herumgezogen waren, so daß jetzt ein Türke seine zwei gefangenen Reisegefährten, und zwar seine beiden Frauen, mit vorsichtiger Beobachtung der vorgeschriebenen Entfernung besuchte.

Ich hatte aber ein schlechtes Loos erwählt. Der mir gewordene Raum hatte früher verschiedenen Bestien gedient, wovon in der Nacht allerlei Erinnerungen zu Tage kamen. Ich kündigte am frühen Morgen dem Arzte an daß ich Beschwerde führen würde, da man in einer solchen Quarantäne weit leichter krank als gesund werden könne. Der Arzt entgegnete mir, er habe sich selber längst aber vergeblich deshalb beschwert. Ich wurde nun mit meinem Zelte für den nächsten Tag und die nächste Nacht aufs Dach des Stallgebäudes Ibrahim Pascha's verpflanzt, wo ich zur Sicherheit noch zwei Wächter halten mußte.

Hiermit hatt' ich diese Carricatur von Quarantäne überstanden; ich gewann freien Spielraum mich in dem uralten Gaza zu ergehen, während meine Kamele ihre Quarantäne noch auf der Weide hielten. Uralt nenne ich



Gaza; denn es ist eine der Städte deren Namen aus der frühesten Vorzeit zu uns herüber klingen. Canaan, Noah's Enkel, und sein Geschlecht, so heißt's im zehnten Kapitel der Genesis, hatte das Gebiet von Sidon durch Gerar bis Gaza inne. Gaza war sodann nicht nur die Hauptstadt der Philister, sondern auch ihr größtes Bollwerk. Vor Gaza's Mauern fanden Josua's Eroberungsschritte ihre Hemmung, und noch später war das Verhältniß der Stadt zu Israel öfter herrisch als dienend; während sie gegen Egypten als der wahre Grenzwächter des gelobten Landes galt. Auch Alexander der Große mußte mit seinen sieggewohnten Schaaren fünf ganze Monate um Gaza's Besitznahme streiten. Darnach unterlag es wiederholt unglücklichen Schicksalen; es sank in Trümmern; es erstand aus Trümmern.

Frühzeitig faßte das Christenthum festen Fuß in Gaza. Die demohngeachtet noch gebliebenen Gözentempel erfuhren ihre Zerstörung erst zu Anfang des fünften Jahrhunderts, wo sich an ihrer Statt die prächtige Kirche der Kaiserin Eudoxia erhob. Noch heute stehen Mauern und Säulen dieses Kirchenbaues; nur ist daraus seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts eine Moschee geworden. In den Kreuzzügen erlebte Gaza manche heiße Stunde des Kampfes; vorzüglich waren es die Tempelherren, die hier gegen die Sarazenen Stand hielten.

Heutzutage ist Gaza eine betriebsame Stadt, deren



Einwohnerzahl, gegen sechzehntausend Seelen, der von Jerusalem ziemlich gleich steht. Sie hat keine Thore mehr, und liegt nicht sowohl auf der runden Anhöhe, worauf die alte Stadt gestanden, als in der breiten Ebene, welche diese Anhöhe nach Norden und Osten umgibt. Spuren früherer Bauwerke hat man an den vielen Stücken von Marmor und Granit, die da und dort in der Stadt zerstreut liegen. Auch von den festen zwölf Thoren des Alterthums lassen sich noch Reste rund um die genannte Anhöhe erkennen.

Was aber vor allem Anderen Gaza berühmt gemacht hat, das sind die abenteuerlichen Großthaten Simson's, deren Schauplatz es war. Dort hub er das Thor aus und trug es auf die „Höhe des Berges vor Hebron.“ Nahe davon am Bache Sorek gewann er seine Delila lieb, die ihm das Geheimniß seiner Riesenkraft entlockte, worauf ihn die Philister geblendet nach Gaza führten. Dort endlich stand der Dagonstempel, unter dessen Ruinen er sich selber mit seinen Feinden begrub. Daher ist auch noch heute das Andenken an diesen verliebten Helden, der zugleich zwanzig Jahre Richter von Israel war, den Gazanern ein theueres Kleinod. Den Berg worauf er jenes Thor getragen, im Buche der Richter als Berg vor Hebron bezeichnet, glaubt man in der isolirten Anhöhe, südöstlich von der Stadt, wiederzufinden. Dort soll auch der christliche Bischof gewohnt haben; jetzt steht daselbst nur ein

Heiligengrabmal. Das ausgehobene Thor selber nimmt man in entsprechender Richtung vom Berge an, da wo man auch ein „Grab Simsons“ errichtet hat, obschon mir ein anderes in der Moschee, die nach Simson benannt ist, gezeigt wurde.

Am sechsten Juli gegen Mittag verließ ich Gaza. Meine Caravane war um einen Gefährten gewachsen. Das war ein Engländer, der Deutschland in seinem Ruße beeinträchtigte, die sogenannten armen Teufel auf Reisen zu schicken. Er hatte beim Abschiede von der Quarantäne noch fünf Piaſter (etwa acht Groschen), außerdem nichts als ein sehr kleines Bündel mit Wäsche und einigen Büchern. Seine Kleidung bestand in leichten weißen Sommerkleidern. Er war dreißig Jahre alt, kam aus England und ging jetzt über Egypten nach Jerusalem, um dort oder in Damaskus das Arabische zu studiren. Er zeigte mir ein Zeugniß, wodurch er sich als eine Art Sprachlehrer auswies. Ich nahm ihn auf einem meiner Kamele nach Jerusalem mit, nachdem er bis Gaza, auf Kosten englischer Gönner in Cairo, mit jener starken arabischen Caravane gezogen war.

Das Gefild von Gaza, durch das wir zogen, war schön und üppig. Besonders zahlreich sind die Tabaksfelder; unter den Bäumen fehlt es auch nicht an Palmen. Wohin ich aber sah, da traf ich auf große Gehege von Feigencactus, die wegen der feinstacheligen Fruchthülle für

keine Hand, die heil bleiben will, antastbar sind. Bald nachdem wir die Stadt verlassen ging unser Weg durch einen langen Olivenwald, wo wir rasteten.

Als der Abend hereinbrechen wollte, wachten die alten Sorgenisse meiner Führer auf. Allerdings hatte ich selber in Gaza vom französischen Quarantänenarzt einige der Arischer Erzählungen von den räuberischen und mörderischen Ueberfällen bestätigen gehört; aber meine furchtsamen Führer hatten den Glauben bei mir verloren. Fast wär' ich heute dafür gestraft worden. Als wir nämlich gegen zehn Uhr in schwarzer Nacht sehr nahe bei einem großen Zeltlager von Beduinen vorbeizogen, waren wir plötzlich so unfern von einem lebhaften Flintenfeuer daß uns einzelne Kugeln um die Köpfe sausten. Da fehlte wenig, ich hätte das himmlische Jerusalem anstatt des irdischen begrüßt. Unser Zusammentreffen mit diesem feindseligen Kugelwechsel war natürlich ein unglücklicher Zufall. Daß aber die Beduinen, die uns hier in ihrer vollen Gewalt hatten, einen gehörigen Tribut beanspruchen würden, das war mehr als wahrscheinlich. Meine Führer waren lautlos; das geringste Geräusch das die Kamele machten erhöhte ihre Angst. Ich selber nahm meinen mit französischen Goldstücken gefüllten Gürtel in die Hand, um ihn sogleich in den Sand zu werfen. Wachtfeuer loderten in weiter Strecke; die Hunde bellten. Demohngeachtet scheint's als ob man uns nicht bemerkt hat. Dafür sah ich plötzlich,

als wir kaum die Zeltlichter hinter den Hügeln aus den Augen verloren hatten, auf fünfzehn Schritte vom Wege zwei Männer, die platt auf der Erde lagen, aber sich jetzt aufs Behutsamste erhoben und in scharfer Beobachtung auf uns einige Schritte rückwärts thaten. Ich sprang vom Kamel, eben so mein Dragoman; mit gezogenem Säbel und gespanntem Hahn auf Flinte und Pistol, den Blick nach der verdächtigen Stelle gerichtet, zogen wir weiter. Gegen zwei Straßenräuber hätte es Gewalt gegolten; bei einem Angriffe der Beduinen hingegen, deren Lager gewiß mehrere Tausend stark war, wäre unsere Waffentrüstung lächerlich oder gar gefährlich für uns selber gewesen. Zwei Fußgänger, die sich seit einigen Stunden an uns angeschlossen hatten, wurden verdächtig zu den Gefellen am Wege zu gehören. Um so achtsamer und entschlossener hielten wir uns selber, und gingen zu Fuß bis Mitternacht, in der bezeichneten Bereitschaft zum Angriffe. Gewiß war's weniger unsere Anzahl als unsere Entschlossenheit, welche diese Straßendiebe zurückschreckte. Obschon wir bei einem Dorfe hielten, so wacht' ich doch abwechselnd mit meinem Dragoman bis zum Morgenlichte des schwer gewonnenen Sonntags. Einen Dankgottesdienst feierte ich da im tiefsten Herzen.

In Jerusalem erfuhr ich, daß auch die Beduinen von Bethlehem und die von Gaza aus Blutrache mit einander im Kriege begriffen waren, und daß man deshalb unsern

eben zurückgelegten Weg allgemein für unsicher hielt. Der zuletzt ausgebliebene Cairiner Postreiter war wahrscheinlich erst zwischen Gaza und Ramleh in feindliche Hände gefallen. Von der Veranlassung dieser Blutrache erzählten mir zwei fränkische Reisende was sie mit eigenen Augen kurz vorher in Bethlehem gesehen hatten. Ein Gazaner kam daselbst an, indem er hinter sich am Zaume ein Dromedar führte, auf welchem ein Leichnam ruhte, gehüllt in ein weißes Tuch. Der Leichengeruch war bereits sehr stark. Die Bevölkerung strömte sogleich zusammen; schnell waren jammernd die Klageweiber da. Aber aus der Menge kam ein bejahrtes Weib zur Leiche herangeeilt und hob das Leichentuch, so daß man auch in der Ferne den schrecklich zerschmetterten Kopf der Leiche sah. Da riß die Frau in der Wuth des Schmerzes den Schleier vom Gesicht, raufte sich die Haare aus und schlug sich in lauter Wehklage die entblößten Brüste blutig. Plötzlich kam ein neuer Act zur Trauerscene. Durchs Gedränge brach sich Bahn ein junger rüstiger Mann; er schwang über der Leiche seinen Degen und gelobte feierlich, den Erschossenen zu rächen. Als kurz darauf die eigentlichen Begräbnißceremonien stattfanden, schwuren noch viele andere feierlich den Schwur der Rache. Uebrigens war der Getödtete in einem Liebeshandel gefallen.

Am siebenten Julius rastete ich zu Mittag vor den Mauern zu Ramleh, in einem großen Olivenhaine vor

der Stadt, dessen Boden aus grobem Sande bestand, mit nichts als Disteln bewachsen. Die Stadt lag vor uns in einer Entfernung von wenigen Minuten; von einem Consulatsgebäude flatterte uns eine europäische Flagge entgegen. Fünf Minuten hinter unserem Lager stand eine merkwürdige Ruine mit einem hohen Thurme. Je kürzer mein Besuch in der Stadt war, um so länger war er auf dem Thurme. Freilich scheint es als ob die Stadt anziehend genug sein müßte, da Ramleh für das neutestamentliche Arimathia, woher Nicodemus und Joseph, sowie für Rama, Samuels Geburtsort, gehalten wird. Liegt doch sogar das Kloster der Väter vom heiligen Grabe angeblich eben da wo sein Haus der nächtliche, heilbegierige Freund des Heilands gehabt. Allein der Zweifel am Rechte der Zurückbeziehung Ramleh's auf Christi Zeit und Vorzeit hat gewichtige Gründe, wenn auch immer das wahre Arimathia und Rama in großer Nähe davon gesucht werden muß. Dagegen weist sich Ramleh als eine der frühesten Anlagen aus, welche die Sarazenen im gelobten Lande gemacht. Nur gegen Ein Moment, daß der gelehrte Robinson für die Verschiedenheit von Rama und Ramleh geltend macht, muß ich mich erklären; ich meine dasjenige daß er von der etymologischen Verschiedenheit der beiden Namen hernimmt. Ramleh bedeutet „die sandige“, Rama eine Anhöhe. Allein Ramleh ist sandig und liegt zugleich auf einer Anhöhe; recht wohl konnte aus den Trümmern

vom alten Rama das neue Ramleh hervorgehen. Die Verwandtschaft im Wortklange mußte die Hervorhebung des Sandigen um so mehr befördern da dasselbe in der That dieser Anhöhe einen unterscheidenden Charakter von der glücklichen Ebene gibt, die sich an sie anlehnt; ein Umstand der wahrscheinlich nicht schon in der ältesten Zeit obgewaltet hat.

Aber ich eile zur Ruine mit dem Thurme. Die historische Beurtheilung hat ihre Schwierigkeit. Vermuthlich stand hier keine Kirche, etwa ein Denkmal von Helena's Frömmigkeit, wie fromme Mönche wollen, sondern ein großer prächtiger Moscheebau. „Die weiße Moschee“ zu Ramleh schildern arabische Schriftsteller als großartig und herrlich; ihren Ursprung führen sie auf die Gründung von Ramleh zu Anfang des achten Jahrhunderts zurück. Jetzt liegen nur noch wüste Umrisse des viereckigen Baues an Mauern und Säulen vor, doch hinreichend um die geschwundene Pracht zu bezeugen. Von ganz besonderem Interesse ist das weite unterirdische Gewölbe, worin der Muhamedaner die vierzig Gefährten seines Propheten, der christliche Mönch seine vierzig Märtyrer, die von Sebastie in Armenien, begraben sein läßt. Daß es vielmehr, wie Robinson will, ursprünglich als Niederlage eines Khans gedient habe, ist mir nicht wahrscheinlich; auch hätte es als solche füglich bis heute fortbestehen müssen, da jetzt noch die großen Caravanenzüge ihren Weg über

Ramleh nehmen. Im steinernen viereckigen Thurme von beträchtlicher Höhe\* fand ich mit Robinson anstatt vermeintlicher Spuren eines christlichen Glockenthurms sichere Kennzeichen eines türkischen Minarets.

Aber was soll ich von der Aussicht sagen, die ich von oben herab mit glücklichem Auge genoß. Im Norden und im Süden breitete unter mir die Ebene von Saron ihren Reichthum aus. Wer sollte sie nicht kennen, die berühmte Ebene, deren Schmuck Jesaias zugleich mit der Herrlichkeit des Libanon preist, deren Rosen eine die Geliebte Salomo's „lieblich wie die Hütten Kedar's, wie des Königes Teppiche“, sich nennt.

Der Erntesegen lag jetzt aufgethürmt auf vielen Feldern; andere Früchte standen noch fröhlich; die Blumen waren grün und blumig. Aber umsonst sucht' ich nach einem Röslein von Saron; die mochten längst vor der Juliusgluth verblüht haben. Dennoch sah ich Ein Röslein in diesem Augenblicke; es war mir so theuer wie dem Salomo seine gefeierte Rose von Saron. Es war die an die ich dachte, als ich nach Westen gar lange hinüberschweifte zu den silbernen Fluthen des Mittelmeers und ihnen feurige Grüße zuwinkte für die fernen Länder der Heimath. Dem Meere gegenüber, im Osten von uns, begrenzten den Blick Juda's schroffe Gebirge; aber zu

---

\* Robinson gibt die Höhe zu etwa hundertundzwanzig Fuß an.



ihren Füßen, näher zu uns heran, lagen auf den Hügeln in weitem Umkreise stattliche Dörfer, die sich mit ihren Olivenhainen und ihren Minarets fröhlich darstellten. Vor allen den andern fesselte mich das Diospolis der Römer, das biblische Lydda, wo einst Petrus den gichtbrüchigen Aeneas gesund machte. Sie lag dem Scheine nach vor meinen Augen noch näher als sie's wirklich war, diese uralte Stadt der Benjamiten, die in der christlichen Zeit am berühmtesten durch den heiligen Georg geworden. St. Georg soll nämlich aus Lydda stammen; daher ihm auch frühzeitig daselbst ein kostbares Grabmal und eine prachtvolle Kirche erbaut wurden, wovon noch heute viele und schöne Ruinen stehen.

Als wir gegen Abend noch eine Strecke weiter nach dem geliebten Ziele wanderten, winkte uns Lydda noch lange freundlich von seinem Hügel zu. Daß ich von Jerusalem träumte, als ich an diesem Sonntage eingeschlummert war, das darf die Feder nicht erst sagen.

---

## Ankunft in Jerusalem.

Es graute der Morgen des achten Juli. Ich lagerte mit meinen Kamelen und Arabern unter einem vollbuschigen Olivenbaume im Thal Ajalon. Meine Araber liebten es seines frischen Quellwassers halber; ich versetzte mich in die Zeit Josua's zurück, der an diese Landschaft die Erinnerung seiner glorreichen Kriegsthaten geknüpft. Wer gedächte seiner Worte nicht: Sonne, steh still zu Gibeon, und Mond, im Thal Ajalon! Latrun, das seinen arabisirten Namen der alten Mönchsbezeichnung als domus boni latronis — als Heimathsort jenes begnadigten Schächers am Kreuze — verdankt, hängt südwestlich am Hügel. Ueber Latrun schaute noch westlicher vom runden Gipfel der Höhe eine Burgruine hernieder. Man konnte keine schönere Lage zu einer Wartburg wählen. Gehörte sie zu dem alten Emmaus (nicht dem neutestamentlichen), dem späteren Nikopolis, so mag sie wohl den Makkabäern vorzuziehlich gedient haben.

Wir ritten nun die Gebirge von Judäa hinan. Eine Strecke lang machte sich's malerisch genug; es fehlte nicht an Baumwuchs und an hohem Strauchwerk. Ich glaubte

im Charakter dieser Strecke etwas Aehnliches von unserem Odenwalde zu erkennen; breite runde Hügel lagen neben und über einander. Aber bald wurde es öder, felsiger, steiler. Nach einem mehrstündigen mühsamen Ritte hielten wir am Abfalle des Gebirges bei einer imposanten Ruine, ich glaube einst Kirche der Templer. Ich besuchte das Innere, wo noch viele mächtige Säulen stehen, auch einige Malereien noch sichtbar sind. Sie liegt dicht bei dem stattlich aus Steinen gebauten Kuryet el-Enab (Stadt des Weins), worin man mit Robinson das alte berühmte Kiriath Jearim (Stadt der Wälder) wieder erkennen will, das zu Samuels Zeiten die Bundeslade aus den räuberischen Händen der Philister zu sich holte. Zu unserer Rechten sahen wir auf schöner Bergspitze thronend Soba, das nach Robinson mit Samuels Geburtsort Rama und mit dem Arimathia der Evangelien zusammenfallen soll. Wir genossen eine Strecke Wegs lang diesen erhebenden Anblick.

Jetzt ritten wir von einem der höchsten Höhepunkte so jäh abwärts, daß wir genöthigt waren abzustiegen. Wir gelangten in ein fruchtbares enges Thal. Zur Linken von uns präsentirten sich mehrere Bauwerke, auch eins von hervorstechender Haltung; es war Kulonieh. Wenige Schritte vor mir lief ein Reh den Nebenhügel hinan. Auf dem Wege lag an einer aus alter zierlicher Steinumfassung hervorbrechenden Quelle ein türkischer Schimmel,

seinen letzten Augenblicken nahe. Man hatte dem armen Thiere noch die Mähne und den Schweif abgeschnitten; reichliches Blut quoll ihm durch die Zähne. Unsere Kamele mußten darüber steigen. So grausam konnten es gewiß nur Türken, keine Beduinen oder Araber, seinem Tode überlassen. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, diesen sterbenden Renner, wie er sich noch mehrmals schnaubend emporraffte, aber immer vergeblich wieder nieder sank, als ein Bild von der Gegenwart des türkischen Reichs zu nehmen.

Nachdem wir eine steinerne Brücke über einem rauschenden Wasser vorüber waren, während wir zu unserer Rechten einen mit Feigen, mit Oliven und anderen Bäumen reichlich prangenden Garten bewunderten, bot sich wieder eine sehr steile, felsige Höhe unsern Blicken dar. Unsere Kamele erklimmen sie erschöpft; die Sonne brannte heiß; die Mittagsstunde war nahe. Wie klopfte mir das Herz; bald, bald sollt' ich sie sehen, die Stadt Gottes mit ihren heiligen Wohnungen. Freilich hatten wir um uns kein Land das nach Milch und Honig aussah. Fast rings umher war's wie in Malta, wo aus dem flach ausliegenden Erdreich oft genug der nackte Felsen hervorstarret. Ich fragte mich: Lagen diese Steinmassen immer so offen da? Sie sahen zum Theil von Regengüssen sehr abgespült aus; gewiß waren sie einst da und dort von viel reichlicherem Grün überwachsen. Fast zwei Stunden mochten

wir die Brücke im Thal von Kulonieh verlassen haben, da sahen wir im Osten die kahle, sandröthliche Gebirgskette, das Jordansgebirge, das Pisga der Schrift; zu unserer Rechten erkannten wir zwischen frischen Bäumen in grüner Landschaft ein Klostergebäude, das Kloster zum heiligen Kreuze; jetzt erhob vor uns der Delberg sein olivenbekränztes Haupt sammt seinen heiligen Bauwerken; im Norden von ihm stand ziemlich hoch eine Moschee, auf dem Grunde des einstigen Silo. Noch einige Schritte weiter, da sahen wir Mauern, Thürme und Kuppeln, wir sahen Jerusalem. Welch unvergeßlicher Augenblick hätt' ich je gehabt in meinem Leben! Ich rief es aus vollstem Herzen dem begeisterten David nach: Ich freue mich daß ich werde ins Haus des Herrn gehen, daß meine Füße stehen werden in deinen Thoren, Jerusalem!

Aber welchen Eindruck, wird man fragen, macht Jerusalem an sich, als bloße Stadt wie jede andere? Wer möchte darauf genügend antworten. Ein Sohn der seiner Mutter in die Arme stürzt, die er nie gesehen und doch geliebt seit frühester Kindheit, wollen wir ihn fragen: Wie gefällt dir deine Mutter? Die Pilgrime aus allen Himmelsstrichen bekennen es heute wie vor Jahrhunderten: ein tiefer, geheimnißvoller Zug von Melancholie ruht über der heiligen Stadt; mit unaussprechlicher Wehmuth füllt sie Herz und Auge. Die vielen Kuppeln über den platten Dächern geben Jerusalem ein eigenthümliches Gepräge.

Durch seine graue Steinfarbe erinnerte es mich an italiänische Städte und besonders an Avignon. Seine hohen von mehreren Seiten den Blick begrenzenden Mauern machten mir einen Eindruck wie das Catharinenkloster des Sinai; gleich als wäre der Festungsbau am Fuße des Mosissberges ein Jerusalem im Kleinen.

Das Pilger- oder Jaffathor winkte uns entgegen; zu seiner Linken hat es, wie einen treuen sicheren Wächter, die alte feste Burg der Stadt, aus deren Hintergrund eine Gruppe freundlich grüner Bäume des armenischen Klostergartens hervorschaut; zu seiner Rechten überrascht es mit dem ersten Blicke auf die hohen Kuppeln der heiligen Grabeskirche. Links und rechts haben wir Gräber; so empfängt uns die heilige Stadt mit treuen Bildern ihres Charakters. Links sind's die Gräber von Märtyrern des Halbmonds; bald darauf rechts, im Thale Gihon, ein türkischer Begräbnißplatz um einen viereckigen Teich herum.

Dicht vor dem Pilgerthore hatten wir unsere Sanitätsbescheinigung aus der Quarantäne von Gaza abzugeben; unterm Thore selbst stiegen wir ab. Es war eben Mittag vorüber. Zubringlich wurden wir in ein neues erst kürzlich eingerichtetes italiänisches Gasthaus eingeladen; ich zog es aber vor in die Casa nuova des lateinischen Klosters zu gehen, wohin wir links vom Thore durch eine lange enge aber reinliche Straße gelangten. Bald war

ich daselbst aufs Freundlichste empfangen; ein großes helles Zimmer des ersten Stockes nahm mich auf, in ein anderes Parterre ließ ich meinen Dragoman mit meinem Gepäck einquartieren.

---

## Jerusalem.

Wo soll ich anfangen, wo aufhören Jerusalem zu beschreiben? Was erzählen diese Steine, diese Berge, diese Thäler! Kennt man Rom die „ewige Stadt,“ wie will man Jerusalem heißen? Es ist als wäre die Menschheit geboren zu Jerusalem; die Züge einer trauten, heiligen Heimath sprechen einem Jeden daraus entgegen.

Schon Abraham hat es gesehen. Melchisedech, der König von Salem, segnete den Patriarchen wie er heimkehrte von seinen Heldenthaten. Was Josua's Schlachtheer, obschon es siegreich einzog, nicht vermochte, das Jebus durch Vertreibung der Jebusiter wieder zu Salem, zur Friedensstadt, zu machen: das gelang David. „Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes,“ so durfte seine Seele singen, und weithin klang das Lied vom heiligen Berge. Salomo's prächtiger Tempelbau vollendete Davids Preisgesang; von nun an besaß für alle Zeiten die religiöse Anschauung so sehr als die politische des Volkes Israel in Jerusalem ihren Mittelpunkt.

Leider kam es bald zum Trauern und Klagen; feindliche Schwerter und Wagen überwältigten die Tochter



Zion, bis sie in Trümmern lag. Aber wie ewig grüne Palmbäume mitten in der öden Wüste, so standen die Propheten mit ihrem allgewaltigen Gotteſeifer über den Trümmern: „Mache dich auf, mache dich auf, Zion; ziehe deine Stärke an, ſchmücke dich herrlich, du heilige Stadt Jeruſalem.“ Und nach den vielen Kämpfen, Mühsalen, Verwüſtungen erhob ſich unter den heimgekehrten Gefangenen aus Babylon eine neue Stadt, ein neuer Tempel. Zerubabel, Eſra, Nehemia: ſo heißen die Namen des edlen Triumvirats, aus deſſen Begeiſterung die neue Schöpfung ſtammte. Der alte Glanz freilich kehrte niemals wieder. Die Fremdherrſchaft behauptete ihren feſten Fuß; Raub, Plünderung, Schmach und Unterdrückung waren getreu in ihrem Gefolge. Auch Alexander der Große trug ſeinen eiſernen Fuß über den heiligen Boden. Die kurze Freiheit, erkämpft durch die Heldenarme der Maſſabäer, war eine ſchöne Blüthenkrone, entfaltet im Sturme, im Sturme geſchloſſen. Pompejus pflanzte über der eroberten Stadt die römischen Adler auf; Craſſus vergriff ſich mit frecher Habgier an den Schätzen des Heiligthums. Nur Herodes der Große kleidete noch einmal in einen neuen Prachtmantel die Lieblingsſtochter des Morgenlandes; ſo war ſie zur rechten Stunde geſchmückt wie eine Braut. Denn da ging es wie ein großer letzter Feſttag auf über Jeruſalem. Nein, ſein letzter war es nicht; aber es war ſein größter. Das Licht kam.

Leider hallte umsonst der Tempel wieder von den ewigen Lebensworten; vom Delberge erklang das Abschiedswort des verschmähten Retters an die Verlorenen: „Jerusalem, du Prophetenmörderin, wie oft hab’ ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden!“ Und es ward wüste gelassen. Titus’ Arm streckte sich wie zum Gericht aus über die Thore der Stadt. Aus einem einzigen der Thore trugen die fremden Sieger in den verhängnißschweren Sommertagen des Jahres 71. hundert funfzehn tausend achthundert achtzig Todte; wie zu einer bitteren Verspottung der Käufer des Gottessohnes um dreißig Silberlinge wurden an hundert tausend Gefangene je dreißig für einen Denar feilgeboten; rauchende Schutthaufen blieben der Million Leichen das einzige traurige Denkmal.

Aber das Heil der Völker war ausgegangen von Zion. Mochte die Stadt zertrümmert liegen: über den Schutthaufen stand in unverwelklicher Schöne der ewige Stern. Aelius Hadrian baute umsonst seine Aelia darüber und füllte sie mit heidnischen Gözentempeln: Jerusalem stand den christlichen Völkern des Erdkreises ins Herz geschrieben. Unter der frommen Helena und dem thatenfreudigen Constantin feierte Christus, auf dem Haupte Dornenkranz und Siegerkrone, seinen zweiten Einzug in die Gottesstadt.

Allein gleichwie ein Vorbild der streitenden Kirche auf Erden, sollte sie, die Vermittlerin des Friedens, den Frieden selber nicht finden unter der Sonne. Die falschen Propheten zogen als blutige Eroberer ein, der Halbmond verdrängte das Kreuz; wenn schon sowohl Israel als auch die Kirche, aller Grausamkeit der Barbaren ungeachtet, nie ganz gewichen sind aus den Mauern Jerusalems.

Was aber dem Christenthume der Osten, sein Vaterland, versagte, das hatte es nach einem Jahrtausend in der Fremde, im Norden gefunden: ganz Europa betete im Namen des Gekreuzigten. Da loderte plötzlich die Flamme einer schönen Begeisterung auf über die Länder des Nordens; der Glaube wohnte tief in den Herzen; das Feuer der Jugend floss in den Adern; das Ritterthum mit seinem Muth und seiner Kraft brach auf aus seinen heimathlichen Burgen, das Kreuz auf der Brust. Jerusalem galt es; Jerusalem, das ewig alte, das ewig neue! Und Jerusalem sah noch einmal siegreich das Kreuz auf seinen Bergen stehen; die großen, heiligen Thaten der Vorzeit erwachsen neu, groß und herrlich, wie die Cedern des Libanon.

Leider verschlang bald den kurzen Tag eine lange Nacht. Salaheddins Eroberung war dauernder denn die des edlen Gottfried. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts behielt der Islam die Stadt Davids im festen Besitze.

Aber heilig steht sie dennoch da, fort und fort, wie keine andere Stadt von Menschenhand. Denn auch den Bekennern Mohammeds heißt sie el Kuds, die heilige; die Christen von Nord und Süd haben in ihr ihre Heiligthümer und Klöster und Bethäuser; die verwaisten Kinder Israels tragen zu ihr ohne Aufhören ihre Klagen, ihre Schmerzen, ihre Thränen. Wer möchte sie zählen die Thränen alle die geweint worden sind im Laufe dreier Jahrtausende auf den Hügeln dieser Stadt. Wer möchte es sagen wie viel Blut geflossen über die Steine dieser Stadt. Wie ein großartiges ernstes Schicksal, wie ein verkörpertes Weltgericht steht sie da. Wenngleich die Welt unterginge — so sang einst der Sänger, von Gott beseelt — wenngleich die Berge sanken mitten in's Meer: so soll doch die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Und geblieben ist sie, trotz allem was sank und stürzte, ruht auch immer eine schwere Trauerwolke über ihrem Freudenscheine.

Durchläuft man, wenn auch nur nach meinen schwachen Andeutungen, die Kette der Ereignisse die über Jerusalem gekommen sind, so begreift sich's nur schwer wie heute mit unserm Auge die Localitäten wieder zu erkennen sind, an die sich die großen Erinnerungen anknüpfen. Hat doch das prophetische Wort fast seine volle Erfüllung gefunden: Es wird hier kein Stein auf dem andern blei-

ben der nicht zerbrochen würde. Ohne im Geringsten Skeptiker zu sein, wird man im Voraus mißtrauisch zweifeln an gar vielem was der fromme, glückliche Pilger noch in unsern Tagen gesehen haben will. Dessenungeachtet ist die Besonderheit der Lage Jerusalems von der Art, daß sie viele Merkzeichen unaustilgbar bewahrt hat; wenn auch schon sehr viele andere sogenannte heilige Derter auf einen höchst grundlosen Grund hin mit ihren Namen bezeichnet werden. Ich glaube nichts weniger als eine üble Verdächtigung hervorzurufen, wenn ich mich gegen manche der gewöhnlichen Annahmen von heiligen Dertern ohne Rückhalt erkläre.

Jerusalem liegt wie Rom auf Hügeln; es läßt sich am einfachsten sagen, daß es von zwei Hügelhöhen, einer im Osten und einer im Westen, getragen wird. Beide verbindet ein tiefes Thal, das mit ihnen selber von Norden nach Süden läuft. Der Zion im Westen dehnt sich weit nach Süden aus; was ich seine nördliche Hälfte — es ist freilich eine abgetrennte Hälfte — nennen will, ist man gewöhnt worden mit dem Namen Akra zu bezeichnen. Dem Zion liegt gegenüber im Osten Morjah, der Tempelberg, der nach Süden wie einen Vorsprung den Hügel Ophla hat und nach Norden den Hügel Bezetha oder, wie es wohl richtiger lautet, Akra. Wie Jerusalem heute liegt, so lag's in der Hauptsache

schon vor den letztgeschwundenen achtzehnhundert Jahren und noch früher; nur daß des Zions südlichster Theil jetzt mit der Davidsburg und wenigen andern Bauten außerhalb der Mauer befindlich ist, während er zur Zeit Davids wie zur Zeit Christi den hauptsächlichsten Stadtbau trug, und daß im Norden eine weite Strecke jetzt leer und wüste liegt, welche von der dritten, zu den zwei früheren zehn Jahre nach Christus hinzugekommenen Mauer mit umschlossen ward.

Die unveränderlichsten Züge der Natur hat Jerusalem gegen Osten; da fällt der Morjah ziemlich steil ab ins Thal Josaphat mit dem Kidron, während ihm gegenüber der die Stadt und die Umgegend überragende Delberg sich erhebt. Fast nicht weniger treu mußte sich das Terrän nach Süden und Westen bleiben. Im Südost erhebt sich als Nachbar vom Delberg der Berg des Aergernisses, so genannt nach dem dort von Salomo geübten Cultus heidnischer Gottheiten. An seinem Fuße liegt, gerade im Angesichte des Hügels Ophla, der mit dem Morjah streng genommen nur ein Ganzes bildet, das uralte Dorf Siloam, dicht unter welchem das Thal Josaphat am engsten wird, bis sich beim berühmten Brunnen Rogel in einem spitzen Winkel ans Thal Josaphat das Thal Hinnom anschließt. In das Thal Hinnom fällt der ganze südliche Theil Jerusalems, das ist der Berg Zion ab. Eben- dasselbe bildet im Westen, mit dem Anfange des Thales

Gihon gleichfalls eine nothwendige Grenze der Stadt, die gerade hier durch den Hippicus, der ins jetzige Castell am Jaffathore hineingebaut ist, einen überaus wichtigen Anhaltspunkt für die Wiedererkennung der Stadtgrenzen bietet wie sie zur Zeit Christi und auch vor derselben waren. Nur nach Norden hat das Terrän keine fixe Naturgrenze; im Nordwest liegt abstufiges Hügelland; den Norden selber bildet eine andauernde Flachhöhe.

Aus dem allen ergibt sich, daß man noch heute ohne große Mühe den Gesamteindruck von der Lage des alten Jerusalems empfängt. Vom Delberg aus hat man ihn am vollkommensten. Wer möchte je da gestanden haben ohne die tiefste Bewegung seines Innern. Da stand der Herr gewiß oft und sah zu seinen Füßen die heilige Stadt. Wie sie damals vor seinen Blicken die östliche Mauer begrenzte, so begrenzt sie dieselbe genau noch heute. Wo die Moschee Omars nebst der el Aksa auf der weiten blanken Area entgegentritt, da ragte unzweifelhaft damals empor der Tempel mit seiner Pracht. Vor allem erinnerte ich mich auf meinen Wanderungen über den Delberg wie der Herr, als er von Jericho her zu seinem festlichen Einzuge kam, „weinte über die Stadt als er sie von ferne sah,“ und wie ihn die Jünger daselbst fragten nach der schweren Stunde der Zukunft. Natürlich konnte auch diese so weihervolle Stelle der Tradition nicht entgehen; man nahm einen vorspringenden Fels dafür an und hatte

darauf auch eine Kapelle gegründet, von der jetzt nur noch wenig Spuren übrig sind. Allein daß die Vertlichkeit durchaus nicht genauer bestimmt werden kann, wo der Heiland gesessen bei seiner ergreifenden Prophezeiung, das eben läßt die Erinnerung in ihrer harmlosen Reinheit.

Der Delberg bietet noch einen andern herrlichen Standpunkt; er ist da wo man auf der nach Osten sich neigenden Fläche seines Gipfels steht, ohne die Aussicht auf die Stadt zu haben, die durch einige Baulichkeiten benommen ist.\* Da hat man vor sich das sandfarbige Bisga, ernst und schroff; von dort — denn der Berg Nebo gehört zum Gebirge Bisga — sah einst Moses das gelobte Land. Unter dem Gebirge breitet das todte Meer seinen Spiegel wie eine blendende Stahlplatte aus; ringsum starrt in ihrer Nacktheit die Wüste. Nach Nordost läßt sich der Lauf des Jordans am Grün und an den Bäumen seines Ufers erkennen. Auch Ruinen glaubt ich zu unterscheiden, die mein Führer als Jericho bezeichnete. Nach Südsüdost liegt Bethanien; näher zu mir heran sah ich Baureste die mir Bethphage genannt wurden. Wie gern mag der Herr mit seinen Jüngern in dieser Gegend und bei diesem Anblicke verweilt haben. Ich genoß hier unvergeßliche Stunden. Das todte Meer

---

\* Ich muß noch erwähnen daß man von der Höhe des Minarets neben der Moschee die Aussicht nach Osten und nach Westen, auf Jerusalem und aufs todte Meer, zugleich hat.



liegt da wie ein Immortellen-Vergißmeinnicht, wie ein dunkles Blatt aus dem Buche des Weltgerichts. Seit Jahrtausenden sieht es das Auge der wandelnden Menschen, der Phantasie des Beschauers schimmern die Zinnen der verschlungenen Städte entgegen; aber es steigt kein Todter aus der kalten Meeresgruft, und die Zweifelgedanken der ewig Blinden verlieren sich im trostlosen Sande der Wüste. Im Norden nimmt das todte Meer den Jordan auf; dicht bei seinem Einflusse taufte Johannes. Hier also schleuderte er seine aufschreckenden Blitze in die Herzen der verstockten Pharisäer. Auch den Heiland taufte er hier; noch alljährlich strömt die Schaar der frommen Pilgrime hinzu um das Andenken daran zu feiern. Aber umsonst fiel die Stimme vom Himmel auf die Häupter der Ungläubigen; und so ward das Wort des Heils zur Posaune des Gerichts.

Ich kehre in die Stadt zurück; der Weg führt mich an Gethsemane vorüber. Am Fuße des Delbergs liegt es, von niederen leicht übersteiglichen Mauern eingefaßt, die im Westen den Bach Kidron neben sich haben. Acht Delbäume stehen in seinem Umkreise; das hohe Alter hat ihren Stamm ausgehöhlt; durch eingelegte Steine sind sie gegen den Sturmwind gefestigt. Bereichert sich auch gern der pilgernde Fremdling mit Blättern und einem Zweiglein aus Gethsemane, so wachen doch Katholik und Grieche sorgsam für die Erhaltung dieser ehrwürdigen

Bäume. Eine hervorstechende Abzeichnung hat dieser Raum zwar nicht die ihn als Gethsemane legitimirte; aber alles was wir aus den Evangelien wissen, harmonirt vollkommen mit der Localität. „Jesus ging hinaus mit seinen Jüngern an den Delberg und kam an einen Hof, der hieß Gethsemane,“ sagt Matthäus; und Johannes sagt: „Jesus ging hinaus mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jesus mit seinen Jüngern.“ Merkwürdig genug ist es, daß die genannten acht Delbäume nachweislich schon zur Zeit der Eroberung Jerusalems durch die Türken gestanden haben; dennoch scheint ihr Bestehen nicht bis zur Zeit Christi selbst hinaufreichen zu können, da Josephus bezeugt daß Titus bei der Belagerung alle Bäume im Umkreise der Stadt bis auf eine Entfernung von hundert Stadien umhauen ließ. Uebrigens hat sich gewiß die genaue Kenntniß der Dertlichkeit von Gethsemane um so leichter erhalten, da sie nicht in die Hände eigentlicher Zerstörung fallen konnte.

Die Vereinigung des heutigen Gethsemane mit dem sogenannten Cönaculum, dem Saale der Einsetzung des Abendmahls, ist freilich unbequem; aber für die Aechtheit des Cönaculum spricht nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, obschon es bereits vor Constantin nach Cyrills Zeugnisse in dieser Verehrung gestanden haben kann. Freilich mag man es zu gewissen Zeiten recht gut gefunden haben,

daß dieser große Saal gerade über dem Grabe Davids, voll von einer traurigen Dede, der Schauplatz eines Actes gewesen den man in schauerliche Opferbegriffe einzukleiden bemüht war.

In den Garten Gethsemane gelangt man noch heute kurz nach Ueberschreitung der Kidronsbrücke, wenn man sich rechts wendet; es schließen sich an seine Ummauerung nach dem Berge des Aergernisses zu andere ähnliche Gartenräume an, während links von der Brücke die in den Felsen hinein gehauene und größtentheils unterirdische Kirche Maria's steht, mit Maria's Grab und Andenken an die Eltern derselben, Anna und Joachim, sowie an Joseph. Gleich daneben wurde ich mit Lichtern in den Hintergrund einer Felsengrotte geführt, wo Christus seinen Kampf des blutigen Schweißes gekämpft haben soll. Jede andere Stelle des Delbergs schien mir eher als diese der Schauplatz jener heiligen Stunde gewesen zu sein. Denn wie kann dieselbe nach dem Berichte der Evangelisten eine Grotte gewesen sein?

Ich gehe über die Kidronsbrücke in die Stadt zurück. Den fahlen steilen Berg hinauf haben wir zur Linken türkische Gräber, da wo so gern die türkischen Frauen knien und sitzen, nicht bloß um zu weinen und zu beten, sondern auch um sich gegenseitig gemüthlich auszutauschen. Nachdem wir durchs Stephansthor in die Stadt eingetreten sind, liegt fast unmittelbar zu unserer Linken der

fogenannte Teich Bethesda, ein großes tiefes länglich rundes Bassin (nach Robinsons Messung dreihundertundsechzig englische Fuß lang, hundertunddreißig breit, fünf- undsiebenzig tief). Nach Nord und West wird es von Häusern umgrenzt; im Süden liegt es an der Mauer der Tempelarea; im Osten dicht an der Stadtmauer. Im Innern liegt viel Schutt aufgehäuft, namentlich in seiner nördlichen Hälfte. Darüber grünen hochgewachsene wilde Granatbäume. Robinsons Gründe gegen die Identität dieser Stelle mit dem biblischen Bethesda sind sehr gewichtvoll, und zwar um so mehr, da noch vor wenigen hundert Jahren ein anderer Teich für den biblischen gehalten worden ist. Robinson will in derselben ein Stück vom tiefen Festungsgraben der Burg Antonia erkennen.

Sehr viel Wahrscheinlichkeit bleibt aber dafür daß allerdings in der Nähe vom Stephansthore das biblische Bethesda gewesen ist, vielleicht eben da wo Felix Fabri und noch frühere Reisende es sahen, nämlich bei der Kirche der heiligen Anna. Was so entschieden den Teich Bethesda hieher versetzt, das ist Folgendes. Das Schafsthor, an dem der Teich lag, muß jedenfalls so gut wie das heutige Stephansthor sehr nahe beim Tempel gestanden haben, da es die Priester waren die es unter Nehemias errichteten, sowie gleich daneben die Männer von Jericho bauten, die doch gewiß da gebaut haben wo der Weg nach Jericho führt.

Wie leicht aber wird durch das heutige Bethesda der arglose Beschauer zum Glauben verführt! Nicht nur zeigen sich unten an der südlichen Mauer, die an die Tempelarea anstößt, kleine runde abgespülte Steine, die nothwendig darauf führen, daß im Graben Wasser geflossen; sondern im Westen oder fast Südwesten sieht man sogar zwei offene Bogenwölbungen, die zu den fünf Hallen des biblischen Bethesda so gut zu passen scheinen. Aber weder das Wasser in einem Festungsgraben hat etwas Ueberraschendes, noch die Bogengewölbe welche stützend die darüber errichteten Gebäude tragen.

Was die wunderbaren Eigenschaften des Teiches Bethesda betrifft, so hat neuerdings Robinson die merkwürdige Unregelmäßigkeit des Wasserzuflusses bei der Quelle der Jungfrau im Thal Josaphat damit in Verbindung zu bringen gesucht. Die Beobachtung ist nämlich keineswegs neu, obschon sie oft verabsäumt worden ist, daß das Wasser der genannten Quelle, die sich durch einen unterirdischen Canal auch dem Teiche Siloam mittheilt, bisweilen plötzlich auf eine ungewöhnliche Weise hervorsprudelt und sichtlich steigt. Robinson fragt nun: Kann nicht diese Quelle der Jungfrau Bethesda sein, da das Schafthor nicht weit von dem Tempel gelegen zu haben scheint und die Mauer der alten Stadt wahrscheinlich diesem Thale entlang lief? Mag aber auch diese Vermuthung schon dadurch ihre Bedeutung verlieren, daß die

alte Mauer schwerlich den von Robinson angedeuteten Gang verfolgte; so scheint mir doch ein Band zwischen dem biblischen Bethesda und diesem intermittirenden Quellwasser auffindbar, und zwar um so mehr, da von dem letzteren die Quelle unter der großen Moschee Zufluß erhalten soll, wodurch eine Vermittlung desselben bis zu dem wahrscheinlichsten Terrän Bethesda's, ein wenig nördlich vom Stephansthore, nahe genug gelegt wird.

Doch ich verspare mir alle weiteren Mittheilungen von Jerusalem, und eile die via dolorosa hinauf, um nur noch einen Augenblick in der Kirche zum heiligen Grabe zu verweilen.

Ich trete von Süden herein, da wo die zwei Hauptportale sind, die von der Seite in die Kirche führen. Die hauptsächlichste Ausdehnung der Kirche geht von Westen nach Osten, so daß am westlichsten unter einer mächtigen Kuppel die Rotunde des heiligen Grabes steht, von da nach Osten in der Mitte des Gebäudes, die große längliche Kirche der Griechen, gleichfalls von einer Kuppel überragt, und am östlichsten in einem Vierecke die Kapelle der Helena nebst der Stelle der Kreuzesauffindung. Wir stehen nach dem Eintritte in einem länglichen Vorhofe, von welchem gleich rechts Golgatha liegt. Achtzehn Stufen führen hinauf; im Hintergrunde, nach Osten, haben wir den Standpunkt des Kreuzes Christi, worunter sehr merkwürdiger Weise und wohl mit übel angebrachtem Ei-

fer das Grab Adams, sowie die Stätte wo Abraham seinen Sohn opfern wollte, gezeigt und verehrt wird. Links vom Eingange treten wir nach Westen in die Rotunde des heiligen Grabes ein, dessen Anlage die eines altjüdischen Grabes ist, so daß aus einem Vorgemache eine niedrige Thür in den eigentlichen Gräberraum führt. Gerade über dem Eingange zur Grabeskapelle hängt ein Bild von der Auferstehung, das mit einem österreichischen Doppeladler gekrönt ist, der vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmacke hier angebracht sein möchte. Im Innersten der Grabeskapelle liegt eine gespaltene Platte weißen Marmors über dem für Christi Grab gehaltenen Raume. Daneben steht ein Altar mit vielen unverlöschlich brennenden Lampen. Außerdem ist Alles mit Marmor überkleidet und sonst mehrfach verziert. Hinter dem heiligen Grabe zeigt man zwei Gräber als die des Nicodemus und des Joseph von Arimathia, die man vielleicht mit vollem Rechte jetzt noch als alte jüdische Felsengräber anerkennt. In der Gallerie, die im Norden um die prächtige Kirche der Griechen herumläuft, treffen wir einzelne Stellen mit Erinnerungen an Thatfachen, die zu des Heilands Leiden und Auferstehung gehören, wie ein Stück der Säule woran Christus gegeißelt worden, die Stätte der Loosung uns heilige Gewand. Aus dieser Gallerie steigen wir nach Osten auf achtundzwanzig Stufen zur Kapelle der Helena hinab, von welcher aus links andere



dreizehn Stufen dahin führen wo das Kreuz Christi aufgefunden worden ist.

Manches gibts was stört in diesen heiligen Räumen. Abgesehen von den türkischen Wächtern, die mit ihren Pfeifen und Caffeeassen im Vorhose nach den beiden Portalen liegen; abgesehen von den leicht sichtslichen gegenseitigen Beeinträchtigungen der Griechen, der Lateiner, der Armenier, der Kopten, wovon gar viel zu klagen ist: stört schon die mannigfaltige Pracht der Kapellen, der Kirche und aller der verehrten Stätten gerade da wo man die traurige Schädelstätte und das Felsengrab im Garten wieder erkennen will. Auch ist die Identität dieser Vertlichkeiten mit den biblischen nach mehreren Seiten hin dem Zweifel unterworfen, was ich später in weitere Untersuchung ziehen werde. Demohngeachtet schlägt das Herz des Pilgrims in diesen geweihten Hallen mit einer Inbrunst, mit einer Rührung, mit einem Schauer, was unaussprechlich ist. Das Gebet, das hier auf die Lippe tritt, das gleicht keinem anderen Gebete. Denn was bei allen obwaltenden Zweifeln der heutigen Grabeskirche als ein unantastbares theueres Eigenthum bleibt, das ist die Verehrung, die sie seit Constantin und Helena von den Pilgrimen aller christlichen Völker der Erde genossen hat und noch genießt; das ist die alles aufopfernde Liebe, mit der sich durch alle Verfolgungen und Bedrückungen der Muhamedaner hindurch die Christen Jerusalems an die-



selbe fest angeklammert haben; das ist die Erinnerung an so viel Herzeleid und so viel fromme Andacht die sie im Laufe von anderthalb tausend Jahren geweckt und gesehen hat.

---

Druck von Bernh. Taubnitz jun.

# Reise in den Orient.

---



# Reise in den Orient

von

Constantin Tischendorf.

Zweiter Band.

---

Leipzig,

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.

1846.

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

## **V o r w o r t.**

---

Eine Reise in den Orient zu machen, halt' ich für ein großes Glück; eine Reise in den Orient zu schreiben, halt' ich für ein noch größeres. Das hab' ich wenigstens bei meinem Buche erfahren; man mag's ihm selber leicht ansehen. Ich habe gehofft, daß eine solche Darstellung, die zugleich ein Stück reißt aus des Wanderers eigenem Herzen, besonders geeignet sein werde, nicht nur die Vertrautheit sondern auch die Sympathie mit dem heiligen Lande zu fördern. Ueberaus freuen werd' ich mich wenn es mir damit gelungen ist.

Gelehrt hab' ich in diesen Erinnerungsblättern so wenig als möglich erscheinen wollen. Wenn es dennoch zu gelehrten Fragen kam, wie z. B. beim heiligen Grabe zu Jerusalem, so hab' ich auch da eine Haltung versucht die keinen Leser abstoßen soll. Vielleicht wird man am

meisten bei der Terränsfrage des heiligen Grabes die Beilage einer Karte vermissen. Ich hätte allerdings aus den vorliegenden Karten, besonders aus den beiden von Williams und von Schulz, eine neue für meinen Zweck bilden können. Doch glaubt' ich sowohl hierbei als auch bei der ganzen Reisebewegung, unbeschadet des Verständnisses, auf die vielen für dies Terrän vorhandenen und zum Theile fast in Jedermanns Händen befindlichen Karten verweisen zu können, aus denen sich mit Leichtigkeit das Besondere meiner Wanderungen und meiner Ansichten abnehmen läßt.

Die briefliche Mittheilung über mein biblischkritisches Unternehmen ist der frühern Ankündigung gemäß diesem zweiten Theile der Reise einverleibt worden. Da sie in Gefahr sein mag von manchen Lesern oder Leserinnen überschlagen zu werden, so empfehl' ich sie um so mehr einer freundlichen Acht.

Unlängst ist über den Sinai eine neue Ansicht hervorgetreten, die dem alten Berge Gottes seinen Ruhm streitig macht. Ich habe darüber in der Allgemeinen Zeitung zu Anfang dieses Jahres eine kurze Nachricht gegeben. Eine ausführliche Widerlegung dieser Ansicht, deren nach vielen Seiten vortreffliche Begründung sich



nicht läugnen läßt, schien nicht für den zweiten Theil meiner Reise zu passen. Ich werde sie aber nächstens anderwärts versuchen.

So hab' ich nur noch den Wunsch, daß mitten im großen Kampfe der kirchlichen Interessen doch recht Vielen ein Gruß aus jenem Lande der Palmen willkommen sein möge, woher das unvergängliche Wort des Friedens für Jeden erklingen ist der ein Herz dafür hat.

Leipzig, am Sonntage Eftomihi 1846.

**Constantin Tischendorf.**

---

## Druckfehler.

---

- Theil I. S. 23. Z. 4. von unten lies: in noch so ferne  
— „ „ 44. „ 8. „ „ „ hört' ich sie gern,  
— „ „ 83. „ 2. „ „ „ Völkerschlacht  
— II. S. 75. Zeile 14. lies: bei der Moschee
-

# **I n h a l t.**

---

Seite 17—38. Das heilige Grab. Widerlegung der Unächtheit und Vertheidigung der Aechtheit. Der Siskias=teich. Die alten Mauern. Die Thürme des Herodes. Das Thor Gennath. Bedeutung von Golgatha. Akra. Tradition über's heilige Grab. Die Kirche Constantins. Hadrian's Gözenbilder. Die Bischofsfolge. Uralte Beachtung der heiligen Dertlichkeiten. Dertlichkeit Golgatha's. Die Kreuzesauffindung. Geschichte der Grabeskirche.

Seite 39—47. Von Jerusalems Einwohnern. Jerusalem, das Centrum der Religionen. Die Juden und ihr Klageplatz. Die Aussätzigen. Die christliche Bevölkerung. Der Grundbesitz zu Jerusalem. Die Aergernisse des Unfriedens. Das heilige Feuer. Stimmung der Muhamedaner. Albanesen.

Seite 48—64. Das anglikanische Bisthum zu Jerusalem. Einzug des Bischofs. Jüdenchristliche Predigtweise. Die Judenbefehrungen. Verhältniß des Protestantismus zum Anglikanismus. Die bischöfliche Succession in der katholischen und in der anglikanischen Kirche. Verfassung des deutsch-englischen Bisthums. Wesentliche Accommodation des deutschen Protestantismus an den englischen Episkopalismus in der Ordination und in der Confirmation. Offizielle Aeußerung des Primas von England über das Bisthum. Des Königs ursprünglicher Gedanke.

Seite 65—73. Klöster in und um Jerusalem. Wichtigkeit der Klöster für alle Fremden. Das lateinische Kloster S. Salvador. Das griechische Kloster und die Aussicht von seiner Terrasse. Das herrliche St. Jacobskloster. Wanderung in die Johanneswüste. Das Kloster zum heiligen Kreuze und seine Bibliothek. Das schöne Johanniskloster. Das berühmte Terebinthenthal. Ruinen vom Kloster der Heimsuchung. Die Johanneswüste.

Seite 74—96. Der siebente Trinitätssonntag. Morgenwanderungen um Jerusalem. Abendfeier im heiligen Grabe. Das Thal Josaphat. Der Delberg. Gethsemane. Die Himmelfahrtskapelle. Die unvergleichliche Aussicht vom Minaret. Die Grabmonumente des Absalom und des Zacharias. Die Prophetengräber. Das Dorf Siloam. Das berühmte Wasser Siloah; sein Intermittiren. Die Stätte des Molech: Tophet und Gehenna. Hafeldama. — Die Heiligkeit der Grabeskirche;

ihr Eindruck; ihre Prozessionen. Einsame Betrachtung  
Rechenschaft über die Bibel und den Glauben.

Seite 97—100. Glaubenszumuthungen in Jerusa-  
lem. Die via dolorosa. Das Grab Adams.

Seite 100—113. Noch einige Erinnerungen im  
neuen Jerusalem an's alte. Der Haram es Scherif.  
Die Moschee Omar's. Der Tempel Salomo's; seine  
Erbauung; seine Schicksale. Die colossalen Tempel-  
steine. — Das Grab Davids; das vermeintliche; das  
wahre. Die Gräber der Könige. Erzählung Benjamin's  
von Tudea.

Seite 113—133. Bethlehem. San Saba am todtten  
Meere. Ankunft in Bethlehem, der Geburtsstadt Davids  
und Christi. Die Kirche Helena's. Die Geburtsgrotte.  
Die Zelle des heiligen Hieronymus. — Der Wüstenweg  
nach S. Saba. Große Erinnerungen. Das Kloster;  
seine Heiligthümer; seine Bibliothek. Der Eifer S. Sa-  
ba's und seine Befreundung mit den Füchsen. — Die  
Bethlehemiten. Das Feld der Hirten. Die Milchgrotte.  
Die Leiche Salomo's. Der „versiegelte Born“ und der  
„verschlossene Garten“ des Hohenlieds. [Der Franken-  
berg. Rahel's Grab. Ruth, die Aehrenleserin. Das  
Glasloster. Das Riesenthal.

Seite 133—143. Bethanien. Abschied von Jeru-  
salem. Erinnerungen an den Herrn. Grab des Laza-

rus; die Klosterbauten darüber. Bedenlichkeiten bei der Abreise von Jerusalem. Bekanntschaften in Jerusalem. Die Missionen daselbst. Pilgerzeugniß. Trauer und Hoffnung zum Abschied von Jerusalem. Ansprüche Jerusalems an die christlichen Mächte. Jerusalems Zukunft.

Seite 144 — 164. Schreiben an eine hohe Gönnerin über mein biblisch-kritisches Unternehmen. (Siehe I. Bd. Vorwort S. 9.) Stellung der Gegenwart zur Neutestamentlichen Kritik. Die am Text haftende dreihundertjährige Erbsünde. Erasmus. Verfeinerung Wetsteins. Bentley's Papier. Griesbach. Die Textesurkunden und ihre Verschiedenheit. Das Recensionenwesen. Nothwendigkeit und Aufgabe einer Reform der Texteskritik. Allgemeines Interesse dieser Reform. Die vorliegenden Textesverschiedenheiten. Dogmatische Lesarten darunter. Prinzip der Negation. Der wahre Gesichtspunkt für meine Unternehmungen. Aufnahme des Codex Ephraïmi. Die prüfungsscheue Allgläubigkeit. Meine Reifestudien. Die erfahrene Gunst.

Seite 165 — 194. Von Jerusalem nach Nazareth. (Ueber Samaria und Sichem.) Abschiedsgedanken. Die Mucker. Moschee Samuels. Gibeon. Bir. Silo. Leban. Der Jacobsbrunnen. Joseph's Grab. Anblick von Naplusa. Garizim und Ebal. Die Ausfägigen unterm Thore. Der samaritanische Rabbiner. Besuch beim Pascha. Der Backschisch. Die berühmten samaritanischen Manuscripte. Die samaritanische Correspondenz mit

Europa. Die heutigen Samaritaner. Spaziergang in Naplusa. Abschied von der Stadt und vom Brunnen. Samaria. Die Ruinen der Johannisikirche. Erinnerungen Samaria's, an Herodes, an Johannes, an den Baalsdienst. Das Daguerreotyp. Das Kamel mit der Braut. Jenin. Ueble Nacht. Ritt durch die Ebene Esdrelon. Das alte Jesreel. Der erste Blick auf den Thabor. Beduinenscherz. Ankunft zu Nazareth.

Seite 194 — 221. Nazareth. Der Thabor. Der See Genesareth. Der Berg des Herabstürzens. Heilige Dexter Nazareth's. Der Marienbrunnen. Des Engels Verkündigung. Die abyssinischen Frauen. Großartige Aussicht von Neby Ismail. Gruß an Deutschland. Die Klosterkirche. Bevölkerung und Nachbarschaft Nazareth's. — Anblick vom Thabor. Ruinen auf dem Thabor. Kritik über den Berg der Verklärung. Herrlichkeit des Thabor; seine Erinnerungen; seine Aussicht; seine Eichen. Der Lorbeer und die Sperlinge. — Blick auf den See Genesareth. Tiberias. Die heißen Heilquellen. Ueberraschung auf dem Wege nach Magdala. Nachtlager im Heimathsdorfe der Maria Magdalena. Ritt durch die Oleanderallee. Chorazin; Bethsaida; Rapharnaum. Das Schlachtfeld von Hattin. Die Schlange.

Seite 222 — 233. Der Carmel. Haifa. Aussicht vom Carmel. Das Eliaskloster; seine preiswürdige Erbauung durch Giovanni Battista. Der Neubau auf dem Carmel.

Die Mönche. Erinnerungen des Berges, besonders an Elias. Drei charakteristische Anekdoten.

Seite 233—249. St. Jean d'Acre. Beirut. Smyrna. Frühere und neuere Schicksale von St. Jean d'Acre. Die Ruinen von Tyrus. Sarepta. Sidon. Das Jonasdenkmal. Ankunft in Beirut. Der Libanon. Die schönen Pferde. Der Fichtenhain. Bazar. Die hohen Hauben der Gebirgsfrauen. Einwohner. Alterthümer. — Abreise. Schiffsgesellschaft. Cypern. Rhodus. Smyrna. Die Lazzaristen. Homer und Polykarp. Die schöne Welt Smyrna's.

Seite 249—265. Ausflug über Ephesus nach Patmos. Orientalische Pünktlichkeit. Die griechischen Straßenräuber. Die Berge um Ephesus. Die Turkomanenzelte. Die Ruinen der Johanniskirche und andere Ruinen von Ephesus. Der ehemalige Dianentempel. Paulus zu Ephesus. Die Hafenstadt Scala nuova. Ankunft zu Patmos. Das junge griechische Ehepaar. Das Johanniskloster. Patmos und die Offenbarung. Die Klostermanuscripte. Die Nonnen. Die Sitten der Frauen zu Patmos. Liebreicher Abschied von der Johanninsinsel.

Seite 265—276. Reise nach Constantinopel. Die merkwürdige Schiffsladung. Lesbos. Freude, das Schlachtfeld von Troja zu sehen. Der Grabhügel Achills. Die Dardanellenschlösser. Beschreibung des trojanischen Schlacht-



felds. Hero und Leander. Lampfaki und Gallipoli. Der herrliche Anblick von Constantinopel.

Seite 276 — 284. Ein Ritt durch Constantinopel. Die Aja Sofia. Die Suleimanije. Die Moschee Bajazid's. Die Achmedije. Das Serai. Der Hippodrom mit dem Obelisken, dem Kolos und dem ehernen Schlangengewinde. Die tausend und eine Säule. Die verbrannte Porphyrsäule Constantin's. Der Thurm des Seraskier.

Seite 284 — 299. Die Bibliotheken. Die Patriarchen. Die Prinzeninseln. Die Bibliothek des Serai's und ihre verborgenen Schätze. Besuch beim griechischen Patriarchen von Constantinopel. Die Bibliothek des Patriarchen von Jerusalem. Ankunft auf der Insel Chalki bei den Armenierinnen. Der abgesetzte Patriarch Gregorios. Besuch beim Patriarchen Constantios auf der Insel Antigone. Die merkwürdige Befehungsschrift des apostolischen Vicars von Constantinopel. Die Insel Prinzipos und die Kaiserin Irene. Die Bibliotheken auf Chalki. Das festliche Feuerwerk der Perser.

Seite 300 — 305. Abschied von Constantinopel. Alte Kirchen. Galata, die Handelsvorstadt. Pera und die Dragomane. Der Sklavenmarkt. Die tanzen den Derwische. Der Bosporos. Die Cyprossen.

Seite 306 — 619. Reise nach Griechenland. Mittheilung eines Reisegefährten über Laodicea und das todt

Meer. Die Quarantäne zu Syra. Die Schwammjäger. Ankunft zu Athen. Die Akropolis und die umliegenden Ruinen. Das griechische Volk. Sein Verfahren gegen die Baiern. Sein politischer Character. Kolettis. Wanderungen in die Umgegend von Athen. Paulus und der Areopag.

---

## Das heilige Grab.

Nach Terränkstudien und nach der Tradition.

Ist aber das heilige Grab ächt, oder ist es nicht ächt? Das bleibt immer eine sehr wichtige Frage. Bestimmter heißt die Frage: Golgatha und das Felsengrab des Auferstandenen, haben beide in der That da gelegen wo es heute der fromme Glaube annimmt, d. h. innerhalb der Räume der Kirche, deren Beschreibung ich so eben versucht habe?

Diese Frage ist nicht neu. Sie lag so nahe für alle Pilgrime, die den Text der Schrift über die letzten Schicksale des Herrn prüfend zusammenstellten mit dem was sie in Jerusalem vor Augen hatten. Wiederholt sagt uns nämlich der heilige Text, daß der Herr außerhalb der Stadt aber nahe bei der Stadt gekreuzigt und begraben wurde; die verehrte Grabeskirche hingegen wird jetzt von der Stadtmauer umschlossen.

Allein solche Zweifel, die weder eine genaue Kenntniß der alten Nachrichten noch ein tieferes Studium der Verhältnisse zur Stütze hatten, konnten leicht mit der allgemeinen Annahme beschwichtigt werden, daß die heutige Stadt die Grenzen der ehemaligen sehr verrückt

haben möchte. Und daneben stand die Tradition wie ein unerschütterliches Bollwerk.

Der Altonaer Buchhändler Jonas Korte, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war der Erste der ein ernstes Bedenken trug, die jetzt gefeierte Lokalität als die ursprüngliche anzuerkennen. Nach ihm hat dieser Zweifel unter den gelehrten Forschern, Katholiken sowohl als Protestanten, die Oberhand gewonnen, obschon neuerdings unter Anderen Chateaubriand, Profesch und Schubert, freilich aus keinem anderen Grunde als aus Gunst für die mehr als tausendjährige Ueberlieferung, die herkömmliche Meinung wieder aufgenommen und vertreten haben.

Mit einem wahrhaft schweren Geschütze von Gründen und Beweisen ist in den letzten Jahren der gelehrte Neu-Yorker Professor Robinson gegen diese Meinung zu Felde gezogen. Ich selber hatte, wie von meiner Prüfung der Tradition, so auch von meiner Lokalan sicht ein Resultat im Sinne Robinson's heimgebracht. Aber die Aufschlüsse, die erst vor wenig Monaten von zwei vor allen anderen der Untersuchung gewachsenen Männern über das alte Jerusalem gegeben worden sind, haben meinen Erinnerungen und meinem Urtheile ein neues Licht gegeben. Diese beiden Männer sind Williams, vierzehn Monate lang Caplan unter Bischof Alexander, und Dr. Schulz, seit länger als zwei Jahren preussischer Consul zu Jeru-

salem. Die Ergebnisse ihrer Forschungen gehören, wie leicht ersichtlich ist, zu den Früchten, und zwar den segensreichsten, der Stiftung des evangelischen Bisthums in der heiligen Stadt.

Ich will zuerst den Hauptbeweis behandeln, den gegen die Annahme des heutigen Grabes als des ursprünglichen gelehrte Augen gefunden haben. Er beruht auf der vermeintlichen Unmöglichkeit, die heutige Grabeskirche außerhalb der alten Mauer zur Zeit Christi zu denken. Diese alte Mauer bedarf sogleich einer nähern Bestimmung. Jerusalem besaß nämlich, nach dem genauen Berichte des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus im ersten christlichen Jahrhunderte, zur Zeit ihrer Zerstörung durch Titus, fast vierzig Jahre nach Christi Tod, drei Stadtmauern, von denen die erste aus uralter Zeit stammt, die zweite wenigstens schon im siebenten Jahrhunderte vor Christus unter dem Könige Hiskias gestanden hat, die dritte erst zehn Jahre nach dem Tode Christi von Herodes Agrippa errichtet worden ist.

Worauf es uns hier ankommt, das ist die zweite, zur Zeit Christi äußerste Mauer, die nur im Norden und Nordwesten die Stadt umschloß, eben da wo Golgatha verehrt wird. Es fragt sich: Blieb das heutige Golgatha außerhalb dieser Mauer liegen?

Die Antwort Robinsons und vieler Anderen lautet verneinend; diese Mauer mußte nach ihm nothwendig den

Felsenhügel Golgatha in sich fassen. Warum? „Diese Mauer lief aus nahe beim Hippikus, dem alten Castell in der ersten Mauer, im Norden von Zion, im Westen vom Tempel und der daran stoßenden Burg Antonia, und lief in einer kreisförmigen oder gekrümmten Richtung zur Nordostecke der Burg Antonia.“

Das Letztere, die kreisförmige oder gekrümmte Richtung auf die Burg Antonia, ist unzweifelhaft; denn Josephus bezeugt's ausdrücklich. Stimmt dazu auch das Erstere, so konnte Golgatha, bei seiner so nahen nordöstlichen Lage vom Hippikus, allerdings unmöglich außerhalb der Mauer bleiben. Dazu kommt noch, was die Beweisführung sehr unterstützt, daß der Teich des Hiskias dergestalt zwischen dem Hippikus und Golgatha liegt, daß entweder beide innerhalb oder beide außerhalb des Laufes der Mauer bleiben mußten. Dieser Teich aber, den Hiskias in der Absicht errichtete, um das vom Gebrauche der anrückenden Belagerer abgeleitete Wasser dem Gebrauche der belagerten Stadt zu vermitteln, läßt sich vernünftiger Weise nicht außerhalb der Mauern denken.

Das Letzte will ich zuerst beseitigen, ich meine den Beweis den der Hiskiasteich geliefert. Diese Benennung hat eine ganz andere Autorität als die einer uralten oder auch nur alten Tradition; denn der italienische Mönch Quaresmius im siebzehnten Jahrhundert hat zuerst die Vermuthung ausgesprochen, daß der gewöhnlich nach dem

heiligen Grabe benannte Teich das Werk des Hiskias sein möchte. Derselbe heißt auch jetzt noch bei den Eingebornen, namentlich den Christlichen, nicht anders als Teich des heiligen Grabes oder, und das ist bei den muhamedanischen Eingebornen das allein Uebliche, der Badeteich, weil aus ihm ein öffentliches Bad in der Nähe unterhalten wird. Hiernach läßt sich bei unserer Untersuchung durchaus kein Gewicht auf diesen Teich legen, der wahrscheinlich sogar der nachchristlichen Zeit angehört.

Ob übrigens der wahre Hiskiassteich in der That, wie Williams will, mit dem Teiche Siloam, der auch der Königsteich heißt, zusammenfällt, das kann ich hier ungeprüft lassen; nur erwähn' ich noch, daß diese Ansicht durch die Bezeichnung des Hiskiassteiches beim Propheten Jesaias als des Teiches „zwischen den zwei Mauern,“ nach Williams' Plane vom Laufe der alten südlichen Mauer ohne Störung bleibt.

Es fragt sich ferner: Ist es gegründet, daß die zweite Mauer nahe beim Hippikus ihren Ausgang nahm?

Josephus berichtet: Die erste Mauer lief vom Hippikus aus. Er berichtet weiter: Die dritte Mauer lief vom Hippikus aus. Bei der zweiten sagt er, und zwar ohne alle Erwähnung des Hippikus, daß sie vom Thore Genath oder Gartenthore auslief.

Das klingt schon ungünstig; es wäre noch ungünstiger, könnte der angebliche Hiskiassteich seine Autorität

behaupten; denn dann müßte, um ihn einzuschließen, die Mauer in der That in der nächsten Nähe vom Hippikus ausgelaufen sein, so daß man kaum abfähe, wie sie nicht vom Hippikus selber auslief, oder wie Josephus nicht wenigstens dieser unmittelbaren Nähe gedachte. Doch der Irrthum über den Ausgangspunkt der zweiten Mauer bedarf nicht eben zu seiner Widerlegung des Irrthums über den Hissiasteich; denn die neuesten Nachforschungen haben den ganzen Lauf dieser Mauer aus den Spuren, die theils von ihr selber theils von den Thoren in derselben geblieben sind, fast untrüglich nachgewiesen. Darnach lag ziemlich weit im Osten vom Hippikus das Gartenthor, und von diesem lief die Mauer in einer fast geraden Linie zum Damaskusthore, dessen Antheil an derselben Mauer durch gebliebene alte Baureste außer Zweifel gestellt ist. Golgatha bleibt dabei unumschlossen an der westlichen Seite der Mauer liegen.

Uebrigens gibt die genannte Richtung in „fast gerader Linie“ keinen Anstoß; denn die kreisförmige Krümmung des Josephus wird durch die weitere Ausdehnung der Mauer gewonnen.

Dies also ist das Resultat, das die neueste Ergründung des Terräns geliefert hat. Zu seiner Bestätigung läßt sich hinzusetzen was wir über die beiden Nachbarthürme des Hippikus, über Phasaelus und Mariamne, aus unzweideutigen Nachrichten des Josephus wissen. Diese beiden Boll-



werke, deren Pracht und Festigkeit der jüdische Geschichtsschreiber mit lauter Ausdrücken der Bewunderung schildert, wurden von Herodes dem Großen, zu Ehren seines Bruders Phasael und seiner Gemahlin Mariamne, in der ersten alten Mauer in Einer Linie mit dem Hippikus errichtet. Sie standen auf dem höchsten nördlichen Kamme des Berges Zion, wodurch ihre natürliche Höhe noch imposanter wurde.

Einer Seits ist nun nicht annehmbar, daß Herodes diese unvergleichlichen Festungsthürme da in der alten Mauer erbaut haben sollte wo dieselbe von der zweiten Mauer umschlossen war, so daß ihnen das Moment militärischen Schutzes gänzlich abgegangen wäre, gerade in einer Zeit wo's hierauf ganz besonders ankam. Andrer Seits geht aus der Darstellung des Josephus hervor, daß da wo die drei Thürme standen die erste nördliche Mauer über ein so hohes Terrän lief, daß die nächste Umgegend mit Golgatha sicherlich keine Höhe darbieten konnte, die etwa aus strategischen Rücksichten von der zweiten Mauer hätte überbaut werden müssen.

Auch möcht' ich anführen, daß da wo Josephus den Ausgangspunkt der zweiten Mauer angibt die gänzliche Uebergehung zweier so hervorragender und dem Hippikus vollkommen entsprechender Anhaltspunkte wie Phasaelus und Mariamne zu beweisen scheint, daß dieser Ausgangspunkt außerhalb derselben und also im Osten von beiden befind-

lich war. Dort eben, wo es die neu entdeckten Ueberreste nachweisen, mochte sich wohl das Thor Gennath als einziger Anhaltspunkt nennen lassen.

Endlich ist auch der Name des Thors Gennath beachtungswerth. „Gartenthor“ konnte es nämlich füglich um der königlichen Gärten willen heißen die an ihm lagen. Damit harmonirt aufs Vortrefflichste das Terrän das in Frage steht; denn noch jetzt sah ich Gartenanlagen daselbst, nämlich im einstigen Hofraume des verfallenen Johannerhospitals, gleich neben der Kirche zum heiligen Grabe.

Einen Einwand könnte man hieran knüpfen, hergenommen von der Bedeutung oder Bestimmung Golgatha's. Wie konnte die Schädelstätte dicht bei den königlichen Gärten liegen? Allein gegen die hergebrachte Auffassung der Schädelstätte als des gewöhnlichen Richtplatzes stimme ich ganz der Ansicht bei, die schon von Cyrill, Bischof zu Jerusalem, im vierten Jahrhunderte, vorgetragen worden ist. Das griechische Wort, wodurch das hebräische „Golgatha“ übersetzt wird, bezeichnet nicht die Stätte wo Schädel zu fallen oder zu liegen pflegen; es heißt genau übersetzt: „Stätte des Schädels,“ oder wie bei Lucas steht: „der Schädel.“ Darnach scheint der Name von der Gestalt des felsigen Hügels, d. h. von seiner Aehnlichkeit mit einem Schädel hergenommen zu sein. Auch ist es nicht recht glaublich, daß der vornehme Joseph

von Arimathia sein Gartenbegräbniß in der Nähe Golgatha's gehabt haben würde, wäre es der gewöhnliche Richtplatz gewesen \*.

Doch so viel vom Terränsstudium zum Beweise, daß das heutige Golgatha mit dem heiligen Grabe zur Zeit Christi außerhalb der Stadtmauer lag und deshalb recht süglich die ursprüngliche Dertlichkeit einnehmen kann.

Nur im Vorübergehen noch die Bemerkung, daß mit der irrthümlichen Gegenansicht genau die Annahme zusammenhängt, daß Akra oder die Unterstadt sich dicht an den Berg Zion, nördlich von ihm, angeschlossen habe. Diese Ansicht Robinson's und mancher Anderen wurde nur dadurch möglich, daß man es mit dem Texte der Beschreibung bei Josephus nicht genau nahm und sie sich durch die Vergleichung der heutigen Lokalität nicht gehörig ver-

---

\* Gegen die Erklärung Golgatha's als des gewöhnlichen Richtplatzes möchte ich auch auf die Ausdrucksweise des Evangelisten Matthäus, Matth. 27, 33., ein Gewicht legen. Er sagt: Sie kamen zu einem Orte, Namens Golgatha (*εἰς τόπον*, nicht *εἰς τὸν τόπον*). Es mußte, glaub' ich, mit Bestimmtheit der Ort Golgatha genannt werden, wenn es sich so gut wie von selbst verstand, daß dort, wie gewöhnlich oder immer die Verbrecher, so auch Christus hingerichtet wurde. Der bestimmtere Ausdruck mit dem Artikel hingegen, der sich allerdings bei Johannes und Lukas findet, (bei Markus ist's zweifelhaft) ist von viel geringerem Gewichte als der unbestimmte bei Matthäus; denn mit dem bestimmten Artikel wurde nur auf den gar wohl bekannten Hügel mit Namen Golgatha hingewiesen, der aber keineswegs gerade als der Richtplatz bekannt sein mußte.

deutlichte. Akra konnten nicht im Norden von Zion liegen, sowie es Robinson will: erstens weil Josephus sagt, sie habe seit der Ausfüllung eines Zwischenthales unter den Asmonäern mit Morjah, dem Tempelberge, nur Ein Ganzes ausgemacht; aber noch heute ist Robinson's Akra durch das Thal der Käsemacher vom Tempelberge streng geschieden und mußte es immer sein: zweitens weil Josephus angibt, Akra sei von Zion oder der Oberstadt getrennt durchs Thal der Käsemacher; aber das Thal der Käsemacher läuft, was unverkennbar ist, von Norden nach Süden und hat durchaus keinen Arm, der von Westen herein Akra und Zion, zur Rechtfertigung des Ausdrucks bei Josephus, von einander sonderte: drittens weil Josephus sowohl die Oberstadt als auch die Unterstadt nach außen in tiefe Thäler abfallen läßt; das wäre aber geradezu unrichtig rücksichtlich der Unterstadt, wenn sie da läge wo Robinson will\*.

Jetzt darf ich mir's nicht versagen, die an die heilige Grabeskirche geknüpfte Tradition mit Wenigem zu beleuchten, und zwar nach ihren schwachen wie nach ihren starken Seiten. Auf den alleinigen Grund der Tradition haben bekanntlich so viele Jahrhunderte an der Ueberzeugung von der Richtigkeit des heiligen Grabes festgehalten.

---

\* Ich hoffe bald anderwärts dem ganzen Gegenstande eine besondere Abhandlung zu widmen, worauf ich mir erlaube gelehrte Leser im Voraus zu verweisen.

Das Eine ist vor allem Anderen klar, daß seit Constantin die nun einmal durch herrliche Monumente ausgezeichneten Stellen der Schädelstätte und des Grabes fort und fort unverrückt im Auge der Gläubigen geblieben. Auf des Kaisers Befehl erhob sich über Golgatha eine prächtige Kirche mit bleiernem Dache, mit glänzenden Marmormänden, mit einem großen Reichthume an Gold und Schmuck. An die Kirche schloß sich im Westen ein freier Hof an, gepflastert mit glatten Steinen und umgrenzt von Säulenhallen. Damit sollte wahrscheinlich der Garten bezeichnet werden, der, wie Johannes erzählt, das Felsengrab Joseph's enthielt und nahe bei Golgatha lag. Dieser Hof lief endlich in eine Capelle auf der Stelle des heiligen Grabes aus, getragen von Säulen und begabt mit mancherlei Pracht. Was nun auch für Trübsal hereinbrechen mochte über die Christen Jerusalems, seitdem die Huld des Kaisers über die heiligen Dörter der Stadt Davids geschritten war: zerstört wohl konnten die theueren Bauwerke und aus den Ruinen neu errichtet werden; aber vergessen konnte Golgatha, konnte das heilige Grab nicht werden. Hat man also unter Constantin in der That die rechte Dertlichkeit aufgefunden, so ist an der spätern Forterhaltung derselben nicht mit Grund zu zweifeln.

Aber die Tradition sucht ihre Hauptstützen noch viel früher. Während man sich zuvörderst darauf beruft, daß

gewiß schon im ersten Jahrhunderte jene beiden hochheiligen Oerter von den Aposteln und ersten Christen ganz besonders verehrt und zu Versammlungsortern erwählt worden sind; sowie darauf, daß von Jacobus, dem ersten Bischöfe von Jerusalem, bis zur Zeit Hadrian's, des Erbauers der Aelia Capitolina, ununterbrochen die Reihe jüdisch=christlicher Bischöfe und mit derselben auch die getreue Ueberslieferung bestanden habe: führt man als Hauptbeweis den Umstand an, daß Hadrian zur Verspottung der Christen auf dem Felsen der Kreuzigung ein Marmorbild der Venus und auf dem Grabe eins des Jupiter ums Jahr 135. errichtet habe. Dadurch sei natürlich bis zur Epoche Constantin's die Lokalität in einer sichern wenn auch noch so unwürdigen Bezeichnung erhalten worden.

Was läßt sich gegen diese Argumente einwenden?

Daß die ersten Christen mit besonderer Verehrung an jenen beiden Oertlichkeiten in Jerusalem hingen oder gar Versammlungslokale daselbst gründeten, ist keineswegs wahrscheinlich, da ja das Christenthum am allermeisten bei seinem ersten von Geist und Leben getragenen Auftreten ganz von dergleichen Aeußerlichkeiten abzusehen geeignet war. Galt's doch nicht etwa ein Neues an die Stelle des Samaritanischen Berges und des Jerusalemischen Tempels zu setzen. Auch haben wir in keiner von allen Schriften des Neuen Testaments die geringste Anspielung auf die auszeichnende Beachtung oder Verehrung jener

Derter, obschon eine solche Erwähnung bei der Predigt vom Gekreuzigten und Auferstandenen sehr oft so nahe lag. Wie sehr die ersten Christen den Ausspruch des Herrn von der Anbetung im Geiste festhielten, beweist sich noch recht stark dadurch daß der Worttext der Evangelien und Neutestamentlichen Briefe bereits in den drei ersten Jahrhunderten eine sehr große Menge der uns heute in vielen Tausenden historisch vorliegenden Entstellungen erfahren hat. Und will man vielleicht die Innigkeit geltend machen, mit der die Apostel an der Person ihres Meisters hingen, die, eine heilige Herzenssache, dem Geiste des Cultus unmöglich zuwiderlief, wenn sie Erinnerungen an theuer gewordene Vertlichkeiten sorglich festhielt: so muß dies gewiß bei weitem mehr auf die Lokalitäten des persönlichen Umgangs der Jünger mit dem Heilande, wie auf den Delberg und dergleichen, Anwendung finden als auf die Schädelstätte und das Grab.

Was ferner die ununterbrochene Bischofsfolge von Jacobus bis auf Hadrian's Zeit betrifft, so haben wir dafür durchaus nichts als das Zeugniß des Eusebius, der seiner Seits versichert, daß er beim gänzlichen Mangel sicherer Nachweisungen nur berichten könne was er berichten gehört.

Um Hadrian's Götterbilder hat es aber eine mißliche Bewandniß. Niemand anders als Eusebius, zweihundert Jahre nach Hadrian, erzählt als der Erste, daß auf dem



Grabe des Herrn von Frevlerhänden ein Venustempel errichtet worden sei, ohne Hadrian's mit einer Silbe zu gedenken. Sokrates und Sozomenus erzählen wie Eusebius; nur setzt der Letztere noch hinzu, daß dadurch die an der heiligen Stätte anbetenden Christen den Anschein von Gözendienern hatten erhalten sollen. Hieronymus aber, zu Ende des vierten Jahrhunderts, führt anstatt des einen zwei heidnische Götterbilder an, das der Venus auf dem Kreuzesfelsen und das des Jupiter über dem Grabe. Mit welchem Rechte Hieronymus zugleich anfängt damit auf Hadrian zurückzugehen, ist schwer zu sagen. Und was sagt mit dem Allen sowohl Eusebius sammt seinen Fortsetzern als auch Hieronymus aus? Nichts als daß die Lokalität, wo unter Constantin das Kreuz gefunden worden, auf sich ein heidnisches Gözenbild trug; ungewiß bleibt aus welcher Zeit es stamme. Daß aber dasselbe absichtlich über dem wahren Grabe Christi errichtet worden sei, möchte man sich nur erzählen, weil die Kreuzesauffindung diese Vertlichkeit als die des Grabes nachwies. Dazu kommt endlich noch, daß die Art wie Eusebius die Entdeckung des Kreuzes berichtet, darzuthun scheint, daß man vor dieser Entdeckung die heilige Vertlichkeit nicht kannte, daß vielmehr eine göttliche Eingebung, kein äußerer Anhaltspunkt, auf die Entdeckung leitete.

Allein diesen Einwendungen gegenüber läßt sich nicht leugnen, daß die erste Christengemeinde zu Jerusalem, so



kurz nach den Vorgängen auf Golgatha und im benachbarten Garten, vollkommen bekannt sein mußte mit diesen Dertlichkeiten. Auch war es bei den Erzählungen von Christi Tod und Auferstehung unter den Jerusalemitischen Christen fast unumgänglich, des Schauplazes beider zu gedenken; ebenso wie keiner der Evangelisten uns diese Thatfachen ohne Bezeichnung der betreffenden Dertlichkeiten berichtet. Daß Paulus in seinen Briefen nie davon spricht, das liegt eben so sehr im Geiste seiner Predigt wie in seinem persönlichen Standpunkte zum leiblichen Christus. Wie matt wäre es für ihn gewesen, bei seiner begeisterten Verkündigung des Gekreuzigten und Auferstandenen auf den Hügel Golgatha oder aufs Grab im Gartenfelsen zu verweisen. Etwas Anderes ist's wenn sich Petrus über David, der seit tausend Jahren verstorben, des Ausdrucks bedient: „Sein Grab ist bei uns bis auf diesen Tag.“ Eben so wenig wie von Golgatha sprechen die Apostelbriefe von Bethlehem oder von Nazareth.

Daß man übrigens doch sehr früh anfing dergleichen weihervolle Lokalitäten auszeichnend zu beachten, das beweist Justin der Märtyrer um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, da er in seinem berühmten Dialoge die Höhle oder Grotte zu Bethlehem als des Heilands Geburtsstätte anführt, während Origenes, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, bereits von Pilgerschaften nach der Bethlehemitischen Grotte und davon erzählt, daß sie sogar

von Heiden als die Geburtsstätte unseres Religionsstifters angesehen wurde. Der Schluß ist aber sicher: Gesah dies mit der Geburtshöhle zu Bethlehem, um wie viel mehr mußte der Kreuzesplatz und die Grabesstätte getreu gemerkt und oft betrachtet werden.

Sodann konnte es keineswegs schwer sein, die genaue Kenntniß Golgatha's zu behalten. Haben wir auch die erste Bezeichnung desselben als eines felsigen Hügels oder Berges erst vom Jahre 333. im Itinerarium von Bordeaux nach Jerusalem, so nennt doch schon der Name, nach unserer Ansicht, eine solche Besonderheit des Ortes die sich nicht vom Character eines Hügels sondern läßt; sowie daneben die Wahl hervorragender Derter zu Einrichtungen bei den Alten sichere Thatsache ist. Hat sich nun die Kenntniß verschiedener Dertlichkeiten in und um Jerusalem bis heute so sicher erhalten, daß der Zweifel daran lächerlich wäre: wie sollte man den selbst durch seine Figur merkwürdigen und durch die Kreuzigung Christi noch merkwürdiger gewordenen Hügel, der längst seinen bestimmten Namen trug, schon in den ersten Jahrhunderten bis zur Verwechslung haben vergessen können.

Ferner läßt sich von jener dem Zweifel unterworfenen Bischofsfolge für unseren Zweck ganz absehen: das bleibt unleugbar, daß viele Christen in Jerusalem von Anfang an fortwährend anwesend waren, und daß die gewaltsame Verstorung in Folge der Einnahme der Stadt

durch Titus den Christen von Jerusalem die Kenntniß von Golgatha nicht schmälern konnte. Denn daß eine solche Lokalität, ein felsiger Hügel mit einem benachbarten Garten, beides noch dazu außerhalb der ersten und der zweiten Mauer, von den römischen Soldaten bis zur Unkenntlichkeit gelitten haben sollte: das läuft aller Wahrscheinlichkeit zuwider.

Ich komme zu Hadrian's Gözenbildern. Hieronymus mag irren wenn er von zweien spricht, da er selber in Jerusalem bereits die Schöpfungen Constantin's vorfand, während Eusebius die heidnischen Denkmale noch mit eigenen Augen gesehen; auch mag dem Stillschweigen Euseb's über Hadrian als Urheber des Venusbildes das volle Recht belassen werden: aber entschieden bleibt immer, daß das Gözenbild, das wenigstens aus Gründen der Wahrscheinlichkeit auf die Zeit der Erbauung der Aelia Capitolina durch Hadrian zurückgeht, auf der Stelle der heutigen Grabeskirche unter Constantin vorgefunden wurde. Daß es wirklich auf Golgatha, oder genauer, auf dem Grabe stand und dann zugleich wohl den Zweck der Verspottung hatte, das glaube ich deshalb weil die Christen bis zu Hadrian's Zeiten ohne Zweifel die wahren Verhältnisse kannten und von da an, wo die neue Gemeinde für immer aus der Aelia Capitolina unvertrieben blieb, gewiß ein Auge voll treuer, unwandelbarer Verehrung darauf geheftet haben würde, wenn es nicht eben auf eine solche Weise

gestört worden wäre. Ist es doch historisch bekannt, daß man schon gegen den Beginn des dritten Jahrhunderts anfang, sich auf den Grabstätten der Märtyrer zu Andachtsübungen zu versammeln. Uebrigens fällt das angebliche Jahr der Errichtung des Gözenbildes gerade mit der Zeit zusammen, wo in Folge des fanatischen Judenthums unter Barchochba mit den Juden auch die Christen von ihren römischen Herren in Jerusalem Strenge, Haß und Bitterkeit erfahren.

Als letzter Einwand gegen die Tradition ist die Erzählung von der Kreuzesauffindung geltend gemacht worden. Ich glaube, die Ausdrücke bei Eusebius und im Briefe Constantin's erheischen eine strenge Fassung, und erleiden durch spätere offenbar mit Willkür ausgestattete Berichte, wie etwa den von Helena's Forschungen bei den Eingebornen, keine Beeinträchtigung.

Eusebius sagt, daß der Kaiser den „völliger Vergessenheit und Verkennung überlieferten Schauplatz der Auferstehung Christi nicht ohne eine göttliche Eingebung und gemahnt vom Heilande selber habe reinigen und mit Monumenten schmücken lassen.“ Das Gözenbild der Venus über dem mit Erde verschütteten Felsengrabe rechtfertigt es, glaub' ich, hinlänglich, daß Eusebius sagt, der heilige Ort sei der Vergessenheit und der Verkennung überliefert gewesen. Die Eingebung aber und die Mahnung von oben ist nicht als die Ursache der Auffindung des ver-

lornen Schazes hingestellt, sondern als die dem Kaiser gewordene Veranlassung, den so frech entheiligten Ort durch Denkmale frommer Verehrung zu weihen.

Und wenn Constantin in seinem Briefe an Makarius „die Entdeckung des Zeichens der allerheiligsten Passion des Erlösers, das so lange unter der Erde verborgen gewesen,“ als „ein Wunder“ betrachtet, „erhaben über alles menschliche Begreifen:“ so meint er damit augenscheinlich die Auffindung des Kreuzes selber, wofür auch bei vorhergegangener Bekanntschaft mit der Lokalität des einstigen Grabes sein Ausdruck angemessen erscheint. Ebenso fällt auch die Auffindung des trotz der Verschüttung und des abgöttischen Ueberbaues so vortrefflich erhaltenen Grabes, wie es Eusebius beschreibt, unter den Begriff des Wunderbaren.

Robinson sagt überdies noch, daß Eusebius vom Vorhandensein einer Tradition über das Grab gänzlich schweige. Das läßt sich nicht mit Recht sagen. Denn wenn Eusebius berichtet, daß auf dem Grabe ein Idol gestanden, hat er noch nöthig die Tradition näher zu bestimmen oder weiter zu verfolgen?

Zu dem allen, was die angefochtene Tradition vertritt, kommt die Eigenthümlichkeit der Lage des Grabes, das heutzutage verehrt wird. Dasselbe liegt nur wenig außerhalb derjenigen Mauer, die zur Zeit Christi die Stadt umschloß, aber ziemlich weit innerhalb der heutigen Stadtmauer, die, wenigstens in der Gegend des heili-

gen Grabes, auch schon zur Zeit Constantin's Stadtmauer gewesen. Daß aber Christi Grab außerhalb der Stadt gelegen, das wußte man zur Zeit Constantin's 'sicherlich so gut wie jetzt. Würde man nun bei der Absicht eines Betrugs oder auch im Falle einer freien Wahl nicht darauf geachtet haben, durch eine angemessene Entfernung von der Stadt jedem Argwohne von dieser Seite mit Sicherheit vorzubeugen? Anderer Seits ist freilich anzuerkennen, daß man unter Constantin ohne Zweifel noch viel deutlichere Spuren als heute von der zweiten, einstmals äußersten Mauer haben mußte; so daß die Lage der Grabeskirche ebenso unsere oben vorgetragene Ansicht vom Laufe dieser Mauer bestätigt, wie sie in der letzteren einen Beweis für ihre mögliche Ursprünglichkeit besitzt.

Endlich beweist das jedenfalls in der Nähe der Grabeskirche gelegene Grabmal des Hohenpriesters Johannes, das Josephus in der Belagerungsgeschichte Jerusalems vom Jahre 71. zu wiederholten Malen anführt, daß gerade hier Joseph's Felsengrab im Garten gar süglich gelegen haben kann.

Das Resultat einer ernstern Untersuchung muß willkommen sein, tritt es auch vorgefaßten Wünschen entgegen; denn das Wahre oder was dem Wahren am nächsten, ist aller Forschung einziges Ziel; aber doppelt willkommen ist das Resultat, das Sympathien bestärkt die dem Herzen innig theuer. Ein solches hat mir die Untersuchung über die

Wahrheit des heiligen Grabes geliefert. Ich glaube, es wird fernerhin schwer sein, diese Wahrheit mit nachdrücklichen Gründen zu bestreiten. Und damit steht es als eine herrliche Thatfache fest, daß das Grab dem kein andres auf Erden gleicht, jenes Grab mit der Botschaft des Sieges über alle Gräber, trotz des Fluches der gewaltet über Israels heilige Stadt, trotz aller Kriegesscenen die sie gesehen, trotz aller Verheerungen die sie erfahren, noch bis heute dem Auge der Gläubigen nicht hat entrückt werden mögen.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die Schicksale des Kirchenbaues über Golgatha und dem Grabe.

Die prächtigen Bauwerke Constantin's gingen nach dreihundert Jahren, bei der Einnahme Jerusalems durch die Perser, in Flammen auf. Sie wurden, wie es scheint, bei weitem geringfügiger wiederhergestellt, wobei man, was merkwürdig ist, den Felsen mit dem Grabe zu einer hüttenartigen Kapelle gestaltete. Bei der Zerstörung im Jahre 1010. ist wahrscheinlich diese Felsenhütte selber zertrümmert worden. Dafür stellten die Kreuzzügler, als sie den großartigen Gesamtbau über Golgatha und dem Grabe ausführten, das ursprüngliche Grab nachahmend in der Kapelle dar, die den besonderen Namen der Kapelle des heiligen Grabes empfing. Von diesem Bau aus den Kreuzzügen haben sich bis heute noch mehrere Mauern

und die Hauptformen erhalten, obschon der Brand, der im Jahre 1808. in der armenischen Kapelle ausbrach, einen großen Theil der Kirche in Asche legte.

Was heute noch an der Grabeskapelle eine besondere Hervorhebung verdient, das sind die Grabstellen, die sich in der westlichen Abseite des Felsen der das Grab überragt vorfinden und in der That alte Judengräber zu enthalten scheinen. Man hat sie als die Gräber des Joseph von Arimathia und des Nikodemus benannt.

---



## Von Jerusalems Einwohnern.

Jerusalem soll im Mittelpunkte der Erde liegen; ein marmorner Kranz mitten auf dem Fußboden der Grabeskirche dient zu seiner Bezeichnung. Diese Rechnung mag ein Irrthum sein; aber daß Jerusalem für die Nationen des Erdkreises gleichwie das große mütterliche Herz ist, in dem ein Puls schlägt von ihren eigenen Herzen: das sieht das Auge des Pilgrims leicht. Christen des Orients wie des Occidents, so mannigfaltig in ihren Bekenntnissen wie in ihren Zungen, Muhamedaner, Juden: alle wohnen unter den Dächern der heiligen Stadt. Weltliche Spekulationen nicht finds die sie dahin gerufen, nicht Interessen der Eitelkeit, sondern der Drang zu beten an einer Stätte, geweiht und heilig vor allen Stätten der Welt. Mohammeds Befenner besitzen hier ihre unvergleichliche Moschee über den Ruinen des Salomotempels; so viele andere betritt der Fuß des Fremdlings, nur Omar's Moschee ist ihm unantastbar verschlossen. Die Christen schaa-ren sich hier unter die Kuppeln über Golgatha und über dem Grabe des Herrn; was gilt dagegen die Pracht St. Peters, was die Herrlichkeit der Paulskirche. Die

Kinder Israels kommen hieher aus weiten Fernen. Was nennen sie ihr Eigenthum von all den Heilighümern der Davidsstadt? Ein enger Mauerwinkel ist ihnen geblieben von Jehovah's Tempel, um dort zu knien und zu weinen. Wer könnte zu diesem „Klageplaz“ kommen, des Freitags, wo die Frauen nie fehlen mit den Thränen unterm Schleier, ohne eine tiefe Theilnahme am Schicksal dieses Volks. Die Patriarchen, mit denen Gott geredet, nennt es seine Väter; an David, an Salomo hat es Fürsten besessen, deren Weisheit die Welt bewundert; die Stimmen der Propheten sprachen zu ihm unvergänglich große Worte. Als das Volk Gottes stand es da, eine heilige Dase in der Menschheit, in seinem Herzen die Verheißung des Welterlösers. Da hat es wahnsinnig verblindet für den Segen ergriffen den Fluch: der Welterlöser kam und blutete auf Golgatha. Sein Blut, so rief es, komme über uns und über unsere Kinder. Sie hatten vergessen daß Gott seiner nicht spotten läßt. Seitdem trägt es den Fluch auf seiner Stirn, wie einst Kain, der Brudermörder. Aber unter allen Strafen und Schrecknissen, die es erduldet, ist es unaustilgbar geblieben; noch heute wandelt es über die Erde, eine lebendige Ruine, sich selber eine unverstandene Strafpredigt, der Welt eine Warnungstafel, beschrieben vom ewigen Griffel.

Mit diesen Betrachtungen stand ich auf dem merkwürdigen Plaze, dicht hinter der Moschee el Alfa; sein allge-

meiner Name ist kein anderer als der des jüdischen Klageplatzes; er wird als ein besonderes Privilegium geachtet. Wohl möcht' ich's ein trauriges Privilegium nennen; aber dennoch waren die Juden nicht immer so glücklich nur ein ähnliches in ihrer Gottesstadt zu besitzen. Zweihundert Jahre lang, nach dem Aufstande Barchochba's unter Hadrian bis zur Zeit Constantin's, war ihnen sogar jede Annäherung zur Stadt verboten. Unter Constantin durften sie bis auf die Nachbargügel kommen, um von da die Stadt zu sehen. Später wurde ihnen vergönnt, jährlich einmal und zwar am Gedächtnistage der Zerstörung durch Titus auf den Tempeltrümmern zu stehen und zu weinen; nur mußten sie, wie Hieronymus erzählt, selbst zu ihren Thränen die Erlaubniß mit Geld an den Wachtsoldaten bezahlen. Jetzt bewohnen sie den ganzen nordöstlichen Theil von Zion. Reinlich ist es dort eben so wenig wie in den Judenvierteln europäischer Städte. Die ärmlich einfache Erscheinung, die sie anzunehmen pflegen, hat jedoch besonders den Zweck, die Habsucht der türkischen Herren ungereizt zu lassen. Uebrigens stammt ihr Klageplatz und die trübselige Andacht daselbst schon aus alter Zeit; denn schon im Mittelalter geschieht Erwähnung davon.

Eine Ueberraschung hatt' ich, als mich der Weg durchs Judenviertel zum jüdischen Klageplatze führte. Es trat mir aus der Thür einer unansehnlichen Hütte ein wahres

Madonnenbild entgegen, und zwar das schönste das ich je gesehen. Ueberhaupt gelten die Juden Palästina's für eine Race von den angenehmsten Zügen; nur gibts deren sehr viele in Jerusalem die aus fernen Ländern, namentlich aus Polen, Rußland, Deutschland, eingewandert sind, um in der heiligen Stadt zu sterben und überm Thale Josaphat ein Grab zu finden.

Einen bemerkenswerthen Contrast muß ich angeben. Während keine einzige jüdische Familie seit einem Jahrtausend oder vielmehr seit einem halben Jahrtausend in Jerusalem wohnt, hat man in Aegypten Judenfamilien, die seit fast vier Jahrtausenden daselbst heimisch sind, nämlich solche die mit Moses gar nicht ausgewandert. Uebrigens zählt Jerusalem in seinen Mauern gegenwärtig mehr Juden als Muhamedaner; der letztern rechnet man, mit Ausschluß von etwa tausend Mann türkischer Garnison, gegen fünftausend Seelen; der ersteren über sieben Tausend.

Noch einer traurigen Zugabe zum Judenviertel muß ich gedenken, nämlich der Wohnungen der Aussätzigen, die an die jüdische Pilgerherberge auf dem Zionsberge anstoßen. Unvergesslich bleibt dieser Anblick jedem der ihn gehabt. Diese armen Geschöpfe leben in Hütten, so erbärmlich wie sie selber. Unglücksschwanger werden sie geboren; unglücksschwer scheiden sie von hinnen. Dadurch daß sie sich unter einander verheirathen, wie sie überhaupt streng

abgeschieden von der Welt nur unter sich selber verkehren, pflanzen sie das Gift ihrer Krankheit fort. Ihre Zahl soll jetzt gegen dreißig betragen.

Die christliche Bevölkerung Jerusalems besteht aus zweitausend Griechen, neunhundert römischen Katholiken, dreihundertfünfzig Armeniern, hundert Kopten, zwanzig Syrern und eben so viel Abyssiniern. Dazu kommen noch sechzig bis siebzig Protestanten, die mit Ausnahme der amerikanischen Missionäre sämmtlich Europäer sind\*.

Eigenthümlich verhält sich's mit dem Grundbesitze in Jerusalem. Einzelne Privatpersonen besitzen äußerst wenig und zwar immer nur kleine Antheile an einem Ganzen; alles Andere, das heißt fast Alles, ist Waqf (Siehe oben Th. 1. S. 58.), d. h. Moscheengut, Kirchen- oder Klostergut und Eigenthum anderer frommen Anstalten, wie z. B. des Hospitals der Helena. Unter den Christen sind am besitzreichsten die griechischen Klöster; man sagte mir daß ihnen nahe an hundert Häuser in der Stadt zugehören. So ist's also auch diese Besonderheit des Grundbesitzes die Jerusalem zur heiligen Stadt macht.

---

\* Ich bin bei diesen Zahlenangaben der Einwohner Jerusalems dem Consul Dr. Schulz gefolgt. In mehreren Stücken differiren davon die anderen neuesten Berechnungen. Während Schulz in Summa 15510 Seelen angibt, mit Ausschluß der Garnison, der Protestanten und des Consularpersonales, zählt Robinson 11500, und Williams 10920. Frühere Angaben schwankten zwischen 15000 und 26000.

Leider irrt wer sich unter den genannten christlichen Kirchen in Jerusalem einen brüderlichen Frieden denken wollte; obschon der Gedanke so nahe liegt, daß christliche Brüder, getrennt durch Glaubensformen, wenn irgendwo, gerade hier über dem Grabe des Heilands eine Hand versöhnender Liebe sich reichen müßten. Die gegenseitige Befehdung, die zwischen allen herrscht, vorzugsweise zwischen Griechen und Lateinern und Armeniern, da die armen Kopten so wie die wenigen Syrer und Abyssinier in keinen Betracht kommen, gewährt eine überaus traurige Erfahrung. Das Aergerniß wird dadurch voll, daß zumeist die heilige Grabeskirche zum Schauplatz der Fehde dient. Seit den Kreuzzügen hatten darin, viele Jahrhunderte hindurch, die Lateiner die Oberhand, insofern sie die hauptsächlichsten Räumlichkeiten als Eigenthum besaßen; allmählig sind sie bis auf ein beschränktes Terrän von den Griechen verdrängt worden; andere Theile wieder besitzen die Armenier, während nur ein Altar den Kopten und ein anderer den Syrern zugehört. Ansprüche macht nun jede der großen Parteien gegen die andere lieblos und gehässig geltend; ja die eine entblödet sich nicht die religiösen Ceremonien der anderen zu stören und zu verspotten; was namentlich den Griechen gegen die Katholiken schuld gegeben wird. Was ist gegen diese Entweihung der heiligsten Räume jener Geldwechsel und Taubenfram im Vorhofe des Tempels, der einst den Herrn

zum Zorne trieb. Doch glaub' ich daß sie wohl nur selten, nur bei besonderer Gereiztheit, so traurig zu Tage treten mag. Einen Zug der Selbstsucht der Griechen sah ich mit eigenen Augen daran, daß sie schöne Marmorsäulen sammt ihren schmucken Kapitälern bis zur Unscheinlichkeit übertüncht hatten, um die lateinischen Inschriften durch griechische zu verdrängen. Daneben erzählte mir der Procuratore dei Forestieri einen Zug unwürdiger Kriecherei von Seiten griechischer Mönche. Sie hatten nämlich erst kürzlich dem Pascha von Jerusalem, der seinen Divan in der Kirche, rechts vom Grabe, nahe beim Calvariensaltare aufgeschlagen, mit eigenen Händen den Kaffec servirt.

Am schmerzlichsten aber berührte mich was mir vom sogenannten heiligen Feuer der Griechen und der Armenier, in der Nacht des Ostersonnabends, von Augenzeugen erzählt wurde, eine Ceremonie die den Respekt der Muhamedaner vor dem Cultus des Gekreuzigten mit Gewalt vernichten muß. Das Schlimmste daran ist nicht der augenscheinliche Betrug, der mit dem Wunder getrieben wird, sondern die Gemeinheit der Ausschweifung, die diese nächtliche Feier beschleicht und an heidnische Orgien grenzen läßt. Griechische Priester sollen sich dabei bis zur Sympathie mit den türkischen Derwischen vergessen, gegen die bekanntlich das Gesetz der Scham und der Sitte schweigt.

Eines Tags spielte bei diesem Feuerwunder Ibrahim Pascha, als Herr von Syrien, die Rolle die

Napoleon beim Blutwunder in Neapel gespielt hat. In Neapel wollte das Blut des berühmten Schutzheiligen nicht fließen; es gab unter dem Volke darüber eine große Bestürzung. Da befahl Napoleon, daß es sogleich fließen sollte. Und es floss. Ebenso verfuhr Ibrahim mit dem zögernden Feuer, als er von der Galerie der Griechen herab der Ceremonie zusah.

Das Verhalten der muhamedanischen Einwohner Jerusalems gegen die christlichen würde wohl noch übler sein ohne die Furcht vor den Consuln, unter denen am meisten der französische zu imponiren sucht. Er betrachtet sich, nach seinem eigenen Ausdrucke, als den Beschützer des Pascha's selber. Doch war ihm kurz vor meiner Ankunft ein Bedienter, freilich in ehrlosen Liebeshändeln, worin der Orientale keinen Scherz versteht, getödtet worden, ohne daß er eine Genugthuung beanspruchte.

Characteristisch für die Herzensgesinnung des Muhamedaners gegen den Christen ist die in Jerusalem noch heute übliche Ausdrucksweise: „mit Respekt zu sagen, ein Christ.“ Dasselbe ehrenhafte Prädikat findet auch auf den Juden seine Anwendung, so wie, was vielleicht galanten Herren unter uns zum Troste dient, auch auf das schöne Geschlecht. „Mit Respekt zu melden, eine Frau,“ so sagt der Muhamedaner in Jerusalem.

Wie leicht Reisende zu unangenehmen Behelligungen von Seiten der arabischen Bevölkerung kommen können, das



bewies mir ein deutscher Maler, der bei Abzeichnung eines alten Mauerwerks nachdrücklich belästigt und der Bequemlichkeit halber mit seinem eigenen Stocke geschlagen worden war.

Albanesen, die ich die Straßen auf und ab schreiten sah, galten für die bedenklichsten Begegnungen; sie haben für Menschenleben ein sehr chevalereskes Auge, das sie um so mehr zur Zeit meines Aufenthalts in Jerusalem behaupteten, da damals der Pascha von militärischen Kräften so gut wie entblößt war. Dadurch wurde wohl auch der strenge Thorschluß, pünktlich mit Sonnenuntergang, veranlaßt; Besuche der unruhigen, kriegslustigen Beduinen der Umgegend hätten die heilige Stadt zu leicht in Verlegenheit bringen können.

---

## Das anglikanische Bisthum zu Jerusalem.

Die Andeutung des traurigen Characters der morgenländischen Kirchen, als Repräsentanten des Christenthums bei denen die ihm fremd gegenüber stehen, führt mich aufs anglikanische Bisthum. Denn das ist einer der Grundgedanken aus denen es hervorgegangen, das Christenthum auf eine würdige Gestalt vor die Augen der muhamedanischen und jüdischen Orientalen, sowie der so tief gesunkenen orientalischen Christen selber hinzustellen. Daß der Gedanke groß ist und edel, das bedarf keines anerkennenden Wortes; ist aber der Gedanke auch in eine glückliche Praxis getreten, seitdem die bischöfliche Familie mit jenem eigenthümlichen Aussehen ihren Einzug in Jerusalem hielt? Von diesem Einzuge erzählte mir einer der katholischen Klosterbrüder sehr heiter, wie auf das „Ecco il vescovo“ der Zuschauer ein verwundrungsvolles „Ecco la vescova“ und endlich gar ein „Ecco i vescovini“ gefolgt sei. Ich möchte sagen, das hieß allerdings mit dem Protestantismus ins Haus fallen. Kaum ist es fraglich, daß Griechen und Katholiken mit sämmtlichen orientalischen Kirchen an einem Bischofe mit solchem Familienpersonal ein Aergerniß un-

Gelegenheit zum Unglück auf dem neuen Befehrungster-  
rân gewonnen haben. Wenigstens mußte nun die Persön-  
lichkeit des Bischofs um so gehaltener und würdevoller  
sein. Ich wünsche daß ich umsonst zweifle, daß die getrof-  
fene Wahl eine glückliche ist.

Bekanntlich hat man darum mit Vorliebe einen bekehr-  
ten Juden zum Bischofe gewählt, weil man die Befehrung  
der Juden in Palästina bei der Stiftung des Bisthums vor-  
zugsweise im Auge hatte. Bin ich recht unterrichtet  
worden, sowohl von der Predigtweise eines der bischöf-  
lichen Missionäre als auch von dem bei Judenbefehrungen  
üblichen Verfahren in Jerusalem, so find' ich in keinem der  
beiden Stücke die Ehre des Protestantismus gefördert.  
Nach jener Predigtweise wird den Juden ein neues Pha-  
risäerthum eingepfist; sie erscheinen als die eigentlichs-  
t, ja ausschließlich zu vollkommenen Christen Berufenen; sie  
werden eingeladen durch ihren Uebertritt ihre alten an-  
geerbten Vorrechte über uns andere anzutreten. Natur-  
lich gefällt diese dogmatische Neuigkeit den judenchristli-  
chen Missionären selber bei weitem mehr als allen übrigen  
Protestanten. Einer der letzteren erzählte mir, daß er dem  
Prediger sein Mißfallen offen gestanden und seinen Pre-  
digtbesuch aufgesagt hatte. Uebrigens mag da und dort  
eine ähnliche Anschauungsweise vorkommen. Ein vor-  
nehmer Engländer hatte zwei Bewerber um die Hand sei-  
ner Tochter. Der eine war ein getaufter Israelit. Dic-

sem gab der Vater unbedingt den Vorzug aus Respekt vor seinem Character als Judenchristen.

Was ferner die Befehrungstaupe in Jerusalem betrifft, so wird sie, so viel ich weiß, von einer Accommodation an den modernsten Judaismus eingerahmt. Sechstausend Pia-ster (gegen dreihundert Speciesthaler) werden dem Täufling gleichsam als Prämie dargeboten; andere Vortheile sollen gleichfalls beträchtlich sein. Ob man glauben mag damit im Sinne Christi zu handeln? Vielleicht eher im Sinne der weltlichen Statthalter Christi. Was sagt aber der Protestantismus dazu? Uebrigens halt' ich Jerusalem für das ungünstigste Terrän zu Judenbefehrungen. Hier ist der jüdische Fanatismus zu Hause; hier ist der Jude glücklich im Gefühle, ein Jude zu sein; hier umgeben ihn Erinnerungen die ihm von Kindheit auf theuer und heilig sind. Diejenigen Juden, die demohngeachtet in Jerusalem übergetreten sind, wurden mir als solche bezeichnet die von ihren eigenen Glaubensgenossen eine Zurücksetzung und zwar aus guten Gründen erfahren hatten. So spinnt man goldene Netze und fängt faule Fische. Eine wahre Carrikatur von Befehrung ist unlängst geliefert worden: Ein Jude wurde zuerst als Calvinist in Ungarn getauft; dann ward er in Wien Katholik, später walachischer Christ in der Walachei, endlich anglikanischer Protestant unter Bischof Alexander. Wer möchte dafür einstehen, daß dies Individuum seine Befehrungscarriere

nicht mit der Rückkehr zum Judenthume beschließen wird. Ist doch erst vor Kurzem ein getaufter Jude sehr bald nach der Taufe wieder Jude geworden. Aber die merkwürdigste Erscheinung mag wohl für die Befehrungsannalen unsrer Zeit ein geborner Protestant aus Danzig geliefert haben. Derselbe ist nämlich in Jerusalem zum Judenthume bekehrt worden. Das freilich begreift sich leicht: Macht englisches Gold Christen, so kann auch jüdisches Gold Juden machen. Der bekehrte Danziger wurde von seinen neuen Glaubensbrüdern mit einem Nimbus von Verehrung umgeben und zu höheren Studien auf Nationalkosten nach Frankfurt a. M. geschickt.

Doch ich bin entfernt zu leugnen, daß das Bisthum, wenn auch nicht eben seinem Ideale, doch manchen Hoffnungen und Wünschen entspricht; daß namentlich durch die ans Bisthum geknüpfte Stiftung der beiden christlichen Schulen, der einen für Kinder, der andern vorzugsweise für neue judenchristliche Sendboten, ein Werk ins Leben gerufen worden das von herrlichem Segen begleitet sein kann.

Aber das anglikanische Bisthum zu Jerusalem hat ganz andere Seiten nach denen es betrachtet sein will. Es enthält den Versuch einer Union protestantischer Kirchenelemente, die bis jetzt in Europa streng geschieden geblieben. Der episkopale Anglikanismus hat sich darin verschwifert mit dem deutschen Protestantismus.

Ob' ich diese Verschwisterung näher beleuchte, muß ich in wenig Worten vom unterscheidenden Character beider Kirchennormen sprechen, so weit er nämlich für unsern Zweck besonders in Betracht kommt.

Als die Reformation Luther's und Calvin's die evangelische Kirche durch den Bruch mit Rom stiftete, verwarf sie als einen wesentlichen Grundsatz der römischen Hierarchie das Dogma von der Succession der Bischöfe. Nach diesem Dogma ist die rechte Kirche nur diejenige, deren Bischöfe als Träger des in der Kirche waltenden heiligen Geistes durch ununterbrochene Folge von den Aposteln und von Christo selber herkommen. Die Bischöfe, ihren Primas an der Spitze, repräsentiren vereinigt die wahre Kirche und sind in Glaubenssachen unfehlbar. Der Bischof, eben in seiner besondern Eigenschaft als Träger und Vermittler des heiligen, die Kirche leitenden Geistes, hat die ausschließliche Verwaltung zweier Sacramente, der Ordination und der Firmelung, vor den andern Geistlichen der Kirche voraus.

Dies Dogma mußte folgerechter Weise in Wegfall kommen, als die Reformatoren die reine Verkündigung des Evangeliums und die richtige Verwaltung der Sacramente, d. i. des Abendmahls und der Taufe, als die einzigen Merkmale der wahren Kirche aufstellten, und durch die Idee des allgemeinen Priesterthums der Gemeinde den wesentlichen Unterschied des Standes der Priester vom

Stande der übrigen Christen aufhoben. Sie konnten darnach noch viel weniger einen Unterschied der Geistlichen als solcher unter einander gelten lassen. Daher kömmt's denn, daß die Ordination die der Landpfarrer empfangen auch noch für den Generalsuperintendenten giltig ist; daß die Ordination kein Privilegium des Bischofs blieb, so wie daß die Confirmation, die an die Stelle der katholischen Firmelung getreten, von allen Geistlichen mit gleicher Autorität verrichtet wird.

Dagegen trägt die bischöfliche Kirche Großbritanniens eben deshalb den Namen der bischöflichen weil sie durch die Anerkennung einer höhern Autorität der Bischöfe einen hervorstechenden Unterschied von allen anderen protestantischen Kirchen besitzt, die wohl auch Bischöfe aber Bischöfe ohne wesentlich höhere Autorität haben.

Die englische Hochkirche allein hat für ihre Bischöfe sowohl die Nothwendigkeit einer besondern Ordination, als auch die ausschließliche Ausübung der Ordination und der Confirmation festgehalten. Daß sie außerdem glaubt, durch die richtige Folge der Bischöfe in einem heiligen Verbande mit der ersten, der apostolischen Kirche zu stehen; daß sie in ihr eine herrliche Schutzmauer findet gegen die Beweglichkeit menschlicher Formen und Normen; daß sie in ihr den Besitz berufener Vertreter, erkorener Organe ihrer Gemeinschaft hochachtet; daß sie endlich

in ihr eine sichere Bürgschaft erkennt, die Idee der wahren Kirche in ihrem eigenen Schooße darzustellen: das ist eine unleugbare, eine durch die beständige Praxis wie durch die Sprache der Wissenschaft bestätigte Thatsache.

Dennoch wirft man die Frage auf, ob die bischöfliche Kirche diese Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich eben so sehr der katholischen nähert als sie sich von den Kirchen Luther's und Calvin's entfernt, lediglich als eine Sache der Verfassung betrachte, oder ob sie daran den Character und die Bedingung der wahren Kirche knüpfe.

Der Vorgang der katholischen Kirche kann aus drei Gründen keineswegs gleichgültig sein. Erstens enthält die anglikanische Confession nichts über die Verschiedenheit des episkopalen Characters in der englischen und in der römischen Kirche. Dadurch wird der Gedanke der Uebereinstimmung der erstern mit der letztern nothwendig nahe gelegt, und zwar trotz der Verwerfung des Papstes; denn einer Seits haben auch die Bischöfe Englands ihren Primas, andrer Seits integrirt das weltliche Oberhaupt Englands autoritätsmäßig das Concil der Bischöfe. Sodann sind die beiden einzigen ausschließlichen Aemter des katholischen Bischofs auch die des anglikanischen geblieben, obschon sie den Character des Sakraments ohne Ausnahme in allen protestantischen Kirchen verloren haben. Endlich hat die bischöfliche Hochkirche, die sich zugleich die katholische zu nennen pflegt, die vergangenen



Jahrhunderte ihres Bestehens hindurch, gegen die Dissenters im Lande ihrer eigenen Heimath einen strengen Character des Exklusivismus, ähnlich dem der römischkatholischen Kirche, ausgeprägt; eine Thatsache die man folgerichtig, und nicht eben mißverständlich, geneigt geworden ist, auch aufs Verhältniß des Anglikanismus zu den protestantischen Kirchen außer England zu beziehen. Wie weit man nun die Analogie der katholischen Kirche für die anglikanische in der angeregten Frage geltend machen darf, das bleibt freilich streitig; aber die Erscheinung des aus seinem Heimathsboden ganz natürlich hervorgewachsenen Puseismus einer Seits und Nationalwerke wie das des ehemaligen Staatsministers Gladstone: „Ueber Staat und Kirche“ andrer Seits geben dieser Analogie ein sehr nachdrückliches Gewicht.

Nach diesen Vorbemerkungen muß ich nun berichten, wie trotz der eigenthümlichen Verschiedenheit des deutschen Protestantismus und des englischen Episkopalismus ein gemeinschaftliches oder wenigstens ein solches Bisthum möglich geworden ist, in welchem sich die beiderseitigen Kirchenelemente als Bundesgenossen, als Freunde begegnen.

Das Bisthum in Jerusalem heißt und ist ein Bisthum der Vereinigten Kirche von England und Irland, mit einem Bischofe von gleicher Weihe mit allen anderen Bischöfen der Hochkirche. Es hat aber zugleich die Bestimmung, alle deutschen Protestanten im Oriente, sobald sie es selber wünschen, zu deutschprotestantischen Gemeinden zu vereinigen und

als solche unter seinen Schutz, unter seine oberhirtliche Fürsorge zu nehmen. Ihre specielle Leitung erhalten diese Gemeinden durch deutsche Geistliche. Diese Geistlichen kommen als Candidaten des Predigtamts und vollkommen so vorbereitet nach Jerusalem, wie sie die protestantische Kirche in Deutschland verlangt, um ihnen die Ordination zu geben. Ihre Ordination erhalten sie aber erst durch den Bischof in Jerusalem, nach vorheriger Verpflichtung auf die drei uralten ökumenischen Glaubenssymbole, die gemeinsame Bestandtheile wie der katholischen so der anglikanischen und der deutschprotestantischen Confessionen sind. Diese dergestalt ordinirten Geistlichen gebrauchen in ihren Gemeinden eine deutsche Liturgie, entnommen aus den kirchlich recipirten Liturgien Preußens und zu ihrem besonderen Zwecke vom Erzbischofe von Canterbury sorgfältig durchgesehen. Nur Eins behält sich noch in den kirchlichen Functionen dieser Gemeinden der Bischof vor den Geistlichen ausschließlich vor, das ist die Confirmation.

Offenbar hat sich hiernach der deutsche Protestantismus in eine gewisse Unterordnung unter den Anglikanismus begeben. Das liegt schon im Namen eines „anglikanischen“ Bisthums. Doch ein anderes lag von Anfang an außer dem Gesichtskreise der Stifter desselben; ein anderes war wohl bei der Tendenz einer Gemeinschaft völlig unmöglich. Es fragt sich nur: Ist in dieser nothwendigen Unterordnung des deutschen Protestantismus unter den

Anglikanismus die Würde des ersteren ungeschmälert geblieben.

Die Frage ist von der einen Seite bejaht, von der andern verneint worden. Jeder spricht nach seinem Verständnisse; ich spreche nach dem meinigen. Im „Bisthume zu St. Jacob in Jerusalem. Freiburg 1842.“ wird es als entschieden hingestellt, daß die anglikanische Kirche den Character des Exclusivismus wie immer so auch hier bewährt habe; sie habe ihn unverkennbar in dem doppelten Vorbehalte der Ordination und der Confirmation für den Bischof bewährt. Im „evangelischen Bisthume in Jerusalem. Berlin 1842.“ wird der anglikanischen Kirche der ausschließende Character gänzlich abgesprochen, und jener Vorbehalt nur als ein Bestandtheil der äußerlichen Kirchenordnung angesehen.

Wie verträgt sich aber die Ansicht der letztern Schrift, daß der bischöfliche Vorbehalt der Ordination in der anglikanischen Kirche „nur eine Frage der Verfassung, keine Frage der Lehre sei,“ und „daß die Kirche die Nothwendigkeit der bischöflichen Ordination durchaus nicht als ein Dogma aufstelle“ (Siehe S. 81.), mit den nachstehenden Betrachtungen derselben Schrift (Siehe S. 85.): „Die deutsche Kirche konnte nichts geschehen lassen, was auch nur von fern die Giltigkeit ihrer eigenen Ordination in Zweifel zu stellen scheinen konnte. Es war daher vollkommen unmöglich, daß sie ihre schon ordinirten Geistlichen sollte

von dem Bischöfe in Jerusalem oder von irgend einem anderen Bischöfe von neuem ordiniren lassen. Es wäre dies ein Bekenntniß gewesen, daß sie auf lebendigen Zusammenhang mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Kirche keinen Anspruch mache; daß die Weihe ihrer Geistlichen nur ein Menschenwerk sei, dem das Siegel der göttlichen Berufung fehle; daß ihre Diener nur Staatsdiener seien, die außerhalb des Staates keine Berechtigung hätten. Es würde eine Verläugnung der Kirche, eine Schmähung der eigenen geistlichen Mutter sein, von welcher die ganze Kirche Deutschlands sich mit Unwillen abwenden müßte.“ „Die englischen Prälaten haben nie, auch nicht durch die leiseste Andeutung, diese Forderung gemacht.“

Erscheint vielleicht auch nach diesen Betrachtungen noch die Frage der Ordination als eine bloße Frage der Verfassung, nicht der Lehre oder des Dogma's? Ich meine, dann hätten diese Betrachtungen wenig Sinn. Außerdem liefert die Erfahrung selbst einen für unsern Zweck sehr brauchbaren Beleg für die Anschauungsweise der Ordination von Seiten der englischen Kirche, worin freilich der letzte Satz der so eben angeführten Betrachtungen, betreffs der „Forderung der englischen Prälaten,“ eine nachdrückliche Beschränkung erhält. Das Baseler Missionsinstitut hat sich's nämlich seit vielen Jahren, trotz seines Widerstrebens, gefallen lassen müssen, seine zum Mis-

sionsdienste bereits ordinirten Zöglinge noch zum Empfange der giltigen Ordination nach London zu schicken, wenn dieselben in englischen Missionsstationen wirken wollten. Was sagt dies Beispiel einer entschiedenen Verwerfung der Ordination unserer Kirche von Seiten der englischen anders aus als daß die englische Kirche sehr geringschätzig von der unsrigen denkt? als daß die englische Kirche der deutschen eben jenes Bekenntniß zumuthet, „daß sie auf lebendigen Zusammenhang mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Kirche keinen Anspruch mache;“ „daß die Weihe ihrer Geistlichen nur ein Menschenwerk sei, dem das Siegel der göttlichen Berufung fehle?“ Und das eine Beispiel behält nothwendig seine allgemeine Beweiskraft, mag auch in andern Fällen die Aufstellung eines zweiten behindert oder umgangen sein.

Der nun für Jerusalem getroffene Ausweg, daß deutsche Candidaten, noch ohne die Ordination der vaterländischen Kirche empfangen zu haben, zur Ordination durch den anglikanischen Bischof nach Jerusalem kommen, ist doch wohl eben ein Ausweg, bei dem der englische Exklusivismus, wenn er anders überhaupt vorhanden ist, in voller Geltung zu verbleiben scheint. Kehrt der anglikanisch ordinirte Geistliche später nach Deutschland zurück, wird er dort zu neuer Wirksamkeit eine neue Ordination empfangen, oder reicht die Jerusalemische Ordination auch für Deutschland aus? Für den ersten Fall liegt die Beur-

theilung nach den obigen Betrachtungen der Schußschrift fürs evangelische Bisthum sehr nahe (Siehe S. 57). Darnach erscheint der Fall ganz unmöglich. Wird aber der zweite Fall genehmigt, wie konnte man dann anstatt der allernächst liegenden Ordination in der Heimath die Ordination in Jerusalem wählen, und durch die letztere die erstere, nicht vielmehr durch die erstere die letztere aufgehoben sein lassen?

So bleibt, meines Erachtens, nach dieser Seite die Unbequemung des deutschen Protestantismus an eine mit dem Dogma selber, allem Anscheine nach, wesentlich verknüpfte Forderung der anglikanischen Kirche bedeutend genug, um den Anstoß zu erklären, den man im Momente der ersten Bekanntwerdung daran in Deutschland genommen hat.

Was ferner das bischöfliche Privilegium der Confirmation anlangt, so möchte sich's gleichfalls schwerlich als eine unbedenkliche Aeußerlichkeit rechtfertigen lassen, da es doch an der katholischen Kirche einen zu gewichtvollen Vorgang besitzt und durch die Gegensätze des deutschen Protestantismus gegen Rom dogmatisch und principiell geläugnet worden ist. Dazu kommt, daß das vereinte Festhalten aller beider einzigen Privilegien des englischen wie des römischen Bischofs für die Kirche zu Jerusalem die Bedeutung eines jeden einzelnen noch erhöht.

Als nun vollends die officiële Anordnung des Bisthums zu Jerusalem durch den Primas von England mit dem Ausdrucke der „Hoffnung“ eingeführt wurde, „daß dasselbe unter Gottes Segen die wesentliche Einheit der Disciplin sowohl als der Lehre zwischen unserer eigenen (der anglikanischen) Kirche und den weniger vollkommen eingerichteten protestantischen Kirchen Europa's anbahnen werde,“ so war ein Schrei der Verwunderung aus dem Schooße der letztgenannten „weniger vollkommen eingerichteten“ Kirchen die natürlichste Folge. Mochte man auch den Ausdruck des Erzbischofs mildernd aus seinem Standpunkte erklären und den beregten Mangel an Vollkommenheit einzig auf unwesentliche Aeußerlichkeiten beziehen wollen: immer blieb bei der großen Mehrzahl der Argwohn haften, den Character einer exclusiven oder wenigstens auf römische Elemente der Katholicität stolzen Kirche, wie er in den Grundsätzen des Bisthums zu Jerusalem verlegend für den deutschen Protestantismus auftrete, so auch in den Worten des englischen Prälaten offen und verlegend zur Schau getragen zu sehen.

Doch ich verzichte auf den Versuch, Schein und Wesen zu einer unzweifelhaften Klarheit zu sondern. Ich glaube daß Andere mit einem besseren Auge als ich die Sache sehen, und wünsche, wenn ich anders dies noch wünschen darf, daß das Bisthum zu Jerusalem in der That den Weg angebahnt haben möchte zu einer Vereinigung der protestantischen Kirchen des

Continents sowohl als der großbritannischen Inseln, und zwar zu einer solchen Vereinigung, in der die Lauterkeit des protestantischen Princips vollkommen ungetrübt verbleibt.

Aber ein letztes Wort noch bin ich dem ursprünglichen Gedanken schuldig, aus dem das fragliche Bisthum hervorgegangen ist. Dieser Gedanke gehört bekanntlich dem erlauchten Fürsten an, in dem die protestantische Kirche der Gegenwart ihren großen Beschützer feiert. Eine öffentliche und ausführliche Darlegung hat derselbe in der bereits angeführten Schrift gefunden, die den Titel trägt: „Das evangelische Bisthum in Jerusalem. Berlin 1842.“

Als im Jahre 1840. der Orient in Kämpfen begriffen war, die den Bestand seiner politischen Erscheinung gewaltsam erschütterten, da war der Moment günstiger als je, um die Christen des gelobten Landes, um das gelobte Land selbst aus seiner traurigen Lage zu retten. Friedrich Wilhelm der Vierte widmete, sobald er den väterlichen Thron bestiegen, diesem Momente sein Augenmerk. Durch seine gemeinsamen Schritte mit den übrigen Großmächten Europa's sollte das Land, dem die Welt die größte aller Gnadengaben, die Erlösung, verdankt, zu seiner eigenen Erlösung vom alten schmachvollen Joche gelangen. Der Gedanke war würdig einer der ersten des neugekrönten Monarchen zu sein.



Wohl ging leider sehr bald aus blutiger Entscheidung, zumeist durch europäische Waffen, für Syrien und Palästina nichts anderes als der Wechsel des einen barbarischen Herrschers mit dem andern hervor: doch galt es noch das Eine was möglich schien, der einflußreichen Stellung der Großmächte zur Türkei Begünstigungen abzugewinnen, die theils dem Christenthume eine neue Zukunft im Oriente eröffneten, theils wichtige Verbindungen mit dem Oriente im Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie knüpfen ließen. Aus dem zweiten der genannten Gesichtspunkte stammt die Mission eines preussischen Generalconsuls für Syrien nach Beirut und die eines Viceconsuls für Palästina nach Jerusalem. Aus dem ersten entwickelte sich das Bisthum zu Jerusalem, zu dessen Geltendmachung der englische Name gewonnen wurde und zu dessen Errichtung des Königs Munificenz aufs Großmüthigste half.

Aus Allem ergibt sich Zweierlei. Des Königs ursprünglicher Gedanke steht da wie der Grundstein eines neuen heiligen Bundes, der den Triumph der Kreuzzüge ohne das Blut ihrer Millionen erringen sollte. Augenblicklich obwaltende Hindernisse im Rathe der Großmächte haben, wie urkundlich vorliegt, die Ausführung dieses Gedankens verkümmert. Was davon demohngeachtet geblieben, das hat es nicht eben zunächst mit der besonderen Form des anglikanischen

Bisthums zu thun. Die Idee, die dem Bisthume leuchtend vorgeschwebt, bleibt groß und herrlich; ist auch immer ihre Verwirklichung unter mancherlei Händen nicht die erwünschte geworden.

---

## Klöster in und um Jerusalem.

Hätte Jerusalem keine Klöster: Katholik und Grieche, sowie sämtliche Christen des Orients würden des wesentlichsten Bandes mit dem Boden der heiligen Stadt ermangeln. Was in Marseille oder Hamburg die Consulate der verschiedenen Nationen sind, das sind in Jerusalem die Klöster der verschiedenen Kirchen. Geistliche Repräsentanten der Diplomatie könnte man sie nennen. Durch ihre Vermittlung tritt der Pilgrim, welche Farbe des Bekenntnisses er auch tragen mag, denn auch der Protestant ist willkommen, in Beziehung zur Stadt und zu ihren Heiligthümern. Sie ersetzen ihm zugleich die Gasthäuser des Occidents; denn in den Klöstern wohnen alle die der fromme Drang oder auch der Forschungsseifer nach Jerusalem rief, mit Ausnahme weniger Amerikaner oder Engländer, denen die Missionäre ihrer Nation einen Anhaltspunkt bieten. Eigentliche Consulate gibt es hier weniger als anderwärts, und selbst die vorhandenen stammen zum Theil aus der neuesten Zeit. Katholischer Seits hat neben dem französischen Consul der sardinische seine Bedeutung; protestantischer Seits gibt's einen englischen und einen preussischen.

Ich hatte meine Wohnung wie die meisten neueren Reisenden in der sogenannten Casa nuova, die das lateinische Kloster ausdrücklich zur Aufnahme seiner Pilgrime hat erbauen lassen. Das lateinische Kloster selbst, San Salvador benannt und bewohnt von Franziskanermönchen, meist Italiänern und Spaniern, ist bedeutend, und bildet den Mittelpunkt für alle katholischen Klöster der Terra santa. Seine Kirche besitzt manche Herrlichkeiten, die von der edlen Freigebigkeit europäischer, aber meist früherer Fürsten zeugen. Die guten Väter klagten mir, daß Spanien, Frankreich und selbst Oesterreich jetzt nur noch selten schenken. Neuerdings haben ihnen vorzugsweise die Höfe von Neapel und von Sardinien eine großmüthige Theilnahme bewiesen; doch prangte im Kloster auch ein schönes Gemälde, das Ludwig Philipp in Lebensgröße darstellt und ein Geschenk seiner Huld ist.

Die Lebensweise im Kloster San Salvador ist von großer Einfachheit; Jerusalem ist ohnehin kein Terrän für Gutschmecker. Was besonders die Freuden der Tafel zu verleiden im Stande ist, das ist der Gebrauch des Weins, das hier nicht eben der besten Art zugehört.

Unter den zwölf griechischen Klöstern Jerusalems ragt vor allen das des heiligen Constantin hervor. Seine Geräumigkeit macht es zu einem Palaste; hier wohnen zur Osterzeit noch jetzt mehrere tausend Pilgrime. Seine beiden Kirchen mögen für ein griechisches Auge, das die

Ueberladung mit Bildern nicht beleidigt, prächtig sein. Herrlich ist aber für jedes Auge die Aussicht von der Terrasse des Klosters, die mit der Terrasse der heiligen Grabeskirche zusammenläuft. Da sah ich um mich die Stadt ausgebreitet wie ein Bild. Welche Vergangenheit schlummerte unter diesen Dächern zu meinen Füßen. Die bunten Minarets stiegen hoch auf über alle Umgebungen, wie fröhliche Gedanken erbaut über der Sabbathruhe Israels, über dem Ernste des christlichen Doms. Der niedere Höhenzug im Nordwesten rief mir die römischen Legionen unter Titus zurück; denn hier war's wo der blutige Richttag aufging über die Mauern der Prophetenmörderin. Im Osten stand der Delberg vor mir. Seine Delbäume schauten freundlich herüber auf die schwermuths-düstere Stadt. Wie ist er so jung geblieben, dacht' ich, und doch sind verheerende Jahrtausende über ihn gewandelt.

Außer diesen beiden Klöstern, dem der Lateiner und dem der Griechen, liegen auch die der Kopten, der Abyssinier, der Syrer, der Armenier in der Nähe des heiligen Grabes; so haben sie sich alle wie Kinder um die Mutter geschaart. Der Jüngste in diesem Bunde ist die anglikanisch-evangelische Kirche, deren Grundmauer auf der nördlichsten Höhe von Zion nahe bei der Citadelle sich erhebt.

An ihrem St. Jakobskloster besitzen die Armenier eine Perle unter den Klöstern Jerusalems. Es ist eben

so reich als es schön und groß ist. Seine Pilgerwohnungen, deren Zahl mehrere Hunderte beträgt, sind nett und bequem; sein Garten prangt mit stolzem Baumwuchse und überrascht durch seine Ueppigkeit; seine Kirche ist eines Glanzes voll der das Auge blendet. Ihren Standpunkt soll diese Kirche auf derselben Stelle haben, wo der heilige Jakobus enthauptet wurde; darum ist auch das Schauspiel der Enthauptung mehrmals bildlich darin dargestellt. Der Marmorboden ist mit feiner Mosaik geziert und mit prächtigen Teppichen überbreitet; die Thüren und die Kanzel sind mit Perlmutter und Schildkröte belegt; um die vielen, nur nicht eben immer geschmackvollen Bilder an den Wänden glänzt das Gold der Einrahmung; blizende Lampen hängen in großer Zahl. Ueber das Ganze senkt die durchbrochene, von vier Pfeilern getragene Kuppel ein mildes Licht.

Eine gar interessante Wanderung war die zum St. Johanniiskloster in Ain Karim, zwei Stunden von Jerusalem. Bald nachdem es Tag geworden und die Thore geöffnet waren, ritt ich zu Maulthier mit Dragoman und Führer durchs Pilgerthor über die steinigten, nur mit wenig Grün bewachsenen Höhen im Westen der Stadt. Nach drei Viertel Stunde Wegs kamen wir in einem freundlichen Thalgrunde ans Kloster zum heiligen Kreuze, das mit seinen festen Mauern und Thürmen nicht mehr als vier georgianische Mönche und eine bejahrte

Wartefrau einschloß. Die Letztere wurde sofort angewiesen, die Pfeife und eine Tasse Kaffee für den allerdings sehr frühzeitigen Besuch aufzutragen. Bald darauf führte uns der gefällige Prior in die alterthümliche, durch ihre Kuppel erhellte Kirche, deren reiche Freskomalereien mit kirchengeschichtlichen Erinnerungen erbaulich genug sind. Ein enges Seitengemach, in das wir nur tiefgebückt eintreten konnten, enthielt die Bibliothek mit vielen georgianischen, auch einigen syrischen armenischen und arabischen Handschriften. Griechische fand ich nicht; nur lagen auf dem Boden unter anderen Resten alter Handschriften auch mehrere griechische Blätter. Was ich darunter auf Pergament vorfand, das wurde mir gestattet zur Erinnerung mitzunehmen. Nach der Mittheilung, die Scholz vor mehr als zwanzig Jahren von der Bibliothek dieses Klosters gemacht hat, glaube ich daß seit seinem Besuche manches Werthvolle daraus den Weg nach Europa gefunden\*. Doch zweifel' ich nicht, daß auch das was noch geblieben des Studiums der Kenner werth sein möchte. Uebrigens

---

\*) Scholz zählte gegen vierhundert georgianische und zwar meist biblische Mss., fünfzehn syrische vom Neuen Testamente, aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, vierzehn griechische, kirchlichen Inhalts, aber auch mit den Werken des Johannes Damascenus aus dem 10. Jahrhundert, zehn unbedeutende arabische, sowie zwölf armenische und vier slavische, wahrscheinlich mit dem Texte des Neuen Testaments. Siehe Biblisch-kritische Reise u. s. w. Leipzig und Sorau 1823. Seite 148.

trägt das Kloster seinen Namen „zum heiligen Kreuze“ deshalb weil es auf der Stelle errichtet sein soll, wo das Holz zum Kreuze Christi gefällt worden.

Nachdem wir aus dem Thalgrunde wieder auf die Höhen gekommen waren, begrüßten wir in nordwestlicher Ferne auf dem Gipfel des Gebirgs die Burgruinen von Soba, wo wahrscheinlich Samuel der Prophet geboren worden und die tapferen Makkabäer gehaust haben. Bald darauf waren wir in Ain Karim, aus dessen Mitte das Kloster des heiligen Johannes aufs Stattlichste hervortritt. Es liegt in einem reich gesegneten Thale, das hohe, freundlich grüne Hügel umranken. Dies Kloster, von Franziskanern und zwar lauter Spaniern bewohnt, verdankt seinen gegenwärtigen Bestand dem Wohlwollen Ludwig's XIV. und gilt für das schönste unter allen lateinischen Klöstern des gelobten Landes. In seinen Mauern ruht ein Kleinod; das ist die Kirche mit der vermeintlichen Geburtsstätte des Vorläufers des Herrn. Diese Kirche tragen vier Pfeiler; Wände und Boden sind mit Marmor belegt. Unter den Gemälden die sie schmücken sind mehrere vortrefflich; über einem der Altäre hängt ein Johannes von Murillo. Auch eine Orgel hat die Kirche. Eine Marmorstiege führt zur Geburtsgrötte hinab, die in Marmor, Gold und Seide glänzt. Hier ist das eigentliche Heiligthum. Ein Altar hat über sich das Bild des Johannes. Eine Nische trägt in ihrer Mitte auf einem Marmorstein die Inschrift:



Hic praecursor Domini natus est. (Hier wurde der Vorläufer des Herrn geboren.) Darüber steht an der Decke von schwarzem Marmor ein weißes Lamm mit den Worten des Täufers: Siehe, das ist Gottes Lamm. Zierliche Basreliefs ringsum auf den Wänden enthalten die Geschichte des Johannes von der Heimsuchung seiner Mutter bis zu seiner Enthauptung.

Nähe im Norden vom Kloster besuchten wir, von einem freundlichen Franziskaner begleitet, das Terebinthenthal, das für den Schauplatz des Kampfes zwischen David und dem Philister-Riesen gehalten wird. Das Thal ist schön mit dem glänzenden Grün seiner Terpentinfäume; es hat auch einen rieselnden Bach voller Kieselsteine, worüber ich schon auf dem Wege von Ramle nach Jerusalem bei Kulonieh gekommen war. Berge mit Rebem, mit Oliven und Feigen beherrschen das Thal zu seinen beiden Seiten. Doch ist es fraglich, ob hier in der That der berühmte Kampf geliefert worden. Nach seiner Ortsbestimmung von Socho und Asoka, zwischen denen das biblische Gela gelegen, nimmt Robinson dafür mehrere Stunden südwestlich von St. Johann das heutige „Akazienthal“ an, in dessen Nähe er eine merkwürdige Terebinthe, vielleicht die älteste in Palästina, fand\*.

---

\* Die Terebinthe hat aus alter Zeit den Ruf Tausende von Jahren zu erreichen. Josephus erzählt von einer riesigen Terebinthe bei Hebron, die seit der Erschaffung der Welt stehen sollte.

Ein neuer Genuß stand uns bevor; die Johanneswüste lockte uns noch, obschon es ziemlich heiß geworden. Wir hielten nur kurz bei den schönen Ruinen vom Kloster der Heimsuchung, die malerisch am Abhange liegen. Aus den Ruinen heraus grünt's und blüht's; sogar prächtige Bäume, besonders Feigenbäume, sind daraus hervorgewachsen. Ich besuchte die Grottenkapelle darin, die der eigentlichen Begegnung Elisabeths und der Jungfrau gewidmet war, jener Begegnung, wo die Gebenedeiete unter den Weibern den Lobgesang ihrer Seele auf die Lippen nahm. Noch heute wird daselbst alljährlich das Fest der Heimsuchung begangen; das Magnificat anima mea Dominum, von den hellen Stimmen der Lateiner gesungen, mag da wohl das ganze Herz erquicken.

Eine Stunde später waren wir in der sogenannten Johanneswüste. Einsam ist sie wohl, von Bergen und Felsen umsäumt; aber sie ist nicht ohne Grün, ohne Quell, ohne Bäume, und bei dem Allen ist sie reizender als viele Gegenden des gelobten Landes. Die Johannesgrotte, wo der Prophet gewohnt haben soll, während er sich vorbereitete auf seine Predigt in der Wüste, besitzt einen fesselnden Zauber; für mich besaß sie ihn um so mehr, da ich eben zur Mittagsgast in ihre kühlen Schatten eintrat. Sie liegt mitten in einer romantischen Felsenwildniß, die am Hügel hängt und oben in die Ruinen alter Klostermauern ausläuft. Von da über sah ich einen weiten

Strich der Flachhöhe mit mehreren Dörfern. Unter der Grotte, deren Eingang von wucherndem Laube schön überkleidet wird, bricht aus kunstloser Felsenmauer ein starker Arm des klarsten Wassers hervor; er stürzt in ein großes von Schilf umwachsenes Bassin nieder.

Die Ueberlieferung kann irrig sein, die des prophetischen Predigers einsame Meditationen an dieses wildromantische Felsenthal knüpft; aber sie hat herrlich gewählt. Raphaels Johannes in der Wüste, das unübertroffene Meisterstück, hatte mich oft, als ich in den Gallerien der Medizeer lustwandelte, verloren im Anschauen vor sich gesehen; aber was ich heute sah, tauscht' ich nicht um Raphaels Bild.

Der Mittag war längst vorüber, als wir aufbrachen aus der reizenden Einsamkeit. Im Vorübereilen sahen wir noch, dicht beim Zusammenstoß zweier Wadis, deren einer von der dortigen Rosencultur das Rosenthal heißt, den Quell woraus Philippus auf dem Wege nach Gaza jenen Mohren, den königlichen Kämmerer, getauft haben soll; später hatten wir dicht zur Linken das verehrte Grabmal der Rachel; bei sinkender Sonne zogen wir ins liebe Bethlehem ein.

---

## Der siebente Trinitätssonntag.

Morgenwanderungen um Jerusalem. Abendfeier im  
heiligen Grabe.

Der erste Sonntag war's den ich in Jerusalem erlebte. Nicht eben Neues wollt' ich heute sehen; aber das was ich schon gesehen mit dem Auge des Sonntags wiedersehen und genießen mit dem ganzen Herzen.

Sehr früh stand ich mit meinen Begleitern am Stephansthore. Wenige Schritte zuvor war ich rechts die enge Straße hineingegangen, die am Teiche Bethesda vorüber zur großen Area der Moschee führt. Aber kaum hatte ich einen Blick durch's Portal der Area geworfen, so kreischte mir die Stimme eines verborgenen Wächters aus einem Winkel das Veto entgegen. Um so schneller standen wir am Fuße jenes Berges, der so oft Davids Gebete gehört hat bevor er noch dem Herrn sein Haus baute von den Cedern des Libanon.

So war ich denn im Thale Josaphat mit dem Kidron, in jenem Thale worauf der jüdische Glaube das große Abschiedswort seiner beiden Seher, Joel's und Zacharja's, bezieht. „Der Herr wird ausziehen,“ so riefen sie, „seine

Füße werden stehen auf dem Delberge, der sich mitten entzwei spalten wird; die Heiden werden sich aufmachen und heraufkommen zum Thal Josaphat: da wird der Herr richten alle Heiden um und um.“ So viele Jahrhunderte hindurch bis heute noch kommen aus allen Fernen gegen das Ende ihres Lebens fromme Juden hieher, um im Angesichte dieses Thales zu ihren Vätern versammelt und mit ihnen zur großen Stunde auferweckt zu werden. An diesen jüdischen Glauben hat auch der muhamedanische einen Anklang. Auch die Muhamedaner erwarten im Thale Josaphat das jüngste Gericht. Den Stein, worauf am Abhange des Delbergs ihr Prophet zur Stunde der Entscheidung stehen wird, bewahrt man schon jetzt in der Moschee el Afsa. Daher liegt auch dem großen jüdischen Gottesacker im Osten vom Kidron ein großer türkischer im Westen desselben gegenüber.

So ist der Delberg wie mit einem unvergänglichen Reize geschmückt; um die Stirn trägt er einen Kranz von Erinnerungen an die größte aller Zeiten; im Herzen soll ihm die verhängnißschwere Stunde der Zukunft ruhn.

Uebrigens ist der Anblick des Delbergs ein fröhlicher; er rechtfertigt heute noch seinen Namen, obschon vor Zeiten seine Delbäume gewiß viel dichter als jetzt gestanden haben.

Bevor wir aufwärts gingen, stiegen wir über eine niedrige Mauer hinein in den Garten Gethsemane oder

Dishesmanijeh, wie ihn die Araber nennen. Da seine Dertlichkeit so wenig kritisches Bedenken erregt, so erwacht leicht unter dem Schatten seiner acht Delbäume ein inniges Gedächtniß an die Stunden, die hier der Herr mit seinen Zwölf in der Stille des Abends zu verbringen pflegte, bis ihn der verrätherische Kuß getroffen. Den Stein selber, worauf Judas seinem Meister diesen Kuß gab, führt schon der Pilger von Bordeaux im Jahre 333. an; er wird jetzt im südöstlichen Winkel des Gartens bei einer abgebrochenen Säule gezeigt.

Ueber der Mitte des Wegs auf den Gipfel des Delbergs besitz die Tradition drei heilige Dertter. Der erste war früher durch eine Kapelle ausgezeichnet, von der jetzt noch die Trümmer stehen; da soll Christus die Seinigen das Vaterunser gelehrt haben. Der zweite, sehr unfern vom ersten, gilt für die Stelle wo der Heiland weinte über die Stadt und ihre Verblendung. Der dritte ist jene Höhle, wo die Apostel ihr Glaubensbekenntniß verfaßt haben sollen.

Bald hatten wir die flache Höhe des Berges erreicht, wo die Himmelfahrtskapelle mit den Ruinen einer alten Kirche und den verlassenen Mauern einer Moschee steht. Wir ließen uns die Kapelle öffnen; ich brachte aber nichts als eine Störung meiner Andacht heraus. Bekanntlich wird darin auf einem Steine ein Fußtritt des Herrn vom Momente seiner Auffahrt heilig gehalten. Dieser Fußtritt ist allerdings eben so kenntlich, eben so naturgetreu

wie der des Prophetendromedar's auf dem Sinai. Abgesehen vom Aergernisse dieses Fußtritts, ist es fraglich ob die Lokalität überhaupt mit Recht für den Schauplatz der Himmelfahrt angesehen werden kann. Gerade hierüber besitzen wir in den evangelischen Berichten genauere Angaben als über vieles andere. Zu Ende seines Evangeliums sagt Lucas: „Und er führte sie hinaus bis gen Bethanien und segnete sie. Und da er sie segnete, fuhr er auf gen Himmel.“ Hiernach erscheint allerdings die Tradition, die auf dem Gipfel des Delbergs die Himmelfahrtskapelle errichten ließ, als ein offener Irrthum. Aber Lucas spricht zum zweiten Male von der Himmelfahrt zu Anfang seiner Apostelgeschichte. Da läßt er die Augenzeugen derselben nach Jerusalem vom Delberge heimkehren, der einen Sabbathsweg (d. i. sechs Stadien oder 2000 Ellen) von der Stadt liege. Anders lassen sich, nach meinem Urtheile\*, diese Worte nicht fassen, als daß eben da Christus gen Himmel fuhr, woher die Apostel in die Stadt zurückkehrten. Zu dieser Angabe stimmt nun vollkommen die Lage der Kapelle. Läßt sich aber die Stelle der Apostelgeschichte mit der des Evangeliums in Einklang bringen? Ich antworte: Ja, wenigstens bis auf einen gewissen Grad. Noch jetzt läuft nämlich ein Weg nach Bethanien über die Höhe des Delbergs. Also

---

\* gegen Robinson; siehe sein *Valästina* Bd. II. S. 6. Note 1.

konnte der Herr seine Jünger über den Delberg bis gegen Bethanien, d. h. bis dahin führen wo Bethanien, fünfzehn Stadien von Jerusalem, nahe vor Augen liegt. Doch mag auch meine Auslegung manchen Einwendungen unterworfen sein, jedenfalls war es zu rasch, auf Grund der Stelle des Evangeliums über die Tradition mit Entschiedenheit abzusprechen, zumal da dieselbe die Empfehlung eines sehr hohen Alters besitzt. Denn kurz nach dem Ende des dritten Jahrhunderts erzählt Eusebius, daß schon damals zahlreiche Pilgrime aus allen Weltgegenden nach Jerusalem zusammenströmten, um auf dem Delberge da anzubeten wo Christus gen Himmel fuhr.

Das alte Minaret zur Seite der Moschee lockte uns zum Genuße seiner unvergleichlichen Aussicht. Hier schweift der Blick ins Weite nach allen Himmelsgegenden. Im Osten sahen wir das todte Meer, neben ihm die grünen Jordansufer, vor ihm der Wüste bleiche Sandhügel, hinter ihm das öde Moabiter-Gebirge, überkleidet vom goldenen Schimmer der Morgensonne. Nach Norden hinauf grüßten wir, über die Samuelsmoschee auf naher Bergspitze hinweg, unter leichtem Nebelschleier die Gruppe der Berge von Samaria. Nach Süden hatten wir das Gebirg Juda; die runde Kegelspitze des Frankenberg, mit seinem arabischen Namen das kleine Paradies genannt, lagerte am Horizonte; nicht weit von ihm waren wir auf den Höhen Bethlehems. Nach Westen endlich fesselte



uns Jerusalem selber. Seine platten Kuppeldächer lagen freilich dicht zusammengedrängt vor uns; doch unterschieden wir leicht, ein wenig rechts von der Tempelmoschee, die hier aufs Imposanteste dem Aug' entgegentritt, die heilige Grabeskirche über Golgatha. Gerade vor sich, in der Richtung zu uns heran, hatte sie das berühmte goldene Thor, durch das der Heiland seinen Festeinzug gehalten haben soll, während es jetzt sorgfältig vermauert gehalten wird, damit ja kein Ungläubiger zum Unsegen für den Halbmond durch dasselbe eingehe.

Im kleinen Dorfe, gleich hinter der Kapelle und der Moschee, trafen wir thätige Feldarbeiter, wie ich sie lange nicht gesehen hatte. Getraide lag aufgeschichtet; mit Ochsen wurde es ausgedroschen. Nachdem wir einen Trunk Milch aus freundlichen Händen empfangen hatten, stiegen wir, auf einem Wege der südwestlich läuft, wieder ins Thal Josaphat hinab. Wir kamen zum jüdischen Gottesacker, der sich am Fuße des Delbergs südlich von Gethsemane ausdehnt. Mehr als die vielen mit hebräischer Schrift belegten Grabsteine mußten uns die beiden uralten Grabmonumente beschäftigen, die jetzt gewöhnlich nach Zacharias und Absalom benannt worden. Diese Kinder einer grauen Vorzeit sind unberührt geblieben von allen Stürmen die während zweier Jahrtausende gewüthet gegen die heilige Stadt. Wie seltsame Träumer stehen sie da; wie Einsiedler einer heiligen Verborgenheit. Ein

Symbol ihrer Nation sind sie; ein Symbol von ihrem Festhalten am Boden und am Glauben der Väter, von ihrem unerschütterlichen Hoffen und Harren. Es ist als wär' ihr Auge unbeweglich auf die Stunde geheftet, die, wann sie aufgeht über dies Thal, das Haus Israel rächen und verklären soll.

Daß diese Grabmäler wenigstens so alt sind als die christliche Zeitrechnung, das steht außer Zweifel; obschon die Namen die sie tragen wenig Bürgschaft für sich haben. Im vierten Jahrhunderte bezeichnete der Pilger von Bordeaux die beiden Monolithe als die Gräber des Jesaias und des Hiskias: ein Beweis, daß schon damals ihre Erscheinung auf ein sehr hohes Alter deutete. Die Verwandtschaft ihres Baustils mit dem der Monumente in Petra macht geneigt, sie mit diesen in Verbindung zu bringen und bestätigt die Annahme ihrer gleichzeitigen vorchristlichen Erbauung. Doch wundr' ich mich nicht, wenn man mit Williams ernst und gelehrt unternimmt, wenigstens das Andenken Absaloms ursprünglich an das Monument seines Namens geknüpft zu erklären. Außer der Bibelstelle (2 Sam. 18, 18.), wo es heißt: „Absalom aber hatte sich ein Denkmal aufgerichtet, da er noch lebte; das stehet im Königsgrunde und heißt bis auf diesen Tag Absaloms Monument,“ spricht auch Josephus (Ant. 7. 10, 3.) von der „Denksäule Absaloms, die im Königsthale und zwar zwei Stadien von Jerusalem entfernt stehe.“ Der Ausdruck „Denksäule“ läßt sich wohl ohne Bedenken

auf das sogenannte Grabmal Absalom's anwenden, und die Berechnung von zwei Stadien Entfernung paßt auf dasselbe vollkommen.

Aber ich muß in wenig Worten eine Beschreibung von den Denkmälern selbst versuchen. Die zwei die ich hervor-gehoben, das des Zacharias und das des Absalom, sind aus dem lebendigen Felsen herausgehauen, so daß sie jetzt noch nach Norden, Osten und Süden zwischen Felsenwänden stehen. Das erstere, das des Zacharias, bei Andern als das des Josaphat bezeichnet, ist ein vollkommener Monolith, gegen dreißig Fuß hoch. Auf dem viereckigen Hauptkörper, dessen mit Bärenklau geschmückter Karnies nach allen vier Seiten auf Säulen mit ionischen Kapitälern ruht, steht eine Pyramide, zwölf Fuß hoch. Das Ganze, von ungefähr achtzig Fuß Umfang, nimmt sich wie ein kleiner Tempel vom solidesten Geschmacke aus. Einen Eingang sieht man nicht; doch könnte er sich unterhalb des jetzt sichtbaren Körpers befinden und verschüttet sein.

Das Grabmal Absalom's fällt weit mehr als sein Nachbar ins Auge; man sieht es sogar vom Delberge herab. Der Felsen in seinem Hintergrunde reicht nämlich nur bis an seine Mitte, zwanzig Fuß hoch. Bis zu dieser Höhe gleicht das Monument dem des Zacharias; so weit ist es auch aus dem Felsen selber herausgehauen. Dann folgen aber zwei Lagen gewaltiger Werkstücke, und

über ihnen erhebt sich ein kuppelartiger Thurm, dessen Spitze einen offenen Blumenfelsch bildet. Der obere Theil ist mit dem unteren gleich hoch; somit beträgt die Höhe des ganzen Denkmals gegen vierzig Fuß. Mehrere Fuß hoch hat man die eine der vier Felsenwände durchhöhlte; doch hat man auch unten einen obschon größtentheils wieder verschütteten Eingang. Mein Dragoman stieg durch die obere Oeffnung ohne Mühe ins Innere, das ein ganz ödes Ansehn hat und nur viele hineingeworfene Steine enthält. Auch außen am Grabmal liegen Haufen von Steinen, die sich von einer eigenthümlichen Sitte herschreiben. Die Muselmänner fluchen nämlich noch heute dem ungerathenen, gegen den eigenen Vater empörten Sohne, und pflegen zum Beweise ihrer Verachtung gegen sein Grabmal einen Stein zu werfen\*.

Nah hinter diesem Monumente öffnet sich in der glatten Wand des Felsen eine Grabhöhle, deren Portal

---

\*) Vielleicht erinnert man sich noch, daß ganz unlängst der wichtige Fund eines uralten hebräischen Pentateuchs in diesem Grabmale gemacht worden sein sollte. Die Berichte darüber waren sehr ausführlich. Mein Mißtrauen, das ich dagegen sofort unbedenklich in öffentlichen Blättern aussprach, da gewiß nimmermehr etwas Aehnliches in diesem Grabmale liegen und durch eine allmählich von Regenwasser erzeugte Oeffnung zu Tage kommen konnte, ist seitdem völlig bestätigt worden. Denn der glückliche Finder selbst hat seine Angabe dahin berichtigt, daß er an die Stelle des genannten Grabmals eine der Felsengrabhöhlen auf dem Wege von Jerusalem nach Bethlehem setzte. Ich glaube, er hätte auch irgendwelche andere Höhlen dafür angeben können.

einige Verzierungen hat; sie gilt fürs Grab des Königs Josaphat. Viel ansehnlicher ist aber eine andere Grabhöhle oder vielmehr die Grotte, die nach St. Jacobus benannt wird und zwischen den beiden beschriebenen Monolithen liegt. Zwei dorische Säulen schmücken ihren Eingang, der sich ziemlich hoch über dem Fuße des Felsen darstellt. Die Felsenhöhle selbst besteht aus einem Vorder- und Hinterraume und enthält mehrere Gemächer. Hier soll Jacobus der Apostel nicht eben begraben liegen, wie die übliche Benennung vermuthen läßt, sondern seine Zuflucht gefunden haben, zur Zeit als Christus im Grabe lag.

Von Gräbern kamen wir zu Gräbern. Gleich hinter dem großen jüdischen Begräbnißplatze stiegen wir in südöstlicher Richtung ein wenig aufwärts und standen bald darauf vor den sogenannten Gräbern der Propheten. Dies uralte Mausoleum wird schon von Josephus in seinen Nachrichten von der Belagerung durch Titus erwähnt. Er nennt es, jedenfalls seiner eigenthümlichen Construction halber, das Taubenhaus; ein Name, der sich noch heute rechtfertigt. Die Grabnischen sind darin nämlich wie die Höhlen in einem Taubenhause angebracht; sie bilden in zwei Reihen, deren eine über der andern, einen Halbkreis. Jede einzelne Nische ist eng und läuft horizontal in die Felswand. Das Ganze ist ein unterirdischer, im Kerne des Kalkfelsen ausgeführter

Bau. Die größern und kleinern Gemächer, die nach verschiedenen Richtungen weit in den Felsen hineingehen, machen daraus ein wahres Labyrinth.

Wir stiegen, gerade gegenüber der südöstlichen Mauer-  
ecke von Jerusalem, ins enge Thal zurück und wanderten  
aufs Dorf Siloam zu. Siloam ist eine merkwürdige Er-  
scheinung; es sieht aus als stammte es aus den Anfängen der  
Cultur, als stände es auf der Grenze des Troglodytenlebens.  
Es besteht aus lauter Felsenhütten und Felsenhöhlen,  
und lehnt sich unten an den Berg des Aergernisses an.  
Manche Grabstätten sind hier zu Behausungen für Men-  
schen und Heerden geworden; andere Todtenwohnungen  
liegen nachbarlich bei den Wohnungen der Lebendigen.  
Sieht man aus diesen schwarzen Felsengrotten Gestalten  
in jener malerischen Nacktheit mitten unter Heerden von  
Schafen und Ziegen hervorblicken, so glaubt man sich zu  
den Wilden irgend einer Insel des Oceans versetzt, zu denen  
noch kein Laut gedrungen aus dem Schooße der civilisir-  
ten Welt.

Nahе beim Ende des Dorfes ist das berühmte Wasser  
Siloah, jenes Wasser „das stille gehet,“ von dem der  
Prophet Jesaias ein so schönes Bild für das Haus Da-  
vids hernahm, wie es hinter dem Anscheine der Schwach-  
heit den Schutz des Gottes besaß, der das Bächlein  
mächtig macht über die Wogen des Euphrats. Einst  
mochte es wie ein Vertrauter der Geheimnisse, der Gebete

des Jehovatempels erscheinen, als es aus dem Herzen des Felsen, der den Tempel trug, still und sanft hervortrat. Jetzt fließt es noch immer in seiner Sanftheit, in seiner Demuth, nachdem schon längst die stolze Pracht des Salomonischen Wunderwerks in Trümmer gesunken.

Den Ruf besonderer, wohlthätiger Kräfte konnte der Teich Siloah nicht wieder verlieren, seitdem der Herr den Blindgeborenen zu ihm geschickt hatte, damit er dort sich wüsche und sehend würde. Man beschränkte aber seine Heilkraft nicht auf die Augen; namentlich sagt ein französischer Reisender zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aus, daß es die Sarazenen zum Waschen gebrauchten um sich einen angenehmeren Geruch zu geben. Wenigstens haben noch heute die Muhamedaner neben den Christen eine verehrende Vorliebe für Siloah, das ihr Prophet sogar für eine der Quellen des Paradieses erklärt haben soll.

Eine Merkwürdigkeit an der Quelle ist der schon längst beobachtete unregelmäßige Wasserzufluß, wenn auch nicht eben wahr ist was davon Plinius erzählt, daß in Judäa ein Bach an jedem Sabbathe austrockne, oder was der Pilger von Bordeaux berichtet, daß dies Wasser immer sechs Tage fließe und am siebenten Tage still stehe. Die Eigenschaft des Intermittirens, worauf sich natürlich die Merkwürdigkeit beschränkt, empfängt die Quelle Siloah von ihrer Mutter, der Quelle der Jungfrau, von der ich

schon früher\* gesprochen und erwähnt habe, daß der wunderbare Teich Bethesda im Evangelium Johannis mit ihr in Verbindung gestanden haben möchte.

Was nun die eigentliche Quelle Siloah heißt, das ist, gerade da wo der Hügel Ophla zwischen dem Thal der Räsemaker und dem Thal Josaphat spitzig ausläuft, ein kleines, einige Fuß tief ausgehauenes Felsenbecken, das durch einen unterirdischen Kanal von der nördlich gelegenen Quelle der Jungfrau gespeist wird. Aus ihm fließt das Wasser in den sehr nahen Teich Siloah oder auch Königsteich, der die Gestalt eines länglichen Vierecks hat. Die vielen Feigen- und Olivengärten, die am südöstlichen Fuße des Zion liegen, verdanken ihre üppige Frische den nahen Wassern Siloah.

Nur ein paar Schritte südlich vom Teiche steht ein prächtiger Maulbeerbaum, um dessen Stamm aufgeschichtete Steine einen Ruheplatz bilden. Die Tradition will daß hier der Prophet Jesaias zersägt worden. Wir trafen heute eine zahlreiche Gesellschaft Landbewohner, Männer und Frauen, um den Baum; sie ließen sich aber umsonst um einen Trunk aus Siloah in ihren Wasserkrügen ersuchen. Sie verlangten nämlich einen Bocksfisch, was unser Führer in diesem Falle für eine große Insolenz hielt. Wir flogen nun selber auf einigen Stufen zur

---

\* Siehe Th. I. S. 315.



Quelle hinunter und fanden das mit hohler Hand geschöpfte Wasser von einem sehr angenehmen Geschmacke.

Der letzte Haltpunkt unserer heutigen Wanderung, das Hafeldama oder der Blutacker, führte uns durch eine sehr berühmte Lokalität; es ist der Thalkessel, in den der Berg des Aergernisses sowie zu seiner Seite der Berg des bösen Rathes und gegenüber der südöstliche Rücken von Zion abfällt. Hier soll jener Ammoniter-Göze, der Molech mit dem Ochsenkopfe und den Menschenarmen, gestanden haben, zu dessen Dienste durch Kinderopfer Salomo, von heidnischen Weibern verleitet, und mit seinem Könige das Volk Gottes selber sich einst vergessen konnte. Vom Lärme der Trommeln, der zur Uebertäubung der Kinder gemacht wurde, wann sie schreiend auf den glühenden Armen des Gözen lagen, ist der Ort Tophet genannt worden. Von dieser gottlosen Verirrung Israels hat auch der Berg des Aergernisses seinen Namen; während sein Nachbar und Wahlverwandter, der Berg des bösen Rathes, vom angeblichen Landhause des Kaiphas daselbst benannt ist, worin der böse Rath gegen Christus gehalten worden.

Tophet ist aber zugleich der Anfang der Gehenna oder des Thales Hinnom, das nach der bekannten Stelle der Bergpredigt damals ein Symbol des höllischen Feuers war. Als nämlich die Israeliten den Gräuel des Molechdienstes erkannt hatten, pflegten sie, um ihren Abscheu vor dem berühmten Thale auszudrücken, die Leichname

grober Verbrecher sowie gefallener Thiere dahin zu werfen und zur Erstickung der bösen Dünste davon fortwährend Feuer zu unterhalten. Ich werde vom Gehennafeuer in der Bergpredigt wohl nie wieder lesen ohne das merkwürdige Thal selber vor Augen zu haben. Uebrigens herrschte heute in der That eine Lust im Thale, aus deren Bereich wir gern bald wieder herausstraten. Die Erklärung davon lag nahe genug an einem Sommertage mitten in der großen Gräberstadt Jerusalem's.

Am Berge des bösen Rathes liegt Hakeldama oder jener Töpferacker, den einst die Hohenpriester vom Blutgelde des Verräthers zum Begräbniß der Fremdlinge gekauft. Ich glaube daß die schon durch Hieronymus dieser Dertlichkeit gewordene Beglaubigung vollen Grund hat. Ganz nahe bei den vielen Gräbern im weichen Kalkfelsen wird noch heutzutage weißer Thon gewonnen. Auch scheint das Töpferthor des Jeremias gerade hieher geführt zu haben. Wir untersuchten die Gräber nicht; auch nicht den merkwürdigen alten Felsenbau, gewöhnlich das Leichenhaus genannt, worin Dr. Schulz, nach der Andeutung des Josephus, das Grabmal des Hohenpriesters Ananus vermuthet\*. Die dem Töpfer- oder vielmehr Blutacker von Anfang an gegebene Bestimmung hat ihm die Folge-

---

\*) Siehe: Jerusalem. Eine Vorlesung. S. 72. Vorher S. 39. steht eine Beschreibung des Grabmals.

zeit bestätigt. Denn schon in den Kreuzzügen wurde er von den Abendländern zum letzten Ruheplaz für Pilgrime geweiht. Wie viele fromme Herzen mögen seitdem mitten in der Freude, den höchsten Wunsch erfüllt zu sehen, auf dieser Stätte die Ruhe gefunden haben von allem Drängen, Treiben und Wandern. Ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, daß es schön sein muß, in Jerusalem zu sterben. Denkt man sich doch so gerne die schönsten Augenblicke zu den letzten; wenn sie auch so selten zusammentreffen.

Neuerdings ist an die Stelle von Hafeldama der südwestliche Rand des Berges Zion getreten. Von dort winkte das sogenannte Grab Davids zu uns ins Thal herab; dicht bei demselben besitzen die Amerikaner sowie gleich dahinter die Griechen und noch näher an der Stadtmauer die Armenier und die Lateiner ihre Gottesäcker. Wir begnügten uns heute sie aus der Ferne zu grüßen; denn es fehlte wenig, so hatten wir die Sonne des Mittags. Ich war daher recht froh als wir durchs Thal Gihon ans Jaffathor gekommen waren; von da erreichten wir in wenig Minuten die Casa nuova.

---

Ein paar Stunden des Abends hatt' ich mir vorgenommen in der Kirche des heiligen Grabes zuzubringen.

Ich wollte mich heute durch nichts stören lassen in meiner Andacht, weder durch die Betrachtung einer unwürdigen Geistlichkeit oder ihrer sinnlichen Cultusformen, noch durch gelehrte Zweifel an der Verlichkeit selber. Wären's auch nur die Räume, für die der Kreuzfahrer begeisterte Schaa-  
ren der Heimath Glück und Liebe geopfert, für die so viele der tapfersten Schwerter geblitzt, für die Millionen Herzen geblutet; wären's auch nur die Räume, die seit Helena's Pilgerfahrt aller Pilger Augen und Herzen gefesselt, ihre Thränen empfangen, ihre Gebete gehört: wo wären gleiche Räume auf dem weiten Kreis der Erde. Und hat die Ueberlieferung Recht; hat in diesen Räumen der Erlöser am Kreuze gehangen, hat er in ihnen nach der kurzen Sabbathruhe die Fesseln des Grabes auf ewig gesprengt: wer könnte in diese Räume eintreten, ohne dem Heilande wie ins eigene Aug' zu schauen, ohne ein ganzes Osterfest zu tragen in tiefster Seele.

Bevor wir in die Kirche traten, betrachtete ich das alterthümliche Portal; an einer der Säulen sah ich den Namen Dandolo eingegraben. Vor sechshundert Jahren stand der tapfere Doge an demselben Portale der Grabes-  
kirche. Die Thür fanden wir offen, obschon die türkischen Wächter links in der Vorhalle nicht fehlten; die christliche Gemeinde hatte heute freien Zutritt; daher trafen wir auch bereits eine andächtige Versammlung in den heiligen Räumen.

Als mich einst meine selige Mutter an ihrer Hand

in die Kirche führte, so wagt' ich kaum die Lippen zu regen; ich war gerührt wie's Kinde sind; sich selber unklar, aber herzinnig. Als ich nach vielen Jahren des Studiums in derselben Kirche meiner Vaterstadt vor die harrende Gemeinde trat, da war ich feierlich ergriffen; ich hatte das Bewußtsein des Berufes, unvergängliche Worte ins Gemüth der Brüder zu senken. Heut' schwankt' ich zwischen Kind und Mann, als ich vor dem Eingange der Kapelle zum heiligen Grabe stand, mitten unter einer Menge Orientalen, die auf den Knieen lagen und sich das Haupt vom Turbane entblößt hatten.

Bald traten wir in den engen vielerleuchteten und vielgeschmückten Raum mit der gespaltenen marmornen Grabesdecke. Ein lateinischer Padre las Messe; ich las daneben mit stummen Lippen was mir tief im eigenen Herzen stand. Ein Jahr früher schrieb ich, voll von den Gedanken des Glückes, Jerusalem zu sehen, an die fernen Lieben: Wann ich betend beim Grabe des Herrn stehen werde, da gedenk' ich eurer. In den höchsten Momenten der Weihe an die denken die man liebt, das hielt ich immer für die traueste Liebesgabe. Ich hatte heute nicht vergessen was ich damals schrieb.

Als sich Geramb in der Betrachtung erging, daß in der Grabeskirche alle christlichen Völker durch ihre Repräsentanten unaufhörlich ihre Stimme zum Preise Gottes erheben, rief er aus: Seltsam; nur eine Stimme hört man

nicht; es ist die der Protestanten. Ein Loblied stimmte freilich auch ich nicht an; aber ich freute mich doch in dem Glauben, daß dieser Augenblick gegen das Wort des Trappisten zeugte.

Die ganze Kirche war voll gottesdienstlicher Bewegung. Am zahlreichsten waren die Griechen in ihrer prunkreichen Kirche. In der Kapelle der Helena trafen wir armenische Priester, strotzend von Pracht. Auch einzelne Kopten wandelten umher, arm in ihren Gewändern und leidend in ihren Zügen, als wären sie in einem beständigen Acte der Pönitenz begriffen. Die Franziskaner in ihren dunkelbraunen Kutten hielten so eben ihre Prozession, an die sich mehrere Pilger angeschlossen hatten. Auch ich erhielt eine schöne Wachskerze zum Behuf der Theilnahme; ich zog es aber vor mit dem lieben Padre Lorenzetti allein die Stationen zu durchwandern. Die Prozession ging vom Mesaltar in der kleinen Lateiner-Kirche zur Säule der Geißelung, zum Gefängniß Christi, dahin wo die Kriegsknechte die Kleider getheilt, zum Orte der Kreuzesauffindung, zur Kapelle der Helena, zur Säule wo Christus mit Dornen gekrönt worden, zum Calvarienberge, zur Kreuzesstätte, zum Steine wo der Leichnam gesalbt worden, zum heiligen Grabe, dahin wo der Auferstandene als Gärtner gesehen worden, zur Kapelle wo Christus nach seiner Auferstehung seiner Mutter erschienen ist. Was mir an der Prozession gefiel, das war der

erbauliche Gesang der Franziskanerbrüder; sie erinnerten damit an ihr klang- und sangberühmtes Vaterland. In der Sakristei sah ich mehrere Textbücher für alle Prozessionen der Franziskaner zu Jerusalem; der Prior gab mir zum Andenken einen Abdruck davon.

Aus der Sakristei stiegen wir eine Treppe höher, wo in einer Kammer außer den Festgewändern der Lateiner zwei kostbare Reliquien aufbewahrt werden, nämlich das Schwert und die Sporen des edlen Gottfried von Bouillon.

Als wir in die Räume der Kirche, die jetzt ziemlich leer geworden, zurückgekehrt waren, bat ich mir's aus noch eine Stunde allein darin zu bleiben. Es ist mir eine theure Stunde der Betrachtung geworden. Ich dachte einige Augenblicke an die Skeptiker meines Vaterlandes, die mit so scharfen Messern die Nerven des positiven Glaubens zerschnitten zu haben meinen, und fragte mich nach den Gründen, die mich selber binden an's Wort der Schrift. Trotz meines kritischen Berufes, der mich seit sechs Jahren mitten hinein ins bewegte Forschungsleben unserer Zeit geführt, bin ich noch nicht zum gepriesenen Fortschritte gelangt; ich habe in der alten Ueberzeugung verharret, die ich vor sechs Jahren ausgesprochen. „Das christliche Leben,“ so lautet jene Ueberzeugung, „und noch mehr die christliche Kirche wurzelt durchaus in der vollen geschichtlichen Persönlichkeit des Gottmenschen. Die herr-

lich schillernde Seifenblase des poetischen Glaubens, wozu es verworrene Philosophenschulen gebracht haben, flattert durch die Lüfte zu kurzer Freude. Nicht umsonst steht im Gleichnisse vom Weinstock: Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht. Das in ihm Bleiben gilt's. Alles nothdürftige und krankhafte Anhalten an den Propheten von Nazareth, seines göttlichen Nimbus ledig, ist Komödie oder Verrätherei. Judas küßte den Heiland auch; aber gleich hinter ihm standen die Kriegsknechte mit Schwertern und Stangen."

Indem ich einsamen Schrittes, doch einsamer mit meinem Schritte als mit meinem Glauben, über diese Vertlichkeiten wandelte, die als irdisches Fundament der Predigt vom Gekreuzigten und Auferstandenen jener kleinen Schaar vor Augen lagen, deren Herz keinem Dinge so fremd war als der Lüge, deren Kopf ohne Zweifel unfähig war ein Gestirn zu erschaffen am Himmel der Gedanken: wie kühn erschien mir da die Verneinung der Wahrheit, daß Jesus der Christ sei. Freilich, die Schrift hat so viele Seiten, woran sich der Zweifel festhält, woran auch oft der harmlose Glaube sein Aergerniß nimmt. Ist es nicht, so fragt man, ein innerer Widerspruch daß die Offenbarung des Gottessohnes, die Botschaft von der Erlösung, zur Kunde und zur Norm für die Welt in Formen gefaßt worden, die so unbestimmt, so vieldeutig sind wie ein Gesetzbuch irgend eines zeitlichen Staates? Die Lösung, entgegn' ich, liegt



nicht weit vom Widerspruche. Die Kirche Christi ist eine lebendige That Gottes; sie war's von Anfang, sie ist's noch heute. Der Geist ist ihr Princip; der Geist aber läßt sich nimmermehr in die Fessel des Buchstaben fangen. Wie Christus einst mit dem Erdenleibe und zugleich mit der göttlichen Meisterschaft auftrat, so tritt er noch heute auf. Dort rief der Eine: Er hat den Teufel. Den Andern fesselte seine Weisheit. Der Dritte bekannte: Du bist Gottes Sohn. So viele sahen mit offenen Augen die Wunder von ihm und an ihm; sie glaubten dennoch nicht. Nur wen der Vater zog, der kam zum Sohne. Wie's geschehen, so ist's geblieben. Die Vieldeutigkeit der evangelischen Berichte hat uns die Ursprünglichkeit des Auftretens Jesu bewahrt. Dem Aergernisse mußte die Thür offen bleiben, sollte der Glaube der volle Glaube bleiben. Und die Mannigfaltigkeit der Auffassung, wie sie Matthäus und Johannes, wie sie Paulus und Jacobus bieten, die entspricht wunderbar der Mannigfaltigkeit der menschlichen Geister. Woraus manch unbesonnener Angriff gegen die Autorität der Bibel entsprungen, gerade darin liegt eine herrliche Bürgschaft ihrer universellen Bestimmung. Wahrhaftig, die Schrift nicht hat die Schuld, wenn sie der Unglaube verschmäht und die Weisheit meistert.

Aber der ärgste Kampf mitten im Schooße der Kirche ist dennoch eine traurige Thatsache. Manches Herz schlägt bange, das ihn sieht; selbst nicht am Angsttrufe fehlt es,

das Leben der Kirche möchte gefährdet sein. Hat der Angsttruf Grund? Dann wird er anfangen Grund zu haben, wenn das Bewußtsein lügen wird, daß über allen Augen, die an der kurzen Erscheinung haften, noch ein Auge wacht mit einem ewigen Sterne.

So hat mich Golgatha und das Grab des Herrn zu einem Bekenntnisse, zu einer Rechenschaft über den Glauben geführt. Steht man auf den todtten Steinen, über denen die Christliche Kirche sich aufgebaut, so fragt sich's leicht auch nach den lebendigen Säulen, auf denen ihr Gebäude ruht.

Die Stunde war mir schnell vergangen in diesen Räumen. Obschon mich nicht eben jetzt das Studium des Terräns beschäftigt hatte, so hatte mir doch das wiederholte Auf- und Absteigen die Lokalitäten des Grabgartens und des Felsenhügels veranschaulicht, so wie sie einst ohne die Maske des schmuckreichen Kirchenbaues gewesen sein möchten. Ich nahm heute noch nicht Abschied vom heiligen Grabe.

---

## Glaubenszumuthungen in Jerusalem.

Wohl gibt es keine Stadt der Welt, deren Terrän mit seinen Steinen und Ruinen der strengen Geschichtsforschung zu dieser Stunde noch so viele Merkzeichen ihrer Vergangenheit bietet wie Jerusalem. Dennoch hat sich damit die Begehrlichkeit müßiger Köpfe nicht begnügt; sie hat sich vielmehr auf Entdeckungen geworfen, die tief hinein ins Gebiet des Unglaublichen schweiften. Aber die Leichtgläubigkeit hat diese Entdeckungen um so lieber willkommen geheißen, da sie eine Art frommer Andacht zu nähren schienen, die seiner Zeit zahlreiche Anhänger zählte. Diese Zeit heißt noch nicht unter jedem Himmelsstriche eine längst verklungene; möchten sich auch unter meinen Lesern wenige finden, die das was ich Glaubenszumuthungen nenne, ohne ein sehr bedenkliches Auge betrachten werden. Freilich würde gewiß im Irthum sein wer der Tradition um ihrer schwachen Seiten willen ein völliges Schwachheits- oder Armuthszeugniß ausstellen wollte. Es ist nirgends rathsam, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Die via dolorosa, wer kennt sie nicht aus den vielen Nachbildungen in katholischen Ländern? Die zu Jerusalem

soll natürlich genau dieselbe sein die den Heiland zum Kreuzestode führte; sie läuft beim Hause des Gouverneurs nahe am Stephansthore aus und mündet in die Grabeskirche ein. Ich will über ihre Beglaubigung nicht rechnen; immer bleibt wahrscheinlich daß der wahre Todesweg Christi dieselbe Richtung und wohl auch eine ähnliche Gestalt hatte. Von den Besonderheiten, womit die Wanderungen durch die via dolorosa, abgesehen von ihren eigentlichen Stationen, bekannt machen, heb' ich nur einige für meinen Zweck hervor. Im Hause des Gouverneurs befindet sich das Zimmer wo Christus gefangen gesessen, eh' er vor Gericht geführt wurde. Nahe dabei sieht man in verfallenem Zustande den dunklen Gerichtssaal des Pilatus, sowie im ersten Stockwerke den Altan, wo Pilatus das Ecce homo ans Volk gerichtet. Etwa mitten auf dem Schmerzenswege trifft man das Haus des reichen Mannes, vor welchem der arme Lazarus gelegen. Wahrscheinlich verfiel man deshalb auf die Darstellung dieses seltsamen Hauses, weil angesehene Kirchenväter, wie Tertullian und Origenes, dem Gleichnisse des Herrn ausdrücklich einen faktischen Bestand unterlegten. Beim Tempel kennt man die Stelle, wo Christus die Ehebrecherin freigesprochen. Am Berge Zion hatte man da eine Kirche erbaut wo Jesus dem Blinden den Roth auf die Augen gelegt. Eine Straße war ehemals nach dem Judasbogen benannt worden, woran sich Judas erhängt hatte. Das Haus

des Zebedäus kennt man so gut wie das des Pharisäers, wo Maria Magdalena die Füße des Herrn gesalbt. Die Kirche der heiligen Anna enthält die Grotte der Empfängniß Maria's. Wo der Hahn gestanden als er gekräht, und wo Petrus gestanden als er ihn gehört, sowie auch die Stelle wo Petrus bitterlich geweint: das alles läßt sich nachweisen. Außerhalb der Mauern hat man gemerkt wo Salomo gefessen, um die Tempelarbeiter zu beobachten; ein Stein ist als der gewöhnliche Sitz des Elias bekannt; der verfluchte Feigenbaum stand nahe davon wo Christus das Vaterunser gelehrt.

Aber die kühnsten Griffe in die Vorzeit bezeichnen die Begegnung Abrahams und Melchisedeks, der Schauplatz der unternommenen Opferung Isaaks, endlich das Grab des Urvaters Adam selber. Dieses Grab ist gerade unter der Kreuzesstätte auf Golgatha. Sinnreich war's allerdings, den Anfang des Menschengeschlechts mit dem Acte seiner Erlösung so nahe wie eines Baumes Wurzel und Krone zu verknüpfen. Da man vor Zeiten sogar den Schädel Adams noch vorgefunden hat, so mußte wohl Golgatha das entgegengesetzte Talent von Hakeldama besitzen. Das Letztere nämlich, von dessen Erde auch das berühmte Campo santo in Pisa gebildet worden, soll innerhalb vier und zwanzig Stunden jeden Leichnam verzehren.

Doch ich darf nicht länger bei der Liebhaberei solcher überschwenglicher Merkwürdigkeiten verweilen. Mit den meisten derer die ich genannt versöhnt man sich dann wenigstens, wenn man's mit einigen hundert Spannen Landes ab oder zu nicht genau nehmen will.

---

### **Noch einige Erinnerungen im neuen Jerusalem an's alte.**

Keine Erinnerung ist den Kindern der heiligen Stadt theurer als die an den einstigen Jehovahempel. Aber keine andere drängt sich auch heute noch so unabweislich jedem Pilgrime auf, mag er sich innerhalb der Stadt ergehen, oder von den Nachbarghöhen auf ihre Kuppeln schauen. Denn das große, im Osten und Süden von der Stadtmauer umschlossene „edle Heiligthum“ (el Haram es Scherif), mit den beiden großen Moscheen auf seiner weiten Area, nimmt fast den vierten Theil der heutigen Stadt ein. Daß aber hier der Tempel gestanden, wer wüßte es nicht von allen die in Jerusalems Mauern weilen, sei er Muhamedaner, sei er Christ oder Jude. Und doch ruht über keinem der Alterthümer Jerusalems ein so dichter Schleier wie über diesem Tempel, von dem jetzt noch mancher Rest, manche Spur, besonders unter der Erde, sich finden mag. Der Haram ist nämlich für

alle die den Glauben an den Propheten nicht theilen unbetrethbar. Nur zwei Reisenden, und zwar Engländern, ist es in neuerer Zeit gelungen, einen Besuch in den unterirdischen Gewölben, die einst den Tempel trugen, abzustatten. Versuche, wie sie schon gemacht worden sind, durch irgend eine List das Heiligthum zu ergründen, würde unter den jetzigen Verhältnissen schwerlich Jemand vollenden, ohne erschlagen zu werden.

Den besten unter den möglichen Standpunkten, den Haram in der Nähe zu sehen, bietet das an der Nordwestecke desselben gelegene Haus des Gouverneurs, jetzt eine Caserne. Auf einer meiner ersten Wanderungen durch die Stadt führte mich der Padre Lorenzetti auf das platte Dach dieses Hauses. Als wir die Treppen hinaufstiegen, schloß sich uns sehr angelegentlich ein hinkender Invalide an, der durch seinen Stab, dessen er sich später zu unserem Besten bediente, eine gewisse Autorität gewann und bei der Betrachtung des Tempelplatzes unser sachverständiger Cicerone wurde.

Den Mittelpunkt der Area behauptet die Moschee Omar's, gewöhnlich Kubbet es Sachrah (Kuppel des Felsen) genannt; sie gilt für eine der großartigsten und geschmackvollsten Tempelbauten der Welt. Zwischen ihr und der Moschee el Akfa, die an die südliche Stadtmauer grenzt, steht gerade in der Mitte, von Oliven,

Orangen und Cypressen eingefaßt, ein großes Marmorbecken mit Quellwasser, das die andächtigen Spaziergänger sowohl zum Trinken wie zum Waschen einladet. Die Area selbst ist größtentheils mit Marmor belegt; der grüne Rasen, der da und dort hervorspriest, sowie zerstreut stehende Bäume, besonders Cypressen, stechen wohlthuend ab von der platten Steinfläche. Außer den beiden großen Moscheen stehen noch mehrere Gebetshäuschen auf der Area; das nach der Fatime benannte wird besonders ausgezeichnet. Endlich befinden sich zwei vorzugsweise verehrte Stätten an der östlichen Stadtmauer; die zur Linken der Sachrahmoschee heißt der Thron Salomo's, die zur Rechten wird für die Gerichtsstätte Mohammeds am jüngsten Tage gehalten.

Die berühmte Moschee selber ist ein achteckiges Gebäude, sieben und sechzig Fuß hoch, mit fast gleich hohen Fenstern an den Wänden. Es erhebt sich über einer Plattform, zu der acht Stufen hinaufführen und deren Länge von Osten nach Westen vierhundert fünfzig, von Norden nach Süden fünfhundert fünfzig englische Fuß beträgt. Das Achteck überwölbt eine graciöse, mit Blei gedeckte Kuppel, über deren Spitze ein goldener Halbmond glänzt. An den äußeren Mauern der Moschee bemerkt man grünlich schimmernde Mosaikarbeiten und um dieselben herum viele Sprüche des Koran in goldenen Lettern auf blauem Grunde.



Die drei Portale der Moschee, im Norden, im Osten und Süden, heißen das Himmelsthor, das Davidsthor, das Gebetsthor. Vor dem Davidsthore steht Davids Richterstuhl.

Im Innern ist das Merkwürdigste und Heiligste, gerade unter der großen Kuppel gelegen, der Felsen es Sachrah, von dem die Moschee selber ihren Namen hat. Auf ihm soll, wie selbst fromme Kreuzfahrer glaubten, Jacob geruht haben, als er die Himmelsleiter im Traume sah. Nur die Kaaba zu Mekka übertrifft diesen Felsen „des Paradieses“ an ehrwürdigem Ansehen für die Gläubigen; denn auf ihm soll auch der Prophet gestanden sein, als er gen Himmel fuhr.

Die Moschee el Akfa (d. i. die Entfernteste, nämlich von Mekka) macht eigentlich mit der Sachrahmoschee ein einziges Ganzes aus. Ihre Bauart ist die einer Kirche aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Wahrscheinlich ist sie aus der prächtigen Kirche, die Justinian um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erbaut und der Jungfrau geweiht hatte, hundert Jahre später durch Omar zu einer Moschee umgeschaffen worden.

Die Betrachtung des gefeierten Heiligthums der Gegenwart führt mich nothwendig zu einem wenn auch flüchtigen Rückblicke auf die vergangenen Heiligthümer, die sich einst über denselben Fundamenten erhoben haben. Dreitausend Jahre sinds daß Salomo dem Gott, „der ihm

so viel Weisheit gegeben als Sand am Ufer des Meeres liegt," jenen Tempel baute, dessen Herrlichkeit weltberühmt geworden. Schon David erzählt daß er dazu „in seiner Armuth" hundert tausend Centner Goldes und tausendmal tausend Centner Silber verschafft habe. Der Libanon lieferte seine Cedern; Tyrus half mit seinen Schiffen; Sidon schickte Künstler und Bauleute: so war in sieben Jahren der heilige Bau fertig, bewundert in einer Zeit die reich an Wunderwerken war. Aber seine Zukunft war kurz. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts seiner Dauer, nachdem ihn bereits wiederholt die rohe Hand der Plünderung getroffen hatte, wurde er von Nebucadnezar in den Flammen begraben.

Als die Juden fünfzig Jahre später aus Babylon zurückkehrten, brachten sie mit der Erlaubniß auch die Begeisterung heim, einen neuen Tempel zu bauen. Er wurde sofort unter Serubabel ins Werk genommen, aber erst in zwanzig Jahren nach verschiedenen Unterbrechungen vollendet. Dieser zweite Bau erreichte bei weitem nicht die Pracht und Größe des ersten. Mit Sehnsucht dachte man fort und fort des Salomonischen Gotteshauses, zumal seitdem Serubabels Tempel durch Antiochus Epiphanes geplündert und götzendienstlich entweiht worden war.

Die Sympathien des Volkes theilte und benutzte Herodes der Große. Mitten in den Schöpfungen, durch die er die alte Davidstadt wieder jung an Glanz und Schön-

heit machte, faßte er auch den Plan eines neuen prächtigen Tempelbau's. Er ließ zu diesem Behufe das vorhandene Bauwerk größtentheils abtragen und rief durch den neuen Aufbau, dessen Beschreibung Josephus hinterlassen, manche der Salomonischen Herrlichkeiten wieder ins Leben.

Die Hallen dieses Tempels waren es unter denen der Heiland gewandelt und viele Reden seines göttlichen Mundes ans Volk gehalten. Seine Mauern, seine Steine waren es die das Auge der Jünger bewunderte, als der Heiland seine erschütternde Prophezeiung aussprach. Vierzig Jahre später erfüllte sich diese Prophezeiung. Denn die Zerstörung der Stadt durch Titus traf auch den Tempel. Er war das letzte Bollwerk der verzweifelten Kämpfer; sogar dann hielt er sich noch als die feste Burg genommen war. Jeder Zoll seines Hofraums kostete den Römern Feuer und Blut; erst als die Flammen aus ihm loderten, wurde er selber eine Beute des Sturmes.

Was nach der großen Katastrophe zuerst an seine Stelle trat, war eine jener Ironien in denen sich Hadrian so wohl gefiel: ein Tempel des Jupiter, mit des Kaisers Reiterstatue gerade da wo das Allerheiligste gestanden. Idol und Statue dauerten eben so lange als Salomo's Tempel; denn erst Justinian schmückte den alten trauernden Tempelberg mit einer christlichen Kirche. Diese Kirche wurde unter Omar vor der Mitte des siebenten Jahrhun-

derts zur türkischen Moschee, und an ihrer Seite erhob sich fünfzig Jahre später die gefeierte „Felsenkuppel.“

Beide erlebten die hundertjährige Episode der christlichen Herrschaft zu Jerusalem. Aber ehe das Kreuz den Halbmond verdrängte von der stolzen Kuppel, hatte Tancred ein so schreckliches Blutbad auf ihrem Marmorboden gehalten, daß ein Zeitgenosse davon berichtet, „man sei im Tempel bis an die Kniee im Blute geritten.“ Von Baldwin dem Zweiten wurde Justinians ehemalige Kirche einem jungen Ritterorden geschenkt, der davon den Namen der Tempelritter empfing.

Als aber Salaheddins Schwert über der heiligen Stadt bligte, da verschwand mit den christlichen Waffen auch das Kreuz schnell wieder aus den beiden Gotteshäusern, deren Räume, durch den christlichen Unglauben entweiht, mit Rosenwasser gereinigt wurden. Seit Salaheddin ist der Haram es Scherif unbehelligt das geworden was er bis zu dieser Stunde geblieben ist.

Das ist die Geschichte der Heiligthümer auf Jerusalems Tempelberg, worauf zuerst der berühmte Tempel Salomo's gestanden. Seine Dauer war freilich kurz; so vieles ist in zwei Jahrtausenden über seinen Trümmern gebaut und wieder zerstört worden. Aber trotz dem zeugen noch heute die Mauern des türkischen Heiligthums von jenem Wunderbau. Denn an mehreren Stellen, besonders an der südöstlichen und südwestlichen Ecke dieser Mauern,

sieht man noch heute so kolossale und zugleich mit Kunst bearbeitete Steine, daß man ihre Verwendung zum äußersten Mauerwerke des Tempels unbedenklich auf Salomo zurückführt\*. Merkwürdige Trophäen sind's, Trophäen des Sieges der menschlichen Kunst über die allgewaltige Zeit. Wie sie vor dreitausend Jahren gelegt worden sind, so liegen sie noch immer, unerschütterlich wie der Fels der sie trägt; gleich als hätte der lebendige Gott, dessen Tempel sie umschlossen, sie gelegt mit eigenem Finger und zum ewigen Merkzeichen gesetzt, daß er gewohnt auf seinem Berg bei seinem Volke.

Noch einmal muß ich von Gräbern sprechen, diesen treuesten und oft so beredten Zeugen der Vergangenheit. Ein Grab, an das zu denken sehr nahe liegt, ist das Grab Davids. Petrus rief in seiner Rede am Pfingstfeste aus: Davids Grab ist bei uns bis auf diesen Tag. Hatte sich das Grab des großen Königs tausend Jahre

---

\* Siehe Robinson's Palästina 2c. Band. 2. Seite 62., wo Messungen von mehreren jener Steine stehen. Der Eckstein an der Westseite (in Südwesten) mißt 30 Fuß 10 Zoll in der Länge bei  $6\frac{1}{2}$  Fuß Breite. Mehrere andere Steine wechseln zwischen  $20\frac{1}{2}$  bis  $24\frac{1}{2}$  Fuß Länge bei 5 Fuß Dicke.

erhalten, so mußte es bedeutend und hervorstechend sein. Außerdem erzählen uns die Bücher der Könige und der Chronik oft und bestimmt genug von dem königlichen Begräbniß, worin David und Salomo, sowie acht ihrer fürstlichen Nachfolger nebst einem Hohenpriester beigesetzt worden sind. Und in der That findet sich im Norden von Jerusalem, etwa eine Viertelstunde vom Damaskusthore, ein großartiges Grabmal, das den Namen der Gräber der Könige trägt. Ich bin wie so viele andere Reisende in diesen dunklen Felsenräumen gewesen, die ich einen unterirdischen Gräberpalast nennen möchte. Sie sind nicht wie andere Gräber um Jerusalem in der Felsenwand eines Thales, sondern mitten in der Tiefe des Felsen selbst durch Aushöhlungen angelegt. Man muß zuerst wie in eine große viereckige in den Felsenboden eingesenkte Cisterne hinabsteigen, in deren westlicher Wand sich ein mächtiges Portal öffnet, das, wenn gleich seiner Säulen beraubt, noch jetzt bewunderungswürdig ist durch die herrlichen Bildhauerverzierungen die es umgeben. Das Portal führt zunächst zu einer gewölbten Vorhalle, einem länglichen Vierecke; aus ihr geht man durch eine niedrige Thür an der südlichen Wand in ein großes viereckiges Gemach, aus dessen drei Wänden Eingänge zu den eigentlichen Todtenkammern mit geräumigen Grabnischen an den Seiten führen. Alles was ich hier sah zeugt von ungewöhnlicher Pracht und Kunst, namentlich auch die

Reste von marmornen Sarkophagen, die da und dort zerstreut liegen.

Unser Besuch daselbst hatte übrigens der Beschwerlichkeiten genug; namentlich fanden wir den ersten Eingang nach dem Portale mit Steinen fast gänzlich zugeworfen. Dabei hatte mir mein Führer, ein New-Yorker der in Jerusalem ansässig ist, die Besorgniß beigebracht, wir möchten in diesem Fessengefängnisse von Beduinen oder Albanesen überrascht werden, zumal da wir zu seinem Schrecken einen kleinen Trupp der letzteren im Olivenhaine zwischen dem Thore und den Gräbern angetroffen hatten.

Mag aber nun dieses großartige Begräbniß seinen Namen mit Recht führen und in der That die Gebeine der jüdischen Könige in sich gefaßt haben? Seine Pracht, seine Besonderheit spricht vollkommen dafür, aber seine Lage widerstrebt. Denn das Grabmal Davids und der „Kinder Davids“ lag auf Zion; das steht fest, weil es ausdrücklich bezeugt wird. Mit größerem Rechte läßt das vorliegende Begräbniß an andere königliche Grabmonumente denken, nämlich an die des Königs Herodes. Die herodianischen Gräber, deren Kostbarkeit unzweifelhaft ist, erwähnt Josephus in seiner Geschichte des jüdischen Krieges so, daß sie an der damaligen nördlichen Stadtmauer liegen mußten, deren Spuren noch heute dicht bei den sogenannten Königsgräbern vorbeilaufen. Ich

wußte daher nicht was der Ansicht widerspräche, welche die Königsgräber für die Gräber des Herodes hält; sie bestätigt sich auch noch dadurch, daß Schulz das Grabmal der Königin Helena von Adiabene, dem Robinson seine Stelle in den Königsgräbern anzuweisen suchte, mit gutem Grunde auf der nordwestlichen Höhe bei der Stadt nachgewiesen hat.

So bleibt uns aber immer noch die Frage nach den wahren Gräbern der jüdischen Könige übrig. Sollte vielleicht gar die Ueberlieferung glaubwürdig sein, wornach das Grab Davids auf dem südlichen Abhange von Zion liegt und daselbst von einem Scheik bewacht wird? Dort steht nämlich neben einer Moschee und einem ehemaligen Franziskanerkloster ein uraltes Kirchengebäude, wovon bereits im vierten Jahrhunderte, wie's scheint, Erwähnung geschieht. Darin wird ein öder Saal als der Schauplatz der Einsetzung des Abendmahls sowie der Ausgießung des heiligen Geistes und noch anderer heiliger Vorgänge verehrt, und unterhalb dieses Saales vermeint man das Grab Davids zu besitzen. Ich selber sah es nicht; denn es wird von seinem muslimitischen Wächter eifersüchtig vor jedem christlichen Auge verborgen gehalten.

Hierbei versteht sich leicht von selbst daß dieses Monument, dessen Gestalt dem Grabe eines Santon oder türkischen Heiligen gleicht, nichts anderes ist als ein türkischer Ueberbau, unter dessen Boden das eigentliche Grab



im Felsen verborgen sein mußte. Woher stammt aber die daran geknüpfte Tradition? Ihre geschichtliche Verfolgung zeigt, daß die Erinnerungen ans Abendmahl und ans Pfingstfest schon im vierten Jahrhunderte der heutigen Lokalität angehörten, während die Annahme vom Grabe Davids erst nach den Kreuzzügen hervorgetreten ist. Deshalb möchte ich vermuthen, daß jenes Pfingstwort des Petrus: Sein Grab ist bei uns bis auf diesen Tag, Veranlassung geworden ist, gleich zu den Füßen des Redners das Grab selber zu suchen, zumal da die alten Nachrichten dagegen keinen Widerspruch erhoben.

Doch meiner Vermuthung stellt sich eine andere gegenüber. Der Rabbi Benjamin von Tudela im zwölften Jahrhunderte erzählt nämlich in seiner Reisebeschreibung, die wohl den Verdacht der Unächtheit nicht rechtfertigt, folgenden seltsamen Vorfall.

„Der Patriarch von Jerusalem ließ eine eingestürzte Mauer der Zionskirche aus Steinen der alten Zionsmauer wiederherstellen. Zwei Arbeiter brachen zur Mittagszeit ohne ihre Kameraden Steine aus. Da entdeckten sie unter einem Steine die Oeffnung einer Höhle; sie gingen hinein und fanden einen Palast auf marmornen reich verzierten Säulen, sowie vor dem Palaste einen Tisch mit goldenem Scepter und einem Diadem. Ähnliche Monumente waren daneben, auch standen mehrere verschlossene Kisten dabei. Als aber die beiden Männer in den Palast

eintreten wollten, warf sie ein heftiger Wind, von der Oeffnung der Höhle her, wie todt zur Erde nieder. Erst am Abende erholten sie sich wieder und verließen die Höhle. Sie berichteten die Sache dem Patriarchen; der Patriarch theilte sie dem Rabbi Abraham dem Frommen mit. Der Rabbi erklärte die gefundenen Monumente für die Gräber Davids und Salomo's. Als aber die beiden Arbeiter weiterer Nachforschungen halber besucht wurden, waren sie bettlägerig und aus Gottesfurcht zu keinem neuen Schritte in die merkwürdige Höhle zu bewegen. Darauf wurde der Ort auf Befehl des Patriarchen vollkommen wieder verdeckt." Benjamin von Tudela setzt noch hinzu, von Abraham dem Frommen habe er selbst die Mittheilung des Vorfalles erhalten.

Dieser Erzählung mißt Dr. Thénius, der unlängst den Gräbern der Könige von Juda eine besondere Abhandlung gewidmet hat\*, in der Hauptsache Glauben bei und leitet davon, mit Zuziehung verschiedener Gründe, die jetzt bestehende Tradition vom Grabe Davids her. Dagegen mögen sich nun freilich gar leicht Zweifel erheben lassen. Demohngeachtet theile auch ich die Meinung, daß in der nächsten Umgebung dieses traditionellen Grabes die

---

\* Siehe Illgen's Zeitschrift für die historische Theologie. 1844. 1. Heft S. 1 — 60: Die Gräber der Könige von Juda, vornehmlich durch Berichtigung der Topographie des vorerilischen Jerusalem nachgewiesen von Otto Thénius.

wahren Königsgräber im Schooße des Felsen verborgen liegen. Ihre neue Auffindung wird ohne Zweifel selbst einer mühsamen Forschung durch gewichtvolle Resultate lohnen. Schätze hat man darin, nach Josephus, bereits zwei Mal seit ihrem Bestehen gefunden; der Hohepriester Hyrkanus soll dreitausend Talente, Herodes einen reichen Schmuck von Gold und Kleinodien daraus genommen haben: Nachrichten, die wenigstens nicht alles Grundes ermangeln möchten. Ich meines Theils wünschte sie so glaubwürdig als möglich zu machen, wenn dadurch die rechten Hände gewonnen werden könnten, um die Entdeckung der Gräber der Könige von Juda kräftig ins Werk zu nehmen. Thenius räth zu Nachgrabungen innerhalb der Mauern des amerikanischen Gottesackers, unter dem Vorwande der Errichtung eines Todtenhauses. So lange Jerusalem in seinem gegenwärtigen Bestande beharrt, läßt sich dieser Rath zur Beachtung empfehlen.

### Bethlehem. San Saba am todten Meere.

Meine Ankunft in Bethlehem hab' ich schon berichtet. Ich kam mit meinen beiden Begleitern aus der Johanneswüste; die Sonne sank, als ich auf ihren felsigen Hügeln über einem Teppiche hellglänzender Delbäume die Stadt

begrüßte, die der Mund des Propheten „mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda“ genannt. Unbeschreiblich wohlthuend war mir der Anblick Bethlehems; der Eindruck den seine Erscheinung machte stimmte so vollkommen zu den Gedanken die ich mitbrachte. Es trug wie einen Schein der Verklärung; Alles war so schweigsam um mich her, als hätte ein Moment der Andacht das alltägliche Geräusch begraben. Bethlehem sah aus wie ein Sonntag, ernst zugleich und lieblich.

Der Sonnenuntergang mußte mich des Sonnenaufgangs gedenken lassen, den die Welt diesem Städtchen verdankt. Wer könnte ihm nahen ohne davon voll zu sein. Was wäre die Welt, wäre über sie das Licht aus Bethlehem nicht aufgegangen. Wie die arme Magd zur Gebenedeieten aller Mütter, so war die bescheidene Hügelstadt von Juda zur Gefeiertsten unter den Städten der Erde erkoren.

Seit der Geburt des Heilands ist nicht nur sein Name in Aller Gedächtniß geblieben; seine Hügel, seine Felsen, seine Mauern sind auch unverrückt vor den Augen aller geblieben die ins heilige Land gepilgert; denn an Bethlehem hat sich noch kein Zweifel versucht. Aber seine Berühmtheit reicht weit über die christliche Aera hinaus; tausend Jahre früher als es der Welt den König mit der Dornenkrone, den König im Reiche der Wahrheit bescheerte, hat es dem Hause Israel seinen königlichen Psalmsänger

und Gotteshelden bescheert. David und Christus stammen aus Bethlehem; diese Landschaft ist's die ihr Auge gesehen, als es zum ersten Male sich öffnete unterm blauen Himmelszelte: mit diesem Gedanken ritt ich dem Kloster entgegen, das mit seinen hohen Mauern über dem tiefen Thale im Norden sich ausnimmt wie die Burg von Bethlehem, dem es selber auf einem Nachbarhügel, über hundert Schritte entfernt, stattlich gegenüber liegt.

Auf dem weiten, mit Steinplatten gepflasterten Plage vor der Klosterthüre trafen wir zahlreiche Einwohner von Bethlehem, die ein gutes Aussehen hatten; auf der steinernen Bank am Kloster saß auch ein Franziskaner, der uns mit einem freundlichen Willkommen entgegenkam. Das Kloster mit seinen umfangreichen Räumen wird zugleich von Lateinern, Griechen und Armeniern bewohnt, obschon nichts weniger als ein brüderlicher Friede in dieser Genossenschaft herrscht. Die Klagen über die Unfreundlichkeit und Anmaßung der Griechen gehörten zu den ersten Mittheilungen, die mir nach dem Eintritte ins Kloster vom lateinischen Prior gemacht wurden.

Diesen Abend noch besucht' ich die Kirche. Das Hauptschiff derselben hat eine großartige Anlage; vier Reihen Marmorsäulen, deren Glanz jedoch nicht mehr blendet, zieren es; sein Dach ist ungewölbt und ruht auf einem Bau von Balken aus Cypressenholz. Die Wände sind schmucklos; sie scheinen eines früheren Schmuckes

beraubt worden zu sein. In den Fensterwölbungen schimmern Reste jener schönen Mosaik von Goldglas, die noch die Sophienmoschee zu Constantinopel so wie andere alte Kirchengebäude schmückten. Dieses ganze Schiff der kreuzförmigen Kirche steht aber verlassen und öde; nur die Flügel des Kreuzes sind im Gebrauch, und davon besitzen die Lateiner allerdings den geringsten Theil in ihrem St. Katherinenkirchlein.

Dieses Kirchlein, das ich zu meiner Freude mit einer Orgel ausgestattet fand, steht durch einen unterirdischen Gang in Verbindung mit dem Heiligthume, das fünfzehn Treppenstufen unter dem Hochaltare der armenischen und griechischen Kirche liegt. Das Heiligthum ist eine niedrige Felsengrotte, an der Decke gewölbt, auf dem Boden mit weißem Marmor belegt, an den marmornen Wänden mit seidenen Stoffen behangen. Mitten zwischen den zwei Treppen, die zum Hochaltare der Kirche hinaufführen, ist in einer Nische die Stätte die als die Geburtsstätte des Heilands verehrt wird. Viele Flämmchen aus silbernen Lampen umleuchten sie Tag und Nacht; eine kleine Marmortafel auf niederen Säulen dient zu ihrem Altare; vor demselben ist eine Stelle des Fußbodens durch einen silbernen Strahlenfranz mit eingelegtem Jaspis ausgezeichnet und lateinisch mit den Worten beschrieben: Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren. Wenige Schritte südlich von der Geburtsnische steht die mar-

morne Krippe, und der Krippe gegenüber liegt, von einer Marmorplatte überkleidet, der Stein worauf die Jungfrau saß, als sie die anbetenden Könige empfing. Ein Oelgemälde, das diese Scene vergegenwärtigt, hängt darüber; ein anderes im Hintergrund der Grotte stellt die Jungfrau mit dem Kind im Schooße dar.

Ich gestehe, daß mir die Grotte einen feierlichen Eindruck machte. Auch zweifelt ich nicht, daß der Text bei Lucas, obschon er nur von der Krippe außerhalb der Herberge spricht, die Annahme einer Grotte als der Geburtsstätte Christi zuläßt; denn noch heute ist nichts gewöhnlicher in Palästina und andern Ländern des Orients als die Benutzung von Fessengrotten zu Stallungen, so daß Lucas diesen Umstand nicht besonders hervorheben mußte. Uebrigens ist die jetzt verehrte Grotte, wie ich schon früher erwähnt habe\*, nachweislich bereits um die Mitte des zweiten Jahrhunderts zu ihrem Ruhme gelangt, und das Kirchengebäude selbst, das jetzt zu ihrer Verherrlichung dasteht, stammt von der Pietät der Kaiserin Helena.

In dem unterirdischen Gange, aus dem einige zwanzig Stufen in die Katharinenkirche der Lateiner hinaufführen, wird, außer dem Altare Josephs, dem Altare der unschuldigen Kindlein, den Gräbern des Eusebius von

---

\* Siehe oben S. 31.

Cremona sowie der edlen Römerinnen Paula und ihrer Tochter, besonders eine Kapelle nebst noch einem Grabe heilig gehalten. Beides gilt einem Manne, zugleich Mönch und Presbyter, Einsiedler und Gelehrter, dessen Andenken auch mir sehr theuer ist. Die Kapelle, die ihr Licht von oben durch eine Oeffnung im Felsen empfängt, war ursprünglich die klösterliche Zelle, wo derselbe, trotz der Verkennung, Schmähung und Verfehrung, mit der die Mitwelt ihren Dank ihm zollte, viele Jahre hindurch seinen gelehrten Arbeiten über den Text der Bibel mit eisernem Fleiße oblag. Das Grab daneben ist das Ruhebett, wo er als neunzigjähriger Greis das müde Haupt niederlegte. Wer sieht nicht daß ich von Hieronymus spreche, dem Uebersetzer und Kritiker der heiligen Textesurkunden? Ich setzte mich auf die steinerne Bank in seiner Felsenzelle, das ganze Herz voll Freude, daß mich derselbe Beruf, der der seinige war, so glücklich gemacht hat Bethlehem zu sehen.

Am nächsten Morgen brach ich zu guter Stunde zu einem Besuche des Klosters San Saba auf. Zwar lauteten die Erzählungen von der Unsicherheit des Wegs gefährlich genug um davon abzuschrecken. Da San Saba in der Mitte des Wegs zum todten Meere liegt, so sollten die berühmten Beduinenstämme, die am Gestade des Meeres hausen, bis hieher ihre räuberischen Streifereien ausdehnen. Doch lag mir zu viel an der Be-



kanntschaft mit der berühmten Klosterbibliothek, um mich durch ungewisse Gefahren daran verhindern zu lassen.

Sobald wir die Umgegend Bethlehems überschritten hatten, die durch den Reichthum ihrer Gärten an Oliven, Feigen und Wein, sowie ihrer Felder an Reis und Getraide noch heute Bethlehems alten Namen „Ephrata,“ „die Fruchtbare,“ rechtfertigt, so umgab uns die völlige Wüste. Gelblicher Sand ringsum, in Thälern wie auf Hügeln; Gebirgsansätze von Kalkstein mit weißlichem Schimmer; dabei selten Sträucher oder ein Baum: das war der Character dieser Gegend.

Bald klang uns eine unheimliche Morgenmusik in die Ohren, es waren heulende Schakals, die hier nicht selten sind. Später lief, mit dem Bewußtsein voller Sicherheit, ein alter Schakal nebst drei Jungen auf der Höhe dicht bei unserem Wege vorüber. Auch Beduinen begegneten uns; wir trafen sogar zwei kleine Niederlassungen in schwarzen Zelten mit Ziegen- und Schafheerden. Doch hatten wir außer unseren bedenklichen Mienen keine Behelligung davon.

Nach drei Stunden Wegs standen wir auf einer beträchtlichen Anhöhe mit dem Blicke auf die nahe kühne Felsenburg, die den Namen Kloster San Saba trägt. Dahinter schien das todte Meer nicht weiter als eine halbe Stunde entfernt zu sein. Das Meer machte einen schauerlich schönen Eindruck mit seiner ebenen schwarzen Spiegelfläche,

am Fuße des öden arabischen Sandgebirgs gleichwie zu den Füßen eines rauhen herzlosen Wächters.

Uebersieht man dies traurige Land, wo Sandstrecke nur mit Sandstrecke wechselt, ein nackter Kalkhügel mit dem andern, ein Fels mit dem andern: wie schwer glaubt man auf einem Schauplatze von Thaten zu weilen, die der Geschichte theuer sind. Ich übersah hier die Wüste, in der David, als er vor Saul geflohen, seine jugendlichen Abenteuer bestand. Die Wüste Engedi mit den Felsen der Gemsen konnte nur unfern von mir im Süden am Meere liegen. Dort war's wo der geächtete Jüngling durch seine Großmuth seinen Verfolger zu Thränen rührte, so daß er ausrief: Du bist gerechter denn ich. Dorthin eilte auch die schöne Abigail, und wurde Davids Weib. Aber noch andere Erinnerungen, weniger abenteuerlich als des christlichen Ernstes voll, lagen dicht vor meinen Augen. Denn das wild zerrissene Gebirg, dessen Felsenwände das Bett des Kidron bilden, und dessen steiler Abhang im Westen das Kloster San Saba trägt,, ist von der Begeisterung und vom Blute so vieler Märtyrer Zeuge gewesen, die selbst diese freudenarmen, diese grabesstillen Felsenschluchten nicht sicher stellten vor dem Mordstahle der Sarazenen. So fern auch uns selber, im Zeitalter des Begriffs und der behaglichen Nüchternheit, die düstere Schwärmerei der christlichen Einsiedler liegen mag; sieht man mit eigenen Augen ihre Höhlen, ihre Klüfte, mitten in der schauer-

lichen Einöde, wo nichts heimisch ist als der Mangel, als die Gefahr, wer möchte da nicht die heilige Gewalt bewundern, die solche Helden zog.

Nach wenig Minuten begrüßte uns eine Stimme von einem der zwei Klosterthürme herab und wies uns zu einem tiefer gelegenen Eingange. Als wir daselbst eingetreten waren, übergab ich ein Empfehlungsschreiben vom Mutterkloster zu Jerusalem; wir wurden freundlich empfangen und in ein helles Gastzimmer geführt.

Ich nannte das Kloster eine Felsenburg; das ist es im vollsten Sinne. Am Abhange des Felsen, der mehrere hundert Fuß tief in die Schlucht des Kidron hinabsteht, beginnt der steinerne Bau, gestützt auf mächtige Pfeiler; von dort steigt er terrassenförmig den Berg hinan, bis seine starken Mauern von zwei Thürmen überragt werden. Auf einem der Thürme beobachtet beständig ein wachsamcs Auge die Annäherungen der Beduinen. Denn trotz dem daß immer Körbe voll kleiner schwarzer Brode bereit stehen, um den hungrigen Söhnen der Wüste dargereicht zu werden, geschieht doch von Zeit zu Zeit ein feindlicher Einfall in das harmlose Asil.

Als ich ein wenig Brod und Wein genossen, macht' ich eine Wanderung durch das Innere des Klosters. Ueberrascht wurd' ich durch den Anblick einer Palme und einiger kleinen Gartenanlagen in diesem Bau aus Felsen

und über Felsen; man hat dazu fruchtbares Land aus der Ferne holen müssen. Nahe vor der Kirche auf dem gepflasterten Hofraume steht unter einer Kuppel das Grabmal San Saba's. Es ist, wie auch die Kirche und die Kapellen, nach griechischem Geschmacke reichlich verziert. Aus dem Schiffe der Kirche, die größtentheils aus dem Felsen gehauen ist, stieg ich auf einer Treppe in ein oberes Seitengemach, wo auf Regalen nebst einigen gedruckten Büchern gegen hundert griechische und arabische Manuscripte standen. Ich sah jedes einzelne flüchtig an. Darauf besucht' ich die Kapelle des heiligen Johannes von Damaskus, der in dem Kloster viele seiner gelehrten Schriften verfaßt hat und in der Kapelle seines Namens begraben liegt. Aber als besondere Sehenswürdigkeit wurde mir noch ein düsterer Raum gezeigt, worin viele hundert Schädel aufgeschichtet lagen. Sie sollen größtentheils von dem letzten großen Blutbade stammen, das während der Kreuzzüge über die armen Mönche hereinbrach und keinen einzigen verschonte.

Jetzt gerieth ich in eine kleine Differenz mit den Mönchen. Da ich mich verwundert hatte, daß der Inhalt ihrer Bibliothek so gering war, so hatte mir der Bibliothekar entgegnet, noch eine andere stände oben auf dem Thurme. Auf meinen Wunsch sie zu sehen hör' ich jetzt, der Schlüssel fehle, da der Inhaber diesen Morgen nach Jerusalem gegangen sei. Ich war ungläubig

und wurd' es noch mehr, als ich bald darauf einen heftigen Wortwechsel darüber unter den Mönchen selber hörte. Er endigte damit, daß ich auf den Thurm geführt wurde: freilich eine Unternehmung peinlicher Art, nahe der Mittagsgluth eines Julitages in diesem Klima.

Doch ich sah mich nicht getäuscht; diese Bibliothek war in der That bedeutender als die erste. Auch hier nahm ich jedes Manuscript in die Hand, und meine beiden Mönche daneben begriffen bald, daß ich mich darauf besser als sie selber verstehen möchte. Der Inhalt war im Ganzen dem der Bibliothek auf dem Sinai nahe verwandt. Unter den vielen patristischen, kirchlichen, biblischen Manuscripten, worunter nicht wenige dem zehnten und elften Jahrhunderte angehörten, und mehrere sehr nett ausgestattet waren, stand auch wieder der alte Hippokrates da. Außer den griechischen Manuscripten sah ich noch mehrere russische und walachische, arabische und syrische, sowie zehn schöne abyssinische Pergamenthandschriften. In der Zahl der letzteren entdeckt' ich einen griechischen Uncialcodex, ein Evangelistarium des achten oder neunten Jahrhunderts. Meine Begleiter glaubten aber nicht eher daß die Schrift griechisch war, bis ich ihnen einige Zeilen daraus vorlas. So weit reicht die Wissenschaft in einem berühmten griechischen Kloster.

Meine Untersuchungen hatten kein gutes Ende. Ich traf einen Haufen von manuscriptlichen Resten, als werth-

los in die Asche geworfen. Ich fragte, ob ich mir davon einige Erinnerungen auslesen dürfe. Die Mönche gestatteten mir's. Als ich aber meine Wahl getroffen, mit ihrer Billigung sogar ein altes schönes Uncialblatt aus einer neueren Handschrift gerissen hatte; so hielten sie mir das Verbot jeder Entfernung von Manuscripten vor, freuten sich aber sichtlich meiner so kundig getroffenen Auswahl. Uebrigens erzählten sie mir, daß unlängst ein russischer Archimandrit ein Verzeichniß von allen Manuscripten gefertigt habe\*. Ich meines Theils begnügte mich mit den Notizen einer flüchtigen Durchsicht\*\*.

Nach diesen heißen Studien im Bibliotheksstaube fand ich das Mittagmahl vor. Es war weder mager noch ärmlich, und mundete mir vortrefflich.

Eine Stunde darauf besucht' ich nicht weit vom Kloster die Felsengrotte des heiligen Saba. Er pflegte sie auch dann noch zu bewohnen, als er sein Kloster mit Raum für mehrere hundert Brüder schon gestiftet hatte. Saba ist einer der Koryphäen unter den Heiligen seiner Zeit; ein Zeitgenosse hat uns seine interessante Lebens-

---

\* Auch Scholz hat einige Nachrichten von den Manuscripten zu San Saba in seiner „Biblisch-kritischen Reise“ gegeben. S. dasselbst S. 143 — 148.

\*\* Einige Wochen später erfuhr ich von einem verborgenen Schatze von Manuscripten zu San Saba. Ich hätte wohl seinen Spuren nachgehen mögen.

beschreibung hinterlassen. In den Feindseligkeiten, die in Folge der Synode von Chalcedon gegen die Monophysiten und Origenisten von Seiten der Kirche geübt wurden, bildete Saba mit seinem Kloster den Sitz der Orthodorie. Er kannte in seinem rechtgläubigen Eifer weder Maß noch Furcht. Daher scheute er sich eines Tages nicht, aus der stillen Verborgenheit seiner Wüstengrotte hervor nach Jerusalem zu eilen, um dort im Angesichte Golgatha's, gegenüber der Patriarchalbehörde und ihrer kaiserlichen Schutztruppen, das Anathem über den kezerischen Patriarchen auszusprechen. Dagegen ist auch ein gemüthlicher Zug von ihm noch jetzt in Aller Munde. Der einsame Greis befreundete sich nämlich mit einigen Füchsen der Wüste, die regelmäßig jeden Abend in die Schlucht des Kidron kamen, um sich ein paar Bissen Brod zu holen. Die Enkel dieser Brodfreunde wallfahrten heute noch, im dreizehnten Jahrhunderte seit Saba's Tode, zu demselben Zwecke alltäglich an den Fuß des Klosters, was die Mönche natürlich geneigt sind, ihrem guten Vater als Wunder in Rechnung zu bringen.

Gerne hätte ich nun auch die wasserleere tiefe Schlucht des Kidron besucht, sowie einige der vielen Höhlen am östlichen Abhange, die alle von frommen Einsiedlern bewohnt gewesen. Aber ich wollte heute noch nach Bethlehern zurückkehren; darum drängte die Zeit. Nach Uebergabe eines kleinen Andenkens im Kloster saßen wir zwi-

schen Bier und Fünf des Nachmittags wieder auf unsern Maulthieren und ritten die felsige Höhe hinauf. Dort hatten wir den ersten Blick der Begrüßung gethan; dort nahmen wir auch Abschied vom gastlichen Kloster, von seiner unwirthlichen Nachbarschaft, vom geheimnißvollen Salzmeere. Fast bereut' ich's jezt, daß ich nicht von San Saba aus einen Ausflug ans Meer bedacht hatte. Mehrere der gefürchteten Beduinen von seinen Ufern saßen bei unserm Weggange in der Vorhalle des Klosters. Ich glaube, es wäre leicht gewesen, sich mit ihnen über ein sicheres Geleit zu verständigen.

Zum zweiten Male erwacht' ich unter der Sonne von Bethlehem und folglich im Schooß einer christlichen Stadt, mitten im großen christfeindlichen Reiche. Beth-  
lehem zählt nämlich, seit Ibrahim Pascha das türkische Viertel zerstören ließ, nur christliche Einwohner. Ihre Zahl mag gegen dreitausend Seelen betragen, worunter eben so viel Griechen\* als Katholiken und etwa fünfzig Armenier. Wen sollte es nicht freuen, daß gerade Beth-  
lehem diese christliche Nase in der türkischen Wildniß bildet.

---

\* Williams (The Holy City. 1845. S. 498 ff.) gibt in seinem Auszuge aus den Diöcesalrechnungen des griechischen Patriarchen von Jerusalem die Zahl der orthodoxen Christen in Bethlehem nur zu 280 an, sowie die in Jerusalem nur zu 600. (Siehe dagegen oben S. 42.)



Auch die Beschäftigung der Bethlehemiten hat vorzugsweise eine gewisse christliche Tendenz. Sie verfertigen nämlich die zierlichen Andenken für die Pilgrime, aus Perlmutter, aus dem schönen schwarzen Steine des todtten Meeres, aus Elfenbein, aus gepreßtem Kamelfuß, aus Olivenholz. Auf großen Perlmuscheln stellen sie am liebsten das Abendmahl dar, oder auch Paulus und Petrus, die Auferstehung, den Erzengel Michael und Aehnliches. Der schwarze Stein wird besonders zu Trinkschalen verarbeitet, oder zur Form eines kleinen Psalmbuches, belegt mit arabischen Schriftzügen. Die meisten dieser Kunstsachen haben nicht eben einen künstlerischen Werth; doch kauft' ich unter Anderem ein Kreuz, das einem Pariser Künstler Ehre machen würde. Der Verfertiger desselben ist durch Vorzeichnungen eines deutschen Malers zu solcher Geschicklichkeit gelangt.

Neben diesen Geschäften wissen die Bethlehemiten auch die Fruchtbarkeit ihres Heimathbodens zu nützen. Sie bauen Wein und Del, treiben Ackerbau und Viehzucht. Der hebräische Name „Bethlehem“ ist drum so wohl begründet wie der üblichere arabische „Beit Lahm.“ Der erstere bezeichnet Brodhaus, der letztere Fleischhaus. Das Fleisch wird so wenig wie das Brod den Bethlehemiten jemals gemangelt haben, obschon sie volle Bekanntschaft mit der eisernen Ruthe der türkischen Regierung gemacht.

Von der Tracht der Frauen zu Bethlehem haben Reisende berichtet, daß sie dem Raphael'schen Typus der Madonnenbilder entspricht. Ich kann diese Beobachtung nur bestätigen. Ueber einem blauen Rocke oder Hemde mit einem Gürtel tragen sie einen rothen Ueberwurf, wozu öfters noch ein weißer Schleier kommt. Bei der großen Stabilität, die in so vielen Stücken der orientalischen Lebensweise herrscht, ist es nicht unmöglich, daß die heutige Tracht schon vor zweitausend Jahren üblich gewesen.

Beim Spaziergange, den wir heute durch die Stadt machten, mußten wir von den Eingebornen wiederholt ein freundliches *buon giorno* hören. Sie schienen sich sehr zu freuen, daß sie uns in der Sprache ihrer geistlichen Väter zu begrüßen wußten. Ihr Wortvorrath würde freilich nicht weit gereicht haben. Doch traf ich einen vierzehnjährigen Knaben, der den Verkauf seiner Perlmutterfächer mit italiänischem Commentar begleitete und mir dabei erklärte, daß wir in Europa weder eine heilige Stadt noch heilige Dörter besäßen.

In die Umgegend Bethlehems macht' ich einen sehr flüchtigen Ritt. Das Feld, wo die Hirten in der Christnacht waren, umrauscht von den jauchzenden Heerschaaren des Himmels, zeigt man nahe bei dem Dorfe Beit Sahur, das wie Bethlehem nur von Christen bewohnt sein soll. Das Feld liegt, von einer niedrigen

Mauer umschlossen, in einem olivenreichen Thale an einem fröhlich bewachsenen Abhange. Auch eine geweihte Grotte fehlt dabei nicht.

Eine andere Grotte, berühmt unter dem Namen der Milchgrotte und mit einem Altare ausgestattet, liegt in geringer Entfernung hinter dem Kloster. Von ihr bezieht noch immer der türkische Aberglaube so gut wie der christliche ein wohlthätiges Pulver und die unter dem Namen der terra sigillata bekannten Rüchlein, bedruckt mit dem spanischen Kreuze. Hier soll sich Maria vor ihrer Flucht nach Egypten verborgen haben. Die Grotte ist im weichen Kalkfelsen ausgehauen; ihre feuchten Kreidewände haben den sonderlichen Milchglauben hervorgerufen.

Interessanter als Grotte und Feld waren uns die riesenhaften Wasserbauten, eine Stunde vor Bethlehem, die Teiche Salomo's genannt. Diese Teiche, drei an der Zahl, sind in einem hochgelegenen Felsenthale angelegt und zeugen durch die Großartigkeit ihrer Anlage, sowie durch die mächtigen Werkstücke ihrer Wände vom höchsten Alterthume. Sie liegen auf terrassenartigen Abfäzen, der eine über dem andern, und zwar so, daß der oberste am kleinsten, der unterste am größten ist. Die Länge des letztern beträgt nahe an sechshundert Fuß, seine Breite gegen zweihundert, seine Tiefe fünfzig. In allen dreien führen Stufen auf den Grund, der, sowie die innern Wände, mit Mörtel bedeckt ist. Das Wasser

traf ich im untersten Teiche sehr hoch; im mittlern stand es tief; im obersten fehlte es ganz, weil man eine Ableitung von der Quelle getroffen hatte. Der Hauptzweck dieser Cisternen ergibt sich aus der größtentheils unterirdischen Wasserleitung, die von hier aus vier Stunden Wegs bis nach Jerusalem läuft.

Nicht minder merkwürdig als die Teiche ist der Brunnen, aus dem sie hauptsächlich gespeist werden. Er liegt nahe bei der alten Sarazenenburg El Burak, ist an seiner Mündung mit einem großen Steine verdeckt und enthält in einer Tiefe von zwölf Fuß zwei schön gewölbte Räume, aus denen ein unterirdischer Kanal zu den Teichen geführt ist.

Dieser Brunnen ist durch die unpoetische Phantasie der Mönche zu einer eigenthümlichen Berühmtheit gelangt. Als nämlich der Dichter des Hohenliedes seine „schöne Freundin“ einen versiegelten Born nannte, hat er, so viel die Mönche wissen, diesen Brunnen im Auge gehabt. Und da neben dem versiegelten Brunnen auch „ein verschlossener Garten“ zur Bezeichnung der schönen Freundin steht, so haben die Mönche auch diesen ausfindig gemacht, und zwar gleich in der Nähe des Quells und der Teiche, da wo noch jetzt Gartenanlagen voller Orangen und Feigen in üppiger Fülle prangen. Diese Erinnerungen des Hohenlieds sind freilich nicht für jeden Gaumen schmackhaft; aber in der That spricht alle Wahr-

scheinlichkeit dafür, daß im Thale dieser Gärten, durchströmt von einem rauschenden Bache — eine Seltenheit in diesen Ländern — und reich an Spuren alter Bauwerke, Salomo seinen Lieblingsaufenthalt, das herrliche Etham, besessen hat.

Von den Erinnerungen dieses Fürsten, den seine Tugenden berühmter gemacht als seine Laster, kamen mir zu Erinnerungen an den letzten unter seinen Nachfolgern, der noch mit einem Scheine von Selbstständigkeit den Königsmantel trug. Bewunderungswürdige Bauten haben seinen Namen eben so glänzend gemacht wie den seines großen Ahnherrn; aber leider dienten sie nur, seine Laster zu behausen. Underthalb Stunden von den Zeichen Salomo's thront nämlich mit seiner seltsamen Kegelspitze der sogenannte Frankenberg, worauf Herodes der Große jenes Lustschloß errichtete, das gleichmäßig durch seine Pracht wie durch seine Befestigung hervorragte, und das sich allmählig bis zu einer Stadt von Bedeutung erhob. Die gebliebenen Ruinen sind formlos und unansehnlich; sie bezeichnen würdig den letzten Ruheplatz des tyrannischen Herrschers. Seinen jetzigen Namen trägt der Berg von seiner Benutzung durch die Kreuzfahrer.

Des Nachmittags verließ ich Bethlehem. Wenig von allem was ich gesehen ist mir so treu vor der Seele geblieben, wie diese Stadt mit ihrer Umgebung.

Der Heimweg nach Jerusalem führte uns, durch eine reichbebaute Landschaft, sehr bald bei dem Grabe der Rahel vorüber. Da wir so sicher wissen, daß ein Grabmonument, gewidmet der schönen Mutter Josephs und Benjamins, gerade in dieser Gegend gestanden, so kann die Tradition recht wohl die richtige Lage bewahrt und das heutige türkische Grabmal veranlaßt haben. Neben der Rahel vergaß ich nicht der frommen Moabitin Ruth zu gedenken; denn eins der Felder in der Nähe dieses Grabmals war der Schauplatz ihrer Geschichte. Aber bald nach dem Grabmale beginnt ein kahler steiniger Landstrich, wo es jetzt schwer sein möchte, mit der Ruth die Aehren aufzulesen. Eine halbe Stunde später hatten wir zu unserer Rechten das griechische Kloster Mar Elias, das die benachbarten Thäler beherrscht und heraus aus einem Haine von Oliven und Feigenbäumen sowohl nach Bethlehem als nach Jerusalem schaut. Ob sich gerade an diese Dertlichkeit das Andenken des Propheten knüpft, wie er floh vor der Isabel, das mag wohl sehr zweifelhaft sein. Dagegen ist es unbedenklich, in der Ebene Nephtaim oder dem Riesenthale, das wir eine Viertelstunde nach diesem Kloster bis ans Thal Hinnom dicht zu unserer Linken hatten, das Schlachtfeld wieder zu erkennen, wo der neugekrönte David zwei Mal das Heer der Philister schlug, und wo ihm „das Rauschen auf den Wipfeln der Maulbeerbäume,“ die auch

jetzt dort nicht fehlen, den Beistand des göttlichen Armes verkündigte.

### Bethanien. Abschied von Jerusalem.

Bethanien hatt' ich wiederholt vom Delberg aus begrüßt, eh' ich zu ihm hinüberging. Es liegt überaus freundlich vor Augen, sieht man's vom Gipfel des Delbergs, da wo er sich nach Osten senkt. Gerade von hier aus machte mir's immer den Eindruck, den auch Schubert gehabt und beschrieben, als müßte man dort ein Weilchen ausrufen, bevor man zur heiligen Stadt geht; oder als wär's ein stiller heiliger Abend vor dem Osterfeste.

Erst am Tage vor meiner Abreise von Jerusalem besucht' ich Bethanien. Es liegt südöstlich von der Stadt, in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Minuten. Der Delberg fällt nach dieser Richtung zuerst ein wenig ab, dann läuft er in einen flachen, allmählig nach Osten sich erhebenden Rücken aus. Hier liegt der kleine Flecken, der von seiner Höhe eine schöne Aussicht über die wüsten Thäler des Ostens hinweg zum todten Meere genießt.

Ich sprach mit mehreren Landleuten, die mir auf dem Wege nach Bethanien begegneten; der alte Name des

Fleckens war ihnen völlig unbekannt; er ist durch den arabischen El Azirijeh, „Ort des Lazarus,“ ersetzt, was sich wohl aus den beständigen Wallfahrten zum Grabe des Lazarus erklärt.

Daß sich auf einer Wanderung nach Bethanien die innigste Erinnerung an den Herrn unabweislich der Seele aufdrängt, das hab' ich selbst erfahren. Den Weg dahin hat sein Fuß so oft betreten; so oft, wenn ihn der sinkende Abend aus dem Tempel rief, fand er hier bei lieben Herzen einen heimathlichen Herd; hier war's auch wo er der Welt das wunderbarste Zeugniß vom Sohne Gottes ablegte. Ich dachte im Augenblick daran, daß ein berühmter skeptischer Philosoph des vorigen Jahrhunderts wiederholt versichert hat: Könne er von der ganzen Schrift nur das eine glauben, was Johannes im ersten Kapitel seines Evangeliums erzählt, so müsse er sich unbedingt dem Glauben an den Sohn Gottes fangen geben. Merkwürdiges Zeugniß eines scharfsinnigen Zweiflers; würde es doch von tausend anderen gekannt und beherzigt. Jenes elfte Kapitel, das ist meine eigene Ueberzeugung, läßt nur die einzige Wahl zu: Johannes war der geschickteste und entschiedenste Lügner, oder der an dessen Brust er geruht war der Sohn des lebendigen Gottes.

Die Heimath des Lazarus ist jetzt ein armes, stilles Dorf; selbst an seinen Mauern hat es nur wenig Spuren



einer vergangenen Größe bewahrt. Das angebliche Haus Martha's und ihrer Schwester gibt der kleinen Häusergruppe mit einigen vollbuschigen Feigenbäumen ein ganz romantisches Aussehen; es starren aus seinem Gemäuer zwei schmale Trümmer wie Thurmreste einsam in die Höhe.

Das Grab des Lazarus macht leider nicht recht den Eindruck jener Kluft oder Höhle, wo Lazarus vier Tage im Schlummer des Todes gelegen. Auf vielen Stufen steigt man in den Kalkfelsen wie in ein enges Kellergewölbe hinab. Gegen das Ende setzen die Stufen bei einer mehrere Schritte breiten Fläche ab, und dadurch wird der Grabesraum so dunkel, daß wir bei lichtem Tage einer Leuchte bedurften \*. Gegen die Aechtheit dieses Grabes zeugt außer der Form auch noch der Umstand, daß es im Dorfe selber liegt, da es doch nach dem Berichte des Johannes in einiger Entfernung davon gedacht werden muß. Demohngeachtet spricht schon der

---

\* Schon Peter Belon sprach sein großes Befremden über dies angebliche Grab des Lazarus aus. Man steigt, sagt er, wie in einen Schornstein 18 Stufen tief ganz steil hinab in die Erde und kommt in eine kleine Kammer; von hier steigt man wieder 7 oder 8 Stufen hinab in einen engen Raum, welches das eigentliche Grab sein soll. So viel ich auch Gräber um Jerusalem her, in Galiläa, bei Sidon und in Egypten gesehen, wüßte ich keines, zu welchem so tief und beschwerlich hinabzusteigen gewesen wäre. S. Paulus Sammlung 2c. Thl. II. S. 72.

Pilger von Bordeaux im Jahre 333. von der Verehrung dieses Grabmals, die bald nach dieser Zeit durch den Bau einer Kirche und eines Klosters bethätigt wurde. Später wurden diese Bauten noch vermehrt, bis sie am glänzendsten in den Kreuzzügen vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden, wo ihnen die Königin Melisinda von Jerusalem eine besondere Gunst zuwandte und noch dazu ein Benediktinerkloster für schwarze Nonnen stiftete. Nur waren diese Schöpfungen, wie's scheint, von kurzer Dauer. Jetzt steht anstatt aller Klöster und Kirchen eine kleine Moschee mit einem Kuppeldache nahe beim Eingange zum Grabe. Doch wird zu gewissen Zeiten das Grab auch jetzt noch mit feierlicher Andacht umgeben, namentlich zur Osterzeit, wo die Mönche und die Pilger im nächtlichen Dunkel bei Fackelschein von Jerusalem nach Bethanien ziehen. Diese Procession mag ein ergreifendes Schauspiel gewähren.

Meinen Heimweg von Bethanien nahm ich über den Gipfel des Delbergs; von dort ging ich bei Gethsemane vorüber und holte mir einige Erinnerungen von seinen uralten Delbäumen. So legt das Gärtlein, seit es in seiner Mitte den Augenblick des heiligsten Kampfes gesehen, alle Jahrhunderte hindurch in die Hand des Pilgers liebe Zeichen des Friedens. Ich kam glücklich mit einem Reichthume grüner Zweige in der Casa nuova an.

Wie schnell waren die vierzehn Tage vergangen, die ich zu Jerusalem verlebte. Und doch hatte mich ihr Inhalt so reich für's ganze Leben gemacht. Ich mochte nun meinen Abschied um so weniger verzögern, da ich dadurch die Begleitung eines französischen Reisenden verloren hätte, die für den unsicheren Weg nach Naplus wünschenswerth war. Diesen Morgen noch hatten wir beide durch den französischen Generalconsul beim Pascha um ein militärisches Schutzgeleite bitten lassen. Der Pascha befand sich aber in völliger Entblößung von Militär; er bewies uns seine Theilnahme nur durch die Abmahnung von der Reise, da sich diesen Augenblick durchaus für kein Vorkommniß einstellen lasse. Wir blieben demohingeachtet bei unserem Entschlusse, da der furchtsame Pascha durch eigene Unfälle eingeschüchtert war, für den Fall eines wirklichen Angriffs aber auch ein paar Soldaten wenig Hilfe bieten konnten. Dazu kam daß erst vor kurzem einige syrische Kaufleute unangefochten desselben Weges gezogen waren, und man auch noch von dem großen Respekte der Beduinen dieser Gegend vor den Europäern erzählte. Ein interessanter Beleg zu diesem Respekte lag uns aus der neuesten Zeit vor. Vor zwei Monaten nämlich waren zwei Engländer zu Lande nach Nazareth gegangen. Zwischen Naplus und Dienin hatten sie, einer kleinen Seitenpartie halber, auf einige Stunden ihren Dragoman mit dem Gepäck allein gelassen.

Beduinen waren gekommen das Gepäck zu rauben. Aber bedeutet durch den Dragoman, daß seine Herren Engländer seien die mit einem German reis'ten, hatten sie den Raub unterlassen und nur das geringe Eigenthum des Dragomans genommen. Der Dragoman selbst erzählte uns diesen Vorfall, den auch jene Engländer in seinem Zeugnisse verzeichnet hatten.

Ich hatte heute noch einmal recht angelegentlich dem französischen sowie dem sardinischen Consul für ihre freundlichen Zuvorkommenheiten zu danken. Bei beiden hatt' ich nach meinem Begriffe einen gut besetzten Tisch gefunden; doch klagten beide gar sehr und wohl mit Recht über die Schwierigkeit, in Jerusalem eine gute Küche zu führen. Zu meinem Bedauern hatt' ich den preussischen Consul ganz verfehlt; er war auf einer Reise zur Heimath begriffen. Mein Bedauern war um so größer, da er mir als der gelehrteste Kenner von Jerusalem geschildert wurde.

Unter den verschiedenen Missionären die ich kennen gelernt, mit Einschluß des Bischofs Alexander, hat mich besonders der Amerikaner Lanneau angezogen, ein Mann von Geschmack, Gewandtheit, Gelehrsamkeit und gewiß von gutem Takte. Die Grundsätze, nach denen die amerikanische Mission verfährt, haben meinen ganzen Beifall. Sie hält ihre Predigten weniger kirchlich als biblisch;

sie versammelt dazu alle Glaubensfarben, Armenier, Griechen, Syrer, Katholiken; sieht es aber durchaus auf keine Befehrungstaufe ab. Das heißt dem Geiste und der Wahrheit dienen. Alles sogenannte Befehren unter christlichen Confessionen hat etwas Gehässiges, und doch ist die rechte Befehrung überall eine so heilige Pflicht.

Dem katholischen Kloster, seinem Padre Presidente, und besonders seinem Fremdenprocuratore war ich zu freundlichem Danke verpflichtet worden. Des Abends noch brachte mir der Letztere zwei Hadshizeugnisse. Ich hatte keins gewünscht; da aber mein deutscher Dragomen darum gebeten, so brachte er der Schicklichkeit halber zwei. Der Text dieser Zeugnisse ist mehrmals veröffentlicht worden; er ist im alten Stile der römischen Frömmigkeit abgefaßt und spricht von der *massa damnata totius humani generis* sowie von der *miserabilis daemonum potestas*. Außer dem geschriebenen Hadshizeugnisse nehmen viele Pilger noch ein anderes mit, das auf dem Arme in Kreuzeszeichen eingegraben und eingebrannt wird. Aber jenes dritte Zeugniß, weder eingegraben noch eingebrannt, und doch so getreu und sicher, das bleibt doch wohl das beste.

Als ich am zwei und zwanzigsten Juli des Morgens um Drei zu Pferde stieg, kam der freundliche Padre Lorenzetti zu einem letzten Lebewohl. Der Abschied ist gleich ein anderer, kann man eine Hand drücken mit Herzlichkeit.

Ich freute mich daß ichs auch bei meinem Abschiede vom unvergeßlichen Jerusalem konnte.

Am Damaskusthore trafen wir die letzten Backschischhelden von Rußs. Die Wache war angewiesen worden uns das Thor zu öffnen; zu dem Zwecke oder vielmehr zum Backschisch, der damit zusammenhing, hatte sie sich zahlreich eingestellt. Ich hatte nun Gelegenheit, das was ich bei den Wächtern des heiligen Grabes versäumt hatte nachzuholen. Denn die türkische Wache für die Schande noch zu beschenken, die sie dem christlichen Heiligthume anthut, war mir unmöglich gewesen.

Als wir das Damaskusthor im Rücken hatten, ritten wir dicht bei dem merkwürdigen Felsengrabe vorüber, das den Namen der Jeremiaßgrotte trägt. Bald darauf lagen die Königsgräber neben uns; ich sah zu ihrem offenen Portale hinunter. Gräber waren meine erste Begegnung gewesen, als ich von Ramleh herankam; Gräber waren jetzt meine letzte. Aus den Gräbern spricht die Trauer, spricht die Hoffnung. Und was anderes hätte der Pilger zum Gruße wie zum Abschied für die heilige Stadt als Trauer und Hoffnung? Jerusalem seufzt fort und fort unter dem türkischen Joche. Die Begeisterung der Kreuzzüge war eine Schwärmerei, die unser Jahrhundert mitleidig belächelt. In den Kabinetten Europa's spricht man so oft von den Rechten der Staaten, die theuer und heilig sind. Die Flotten Englands und Frankreichs zögern nicht, gilt's

irgendwo in der weitesten Ferne jene Rechte zu wahren. Hat Jerusalem keine Rechte, keine Ansprüche an die christlichen Großmächte? Oder sind sie vielleicht verjährt, weil sie so lange gemißachtet worden sind? Es mag das christliche Gefühl in den Herzen der Menschen ein sehr verschiedenes sein; das meinige sagt mir, daß der positive Glaube, den doch zum Glücke am wenigsten die Fürsten und die Regierungen verschmähen, eine ganz andere als die bisherige Theilnahme für Jerusalem fordert, so lange das materielle Interesse noch nicht allen Patriotismus begraben hat. Denn keine andere als eine Sache des christlichen Patriotismus ist's, die Stadt, wo der christliche Glaube geboren wurde, aus den Händen derer zu reißen, die diesen Glauben seit einem Jahrtausend und jeden Tag noch empörend mit Füßen treten.

Was geschieht aber zu einer Zeit, wo der alte Feind des Christenthums so tief gebeugt ist, daß er selber kömmt um den Schutz der christlichen Mächte anzusuchen? Das gelobte Land wird aus Ibrahim Pascha's Händen mit übermächtiger Gewalt in die Hände des Sultans zurückgegeben. Und schon hat unter dem Scepter des letztern die Barbarei einen solchen Aufschwung gewonnen, daß Syrien sich seufzend unter die eiserne Hand Ibrahim Pascha's zurückseht. Daß ein Sprößling aus dem apostolischen Kaiserhause zu diesem traurigen Tausche der beiden barbarischen Herrscher über das gelobte Land mit

seinen Kanonen geholfen: dafür trägt er den glänzenden Nischar auf der Brust. Würde Gottfried von Bouillon seinen Augen trauen? Werden sich die kommenden Geschlechter nicht fragen, ob's Wahrheit oder Dichtung?

Bei alle dem bleibt's außer Zweifel, daß es heute kaum so vieler Federn bedarf als es ehemals Schwerter bedurft hat, um zu erreichen was die Kreuzfahrer gewollt. Aber, so lautet die bedenkliche Frage, wem soll Jerusalem zufallen? Nun vielleicht ist's in der Schmach das Aergste, daß persönliche Eifersucht über die heilige Sache der Gesammtheit triumphirt. Das Eine ist klar: Jerusalem muß christlich sein. Um aber alle Familienzwiste um dieses gemeinsame Erbtheil zu vermeiden, so läßt sich Jerusalem zur christlichen Bundesstadt oder zur freien Stadt unter dem Schutze der christlichen Mächte erklären. Das wäre eine schöne That des Jahrhunderts; das wäre eine Bundesthat, die jenes so oft gewechselte Wort vom großen herzlichen Einverständnisse zur Wahrheit machte. Welche Zukunft könnte daraus für die gesammte Kirche erwachsen. Die traurige Beschränktheit der christlichen Confessionen, wie sie jetzt im Oriente waltet, würde zurückfliehen vor den Strahlen des neuen christlichen Lebens, das die begeisterten Schaaren der europäischen Pilgrime ausbreiten müßten. In Jerusalem gälte es eine neue Einheit des Christenthums; wie zerstreute Heerden fänden sich dort die Völker zusammen; dort erklänge das Evangelium eines



großen Kirchenfriedens. Und welche Folgen müßten sich daraus für die muhamedanische Bevölkerung des Orients ergeben. Die große christliche Stadt, wenn auch vielfarbig in ihren Gebräuchen aber einig in ihrem Geiste, mit einer ernststen Praxis des Christenthums vor den Augen der Fremdlinge: das wäre die rechte Missionspredigt.

---

## Schreiben an eine hohe Gönnerin

über mein biblischkritisches Unternehmen \*.

Als ich zu Bethlehem in der felsigen Zelle saß, wo der fromme Hieronymus so viele Jahre seinen gelehrten Bibelarbeiten gewidmet, da freut' ich mich von Herzen meines eigenen Berufes. Wohl gedacht' ich dessen was mir im Mai 1843. Gregor XVI. theilnehmend vorgehalten: Erinnern Sie Sich nicht des h. Hieronymus und der gefährlichen Widersprüche die sein Unternehmen hervorgerufen? Doch gedacht' ich dessen nur um das Jahrhundert zu segnen, das für den Ernst biblischkritischer Forschungen statt der Verfeßerung des vierten Jahrhunderts das Auge freudiger Anerkennung besitzt. Freilich besitzt dasselbe Jahrhundert daneben ein sehr verschiedenes Auge, das dennoch gleich wie das erstere jene Forschungen vor der Verfeßerung sicher stellt. Das trat mir in Oberitalien eines Tags in der grellsten Haltung entgegen. Ein gefeierter Astronom, der an alle Sterne des Firma-

---

\* Vergl. das Vorwort zum 1. Bande dieser Reise S. 9.

ments glaubt, nur nicht an den Stern der Weisen über der Krippe zu Bethlehem, gestand mir offen, er begreife nicht wie ein Mann von Talent die kostbare Zeit seines Lebens ans Studium eines Buches verschwenden könne, das so klar wie die Bibel den Character gutmüthiger Fabeln an der Stirne trage. Eigenthümlich genug wenn auch nicht eben neu ist's, daß in der Heimath der unbedingten Gläubigkeit der Unglaube in einer so traurigen Nothheit auftritt.

Doch von diesem Standpunkte, ich weiß es, darf ich sehr weit absehen, indem ich Ihnen den Sinn und die Bedeutung meiner Unternehmungen für den biblischen Text darzulegen versuche. Die apologetische Seite meines Schreibens gilt vielmehr Ansichten, die von der Fabelmeinung des italienischen Sternsehers so sehr wie der Himmel von der Erde geschieden sind; Ansichten die wohl jenem Eifer für Gott der mit dem Unverstande zusammen wandelt angehören mögen.

Als ich vor sieben Jahren dem griechischen Urtexte des Neuen Testaments ein kritisches Studium zu widmen anfang, gewann ich leicht die doppelte Ueberzeugung, daß unsern üblichen Ausgaben dieses Textes ein historisches Unrecht, gleichsam eine dreihundertjährige Erbsünde anhafte, und daß eine Heilung desselben, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, nicht über die Schranken der Möglichkeit hinausfalle. Klar lag mir das Interesse vor

Augen, das für die gesammte Kirche, besonders aber für die evangelische Christenheit, Bestrebungen haben müßten die auf diese Heilung abzielen würden.

Ich eile mich näher über die dreihundertjährige Erbsünde zu erklären. Als im sechzehnten Jahrhundert der bis dahin nur in Handschriftlichen Urkunden aufbewahrte Text des Neuen Testaments durch die Gутtenberg'sche Presse zu einer größern Vervielfältigung kam, schritt man zu einer solchen Behandlung der vorliegenden Manuscripte, die es sehr wenig mit einer scharfen Prüfung des Richtigen und des Irrthümlichen zu thun hatte.

Der große Erasmus, den man, was seltsam contrastirt, den Voltaire seiner Zeit genannt, beschenkte im März 1516. die Welt mit der ersten gedruckten Ausgabe vom Originaltexte des Neuen Testaments. Die wenigen Handschriften, die ihm dabei gedient hatten, waren sämmtlich tausend und noch mehr Jahre nach der Abfassungszeit der heiligen Schriften verfaßt. Neunzehn Jahre später, nahe dem Ende seines Lebens, veröffentlichte Erasmus seine fünfte Ausgabe, die er wohl auch mit Benutzung einiger Kirchenväter und der in der katholischen Kirche üblichen lateinischen Version, nach ihrem Hauptbestande aber in unwesentlicher Verschiedenheit von seiner ersten Ausgabe gestaltete.

Bald darauf gewann die Gestalt des Neutestamentlichen Textes durch den gelehrten aber auch dem Index verfallenen Pariser Buchdrucker, Robert Stephanus, eine

neue Verbreitung; ja sie wurde, nachdem sie noch, fast unversehrt, durch die Hände Beza's gegangen war, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von den Elzevirn, berühmten Buchdruckern zu Leyden, mit dem Prädikate des allgemein üblichen Textes geschmückt. Dies ehrenhafte Prädikat hat der erasmisch-elzevir'sche Text, das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurch, dadurch gerechtfertigt daß er in der That in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Wohl geschah in derselben Zeit, in England, in Deutschland, in Frankreich, in Holland, auch in Italien, Mehreres von hoher Wichtigkeit fürs kritische Studium des Neutestamentlichen Textes. Handschriften, nur wenige Jahrhunderte nach Christus verfaßt, wurden entdeckt und in Betracht gezogen; sehr alte Uebersetzungen des griechischen Textes ins Lateinische sowie in mehrere Sprachen des Orients wurden aus den Bibliotheken hervorgezogen und bearbeitet; die alten Kirchenväter mit ihren Anführungen aus dem Neuen Testamente wurden geprüft und benutzt. In Folge von alle dem erschienen Ausgaben des griechischen Textes, worin die verschiedenen aus den Urkunden geschöpften Lesarten beigegeben waren, zugleich mit Versuchen, aus diesen Lesarten heraus Berichtigungen des üblichen Textes selbst zu gewinnen. Allein der letztere behauptete nicht nur das Recht der Gewohnheit, sondern hatte auch allmählich bei allen denen, die seinen Ursprung

nicht kannten oder nicht zu beurtheilen vermochten, eine gewisse heilige Autorität gewonnen, die ihn unantastbar wie einen Glaubensartikel machte. Ich gebe einen Beleg hierzu.

Wetstein, ein talentvoller und unermüdlicher Forscher, stand im Begriff das Resultat seiner textkritischen Forschungen, die er namentlich auf Reisen gemacht, in einer neuen Ausgabe ans Licht treten zu lassen. Im Voraus war er mit einzelnen Ergebnissen nicht zurückhaltend gewesen; man wußte daß er in mehrere Stellen, auf Grund alter Zeugnisse, andere Lesarten einzuführen gedachte. Dadurch gab er seinen Collegen, den Basler Theologen, einen solchen Anstoß, daß er genöthigt ward die ersten Bogen seiner Arbeit zu einer Art Inquisition auszuliefern, daß er nach einem längeren Prozesse seine bescheidene Anstellung als Diakonus verlor und sich nach Holland flüchten mußte, woher er umsonst in seine Vaterstadt zurückzukehren wünschte. Dies geschah im Jahre 1730.

Um dieselbe Zeit wollte der geniale Kritiker Richard Bentley in Cambridge zu einer in der That völlig neuen Ausgabe des Neutestamentlichen Originaltextes Papier aus Frankreich ohne Zollversteuerung nach England einführen. Er suchte um die Erlaubniß nach: die englische Regierung verweigerte sie ihm. Der Aerger darüber ließ es nie zum Erscheinen des Werkes kommen.

Doch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fand sich ein deutscher Schriftforscher, Griesbach zu Jena, der mit Tact und Glück an der Verbesserung des Neutestamentlichen Textes arbeitete und dankbare Anerkennung erfuhr; sowie auch nach ihm der tüchtigen Gottesgelehrten mancher, hauptsächlich in Deutschland, in seinem Sinne wirkte und noch heute wirkt. Griesbach's Ruf ist bis jetzt so groß geblieben, daß mich ein Pariser Hellenist von großer Berühmtheit fragte: Hat denn Griesbach noch Etwas zu thun übrig gelassen?

Darnach muß ich mich um so mehr auf die Frage gefaßt machen: Was ist aber nun jenes historische Unrecht oder, wie sich bezeichnend sagen läßt, jene vermeintliche Erbsünde, deren Heilung ich noch heute so wünschenswerth nannte. Sie besteht darin daß jener mit offener Unkritik aufgestellte Text des sechzehnten Jahrhunderts, wenn auch in manchen einzelnen Stellen mit Nachdruck von Irrthümlichem gereinigt, immer noch im Besitze eines solchen Ansehens verblieben, daß die meisten der versuchten Verbesserungen nur wie kühne Wagnisse in die geschlossenen Reihen desselben aus der Ferne hineinschauen dürfen ohne sie selbst zu verletzen. Was also Erasmus gefehlt hat, das ist ein getreues Erbstück der folgenden Jahrhunderte geworden.

Die Gesammtlage der Sache ist nämlich folgende. Vom griechischen Texte besitzen wir Urkunden vom vierten

Jahrhunderte an; in den Werken der Kirchenväter finden wir Textzeugnisse aus dem zweiten, dem dritten, dem vierten und den folgenden Jahrhunderten; für die alten Versionen, ursprünglich in den ersten christlichen Jahrhunderten verfaßt, haben wir Dokumente die fast mit der Zeit ihrer Abfassung zusammenfallen. Nun läßt sich von diesen sämtlichen Zeugnissen im Allgemeinen sagen, daß die ältesten eine andere Textesfärbung als die neueren enthalten; oder daß sie, die älteren wie die neueren mehr oder weniger als ein Ganzes betrachtet, in wenigstens vier bis fünf tausend Stellen eine Verschiedenheit des Textes darstellen. Der übliche Text aber ist, zufolge seiner ersten Entlehnung aus einigen neueren Handschriften im sechzehnten Jahrhundert, derjenigen Textesfärbung zugehörig, welche im Gegensatze mit den ältesten die neuesten Dokumente an sich tragen, nur daß er neuerdings, wie schon gesagt, hie und da nach jenen berichtigt worden ist.

Lassen Sie mich, zur Verdeutlichung der Sache, den Fall setzen, wir wären diesen Augenblick noch ohne gedruckte Ausgabe; wir hätten nur zur Rechten die bezeichneten alten Dokumente liegen, zur Linken die bezeichneten neuen. Wäre es nicht widersinnig, aus den letzteren den Text und aus den ersteren nur einzelne Berichtigungen desselben zu schöpfen? Wäre es nicht um so widersinniger, je mehr die Verschiedenheit der ersteren von den letztern



zu Tage tritt? Hat man aber dies Verfahren nun einmal befolgt, heißt es nicht der Gewohnheit unwürdig fröhnen und der heiligen Sache ihr Recht versagen, wenn man dabei fort und fort beharren will?

Freilich ist man auf eine Erfindung verfallen, die der Stabilität den Schein einer vortrefflichen Berechtigung geliehen. Es stellt sich nämlich in der Masse von Textzeugnissen eine Art von Klassen oder Familien heraus, so daß die einen denjenigen Text zu enthalten scheinen, der in dem einen Theile der christlichen Welt der gebräuchlichste war, die andern den Text des anderen Theiles. Man spricht daher von einem orientalischen oder alexandrinischen Texte und von einem occidentalischen oder constantinopolitanischen Texte; oder auch von einem afrikanischen und lateinischen Texte, welche beide zusammen wieder dem orientalischen oder alexandrinischen entsprechen, und von einem asiatischen Texte, welcher mit dem von Constantinopel gleich gilt. Zur sogenannten alexandrinischen Klasse gehören — denn so läßt sich kurz und mit gutem Grunde sagen — die sämtlichen ältesten Zeugen; zur andern die sämtlichen neueren. Für den Ursprung beider Klassen nimmt man die planmäßige Bearbeitung oder Recension einer gelehrten Hand etwa im dritten Jahrhundert an, will aber die neueren für unverfälschter als die älteren ansehen. Und darnach wäre man im sechzehnten Jahrhundert mit glücklichem Finger gerade auf die Herausgabe des reineren Textes verfallen.

Allein was ergibt sich aus einer allseitigen Prüfung dieser Annahmen? Zuvörderst daß die gelehrtesten Männer des Alterthums, wie der Bibelfritiker Hieronymus im vierten Jahrhundert, nichts von diesen die Textklassen begründenden Arbeiten gewußt haben. Sodann daß der sogenannte alexandrinische Text von den ältesten und meisten Kirchenvätern in Asien so gut wie von den Afrikanern in ihren Citaten befolgt wird; sowie daß die Schrifteremplare der alexandrinischen Abschreiber im hohen Alterthume überall am höchsten geschätzt wurden. Ferner läßt sich in unseren Dokumenten wohl eine große Uebereinstimmung bei der Masse der neueren herausfinden, aber nur eine weit schwächere bei den älteren, wenngleich ihre Zahl vergleichungsweise sehr gering ist. Endlich tragen die neueren Handschriften in sehr vielen Fällen einen solchen Character an sich, daß ihre willkürliche Ableitung aus einzelnen der älteren ins Auge springt.

Aus dem allen folgt jedenfalls, daß die Hypothese von den Zeugenklassen keineswegs ein oberster Grundsatz für unser Geschäft der Textesbearbeitung sein darf. Das Natürlichste dagegen ist es und bleibt es, den Text der ältesten Dokumente, namentlich wenn er sich sowohl in griechischen Handschriften als auch bei Kirchenvätern und in Versionen findet, dem Texte der neueren vorzuziehen, solange nicht sehr gewichtige innere Gründe diesem Vorzuge entgegentreten.

Etwas Aehnliches ist nun allerdings bereits unternommen worden. Ein berühmter Philolog Deutschlands hat sich gefunden, der äußerst wenige aber nur die ältesten Zeugen zur Aufstellung eines neuen Textes benutzte. Allein bei allem Vortrefflichen — unstreitig ist der Gedanke daran das Vortrefflichste — scheint mir der Arbeit so viel des Mangelhaften anzukleben, was ich auch im Herbst 1842. öffentlich darzulegen versucht\*, daß ich die Hauptaufgabe die es gilt damit noch ungelöst glaube.

Nach den gegebenen Vorbemerkungen bin ich im Stande in voller Klarheit hinzustellen, was das Ziel meiner biblischkritischen Unternehmungen ist. Darnach sollen zuvörderst die sämmtlichen wenigen Handschriften vom Neutestamentlichen Originaltexte, die vor dem zehnten Jahrhundert geschrieben sind und in den Bibliotheken Europa's zerstreut liegen, zu einem diplomatisch genauen Abdrucke befördert werden. Diese Urkundenbibliothek, zwanzig bis dreißig Bände stark, scheint mir einer Seits für die gelehrten Texteskritiker aller Zeiten eine viel sichere Unterlage zu bieten als die sogenannten Vergleichenungen oder Verzeichnisse von abweichenden Lesarten; anderer Seits halt' ich sie für ein kostbares Besizthum der christlichen Kirche. Oder wäre es unwichtig, daß die Kirche die ältesten Urkunden ihres heiligen Gesetzbuches, die

---

\* Vergl. Neue Jenaer Literaturzeitung 1843. Nr. 80 — 82.

Stürme der Jahrhunderte hindurch so wunderbar erhalten, auf solche Weise bei weitem sicherer in ihre Hände bekömmt als es mit den einzelnen Originalien möglich ist, die neben den unvermeidlichen Zeitangriffen auch noch der besondern Ungunst der Schicksale ausgesetzt sind? Sodann gilt es eine ähnliche Bearbeitung der ältesten und wichtigsten Versionen, namentlich — und das fällt ganz in mein Bereich — der lateinischen, für welche uralte Handschriften vorliegen, theils mit dem vor Hieronymus üblichen Texte, theils mit dem des Hieronymus selber. Der Text des Hieronymus ist nämlich derjenige, den er um die Mitte des vierten Jahrhunderts im Auftrage des Papstes Damasus aus der Menge der verschiedenen vorliegenden zusammenstellte. Ferner gilt es ein solches Studium der Kirchenväter, das uns den Text den sie vor Augen hatten aufs Zuverlässigste an die Hand gibt. Aus diesen dreifachen Arbeiten soll zuletzt nach streng wissenschaftlichen Prinzipien ein Text gebildet werden, der dem Buchstaben, wie er aus der Hand der Apostel ging, so nahe als möglich tritt.

Welchen Antheil aber, so werden Sie fragen, haben wir, hat der Ungelehrte, hat die Gemeinde an all diesem gelehrten Treiben? Die Antwort ist nicht schwer. Die Uebersetzung nämlich die wir der Meisterhand Luthers verdanken, sowie alle übrigen gedruckten Uebersetzungen, sowohl in deutscher als in der Zunge anderer Nationen der Gegenwart, haben ganz hauptsächlich jenen oben ge-

schilderten griechischen Text des Erasmus zur Grundlage gehabt, nur daß die aus der katholischen Christenheit hervorgegangenen mehr noch als dem griechischen Texte dem lateinischen der Vulgata, autorisirt von der römischen Curie, gefolgt sind. Der Text der Vulgata aber, größtentheils aus neueren Manuscripten geflossen, steht zu den ältesten lateinischen Dokumenten in einem ähnlichen Verhältnisse wie der erasmische Text zu den ältesten griechischen. Deshalb theilen mit dem Originaltexte die im Gebrauche der Nationen befindlichen Uebersetzungen des Neuen Testaments das Bedürfniß der Berichtigung nach den besten ursprünglichsten Quellen.

Zugleich aber muß ich mich über die Art der Textesverschiedenheiten aussprechen, um die es sich hier überhaupt handelt. Ich habe oft, besonders außerhalb des deutschen Vaterlands, Fragen wie diese hören müssen: Nun, wie erscheint Christus in ihren Manuscripten? Was steht darin von der Dreieinigkeit? Anderwärts hab' ich Bitterkeiten über die Verdächtigung einzelner Stellen erfahren. Ich sah daraus, wie wenig man der Sache Geist und Wesen begriff. Die Verschiedenheiten des Textes betreffen bei weitem mehr sogenannte Kleinigkeiten als Objecte des Dogma's. Ich sage „sogenannte;“ denn ich wenigstens kann den Character der „Kleinigkeit“ nur im Gegensatze zum „dogmatischen“ Gewichte anerkennen. Am häufigsten nämlich, d. h. mehrere tausend Mal, handelt es sich um

den in vielen Urkunden willkürlich verfälschten Ausdruck in gramatischer und stilistischer Hinsicht; sehr häufig auch darum, dem einen der neutestamentlichen Schriftsteller, besonders unter den vier Evangelisten, genau das zuzuweisen was er selber geschrieben, und das zu nehmen was ihm aus dem Texte des anderen, etwa zu vermeintlicher Vervollständigung, im Laufe der Zeit beigegeben worden ist. Bisweilen aber wird selbst Sachliches, Historisches in Frage gestellt; endlich gibt's auch Fälle, doch sind sie selten genug, wo die Verschiedenheit der Lesarten das Dogma berührt.

Hiernach werden Sie beurtheilen, wie wichtig oder wie unwichtig diese Kritik ist. Nach meinem Urtheile gibt es im Texte des Buches, an dessen heiligen Ursprung, hohe Bedeutsamkeit, unermessliche Erfolge kein anderes Buch der Welt hinanreicht, nichts so Geringsfügiges daß es zum Gleichgiltigen würde. Was hat der Apostel geschrieben, was nicht, wär's auch nur eine Partikel, wär's auch nur eine gramatische Form: das halt' ich für eine Frage, deren beste Beantwortung eines ernstern Studiums werth ist. Hat man doch, ohne einen Vorwurf zu verdienen, für die Textesrichtigkeit der griechischen und römischen Klassiker nicht nur Bücher sondern Bibliotheken geschrieben.

Ueber die dogmatischen Lesarten muß ich Ihnen durch Beispiele einen nähern Aufschluß geben.

Im ersten Sendschreiben des Apostel Paulus an den Timotheus Kap. 3. Vers 16. steht im gewöhnlichen griechischen Texte: „Gott ist erschienen im Fleische.“ Dafür haben die ältesten Autoritäten unter den Handschriften, unter den Kirchenvätern, unter den Versionen die Lesart: „Welcher“ oder „Welches ist erschienen im Fleische.“ Die Stelle ist dadurch besonders wichtig, weil sie bei der gewöhnlichen Lesart den vorzüglichsten Beleg dazu liefert, daß Christus von Paulus entschieden ist „Gott“ genannt worden. Die andere Lesart dagegen stürzt keineswegs, wie Unwissende geträumt und Schwache gefürchtet haben, das Dogma von der Gottheit Christi bei Paulus; denn, mag der Apostel den Heiland Gott genannt haben oder nicht, das Dogma selber steht bei ihm eben so fest wie das Faktum seiner Bekehrung.

Berühmt ist ferner die Dreieinigkeitsstelle im ersten Briefe des Johannes, Kap. 5. Vers 7. und 8. „Denn Drei sind die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist; und diese Drei sind Eins. Und Drei sind die da zeugen auf Erden: der Geist und das Wasser und das Blut; und die Drei sind beisammen.“ Hier müssen nach dem Zeugnisse sämtlicher alten griechischen Handschriften, sämtlicher griechischen sowie der ältesten lateinischen Kirchenväter und sämtlicher alten Versionen die Worte: „im Himmel“ bis „die da zeugen auf

Erden“ aus dem Texte entfernt werden. Die Worte stehen aber, wie in der kirchlich autorisirten Vulgata, so auch in unseren gewöhnlichen deutschen Ausgaben, obschon sie Luther selbst keineswegs in seine Uebersetzung aufgenommen hat. Diese Stelle ist natürlich bedeutungsvoll für das Dogma von der Dreieinigkeit. Dennoch hatte Luther gewiß den festesten Glauben an die Dreieinigkeit, ohne dieser Stelle zu bedürfen.

Zu den fraglichen Bestandtheilen des Textes gehören auch die dreizehn Verse im Evangelium des Johannes mit der Erzählung von der Ehebrecherin. Die stärksten kritischen Beweise versagen ihr die Ursprünglichkeit, oder wenigstens ihre Stelle im Johannesevangelium. Diese Streitfrage ist sehr alt; denn schon Augustin behandelte sie. Freilich erklärte er, daß nur die Schwachen im Glauben die Stelle verwerfen möchten. Nur darf wohl die dogmatische Frage, die gar verschiedener Beantwortung fähig ist, nicht eben die oberste Stelle in der Kritik einnehmen. Gerade hier zeigt sich die Wichtigkeit der Prüfung des Originaltextes. Augustin verstand kein Griechisch; er hielt sich an die lateinische Uebertragung. Dadurch wurde er zu sehen verhindert, daß die ganze Stelle so entschieden von der Johanneischen Sprachweise abweicht, um schon deshalb als ein fremder Körper im Evangelium des Johannes zu erscheinen.

Sehr irrthümlich wäre es aber, in der Verneinung die



Spitze der großen textkritischen Unternehmung von der ich spreche finden zu wollen; wenn schon mit großem Unrechte das Princip der Verneinung in den üblen Verdacht eines unheiligen Beginnens gebracht worden ist. Denn was ist heiliger, Menschliches, das im Laufe der Zeit zum Scheine, zur Annäherung des Göttlichen gekommen ist, unbedenklich unter Göttlichem zu belassen, oder das Göttliche so hoch zu achten, daß man es von allem was der Beglaubigung ermangelt, entbunden wissen will? Gestatten Sie mir dies Wort zu Gunsten der Negation. Wenn aber die gewissenhafteste Erforschung aller Urkunden aus längst verklungenen Jahrhunderten, wenn der schärfste Gebrauch dieser siegesgewissen Waffen der Wissenschaft das Buch der Bücher zu einem Werke macht, dessen Ursprünglichkeit nach allen Seiten hin verbürgter ist als die irgend eines klassischen Werkes des Alterthums: irre ich wenn ich glaube, daß damit eben so sehr dem wahren Fortschritte unserer Zeit gehuldigt als der heiligen Sache unseres Glaubens ein wesentlicher Dienst geleistet wird? Und dies ist der Gesichtspunkt, ich gesteh' es, von dem ich ausgegangen bin bei meinen Unternehmungen; dies ist der Sinn in welchem ich, kurz vor dem Antritte meiner Reise, einem erlauchten Fürsten, der für die ernstesten Bestrebungen der Kirche der er selber nicht angehört den Blick einer unbefangenen Schätzung, und die Hand eines hohen Beschützers hat, dem Prinzen Johann von Sachsen, diese Unterneh-

mungen nahe zu legen wagte. Ich habe seitdem in den Ländern des Katholicismus nicht weniger als in denen des Protestantismus die Ueberzeugung erlangt, daß dieser Sinn, dieser Gesichtspunkt von voller Richtigkeit sein möchte; denn nur daraus ist mir die mir gewordene große Sympathie erklärlich. So schrieb auch Coquerel von meinen Arbeiten im Lien am 23. October 1841. *Le Lien* tiendra ses lecteurs au courant de travaux d'une si haute importance dans la science religieuse et qui promettent d'inscrire un nom de plus sur la liste de ces hommes, à qui la critique sacrée doit ses progrès et qui ont donné à la foi chrétienne cette curieuse prééminence, qu'il n'existe pas un seul auteur grec dont le texte soit aussi certain que celui du Nouveau Testament.

Leider mußte ich den Vorwurf der Eitelkeit fürchten, wollte ich Ihnen einzelne Stimmen nennen, die meine Herausgabe des *Coder Ephrämi* in meinem eigenen Sinne beurtheilten. Doch haben mir diese Stimmen die herzlichste Genugthuung geboten. Nur Eins will ich erwähnen; es ist die Begegnung im Winter 1843. mit einem bejahrten Schweizer Theologen, der besonders in Kritik und Exegese heimisch ist. Dieser würdige Mann empfing mich mit Thränen der Theilnahme; seine Freude über meine biblischkritischen Unternehmungen gehörte, so schien es, zu den erwünschtesten Erfahrungen seiner alten Tage.

Daneben darf ich freilich nicht verschweigen, daß ich über zwei Jahre nach dem Erscheinen dieses Codex von einem namhaften theologischen Professor Deutschlands gefragt wurde: Wird der Codex bald erscheinen? Es mag diese Erfahrung mit der Ansicht zusammenhängen, daß die sogenannte heilige Textkritik zu den überflüssigsten Geschäften von der Welt gehöre, da ja die Bibel aus den Händen der Vorsehung stamme und von diesen Händen alle Zeiten hindurch schützend getragen worden sei. Vielleicht aber gibt sich der wunderbare Finger der Vorsehung vielmehr dadurch zu erkennen, daß sie uns in der Masse der biblischen Urkunden mit so vielgestaltigem Texte bis diese Stunde einige uralte bewahrt hat, aufrichtigen Wahrheitsforschern zu treuen Leitsternen. Außerdem könnte, wenn sich Inspirationstheorien hier bis auf Robert Stephanus und die Elzevirn, dort auf die Vertreter der Vulgata und anderer Versionen ausdehnen wollten, noch heute eine Concurrenz zulässig erscheinen.

Doch gegenüber den beiden traurigen Extremen, dem frechen Unglauben und der sorglosen prüfungscheuen Ungläubigkeit, steht mir der Glaube unerschütterlich fest, daß das Buch von der Erlösung den spätesten Jahrtausenden noch dasselbe gelten wird was es mir heute gilt, dasselbe was es gegolten dem Bergmannssohne, der das Kleinod

aus seinem Grabesschachte begeistert und glücklich emporgehoben.

Jetzt sind mir nur noch einige Worte darüber übrig, wie sich meine Reifestudien zu meinen biblisch-kritischen Tendenzen — ich übergehe alle andern — thatsächlich gestellt haben. Zuvörderst betrieb ich die Bearbeitung jener ältesten griechischen Urkunden, oder bestimmter, ihre Vorbereitung zur Herausgabe, wozu übrigen schon früher mehrere der wichtigsten unter ihnen gelangt sind. Erreicht hab' ich hierin, sehr Weniges ausgenommen, alles was ich angestrebt. Den Pariser Palimpsesten, vorzugsweise der Codex Ephrämi genannt, vollendete ich zu Weihnachten 1842; er ist meines Lebens theuerste Christgabe, die mir die Gnade des Herrn beschert hat. Von großem Belange war mir ferner die Auffindung und Bearbeitung uralter Dokumente für die lateinische Version. Außerdem knüpft' ich ein Band freundschaftlicher Beziehung mit Männern, an denen seiner Zeit mein Unternehmen kräftige Stützen besitzen soll; sowie ich allenthalben, auch in anderen als den gelehrten Kreisen, ein freundliches Interesse daran zu wecken oder zu steigern suchte.

Und wie groß die Theilnahme, die Gunst, die Förderung gewesen, die ich für meine Reise und meine Reisezwecke fand: das darf ich Ihnen jetzt nicht schildern

wollen; weder von Paris, wo ich den gefeierten Namen Petronne's, Raoul Rochette's, Hase's, sowie dem hochherzigen Emmanuel Lascazes und Guizot vor vielen Andern zum Schuldner geworden bin; noch von Cambridge, wo mir, empfohlen vom Herzog von Suffer, auf's Liberalste die Bibliotheksschlüssel vom Trinitätscollegium anvertraut wurden; noch von den gelehrten Holländern; oder von De Wette's herzlicher Biederkeit und andern fröhlichen Erfahrungen in der Schweiz. Auch darf ich Ihnen nicht wiederholen, daß ich in Italien der Gönner und Freunde so viele gefunden; noch darf ich vom deutschen Vaterlande zu sprechen anfangen.

Daß ich aber auch noch den Orient für mein speciellstes Ziel bereist habe, das glaub' ich leicht zu rechtfertigen, wenn gleich die reichste Ausbeute die mir dort geworden anderen Zwecken dient. Denn neben dem was ich in der That gefunden ist es mir nicht zweifelhaft geblieben, in wie weit die letzten Resultate, welche der Neutestamentlichen Textkritik die in Europa vorhandenen Elemente liefern, von dort aus noch modificirt werden möchten.

So bedarf ich nur noch der Entschuldigung für die Länge meines Briefs. Ihr Interesse an der Sache muß groß sein, um ihm seine Trockenheit nachzusehen. Doch ich weiß daß es groß ist; das Evangelium besitzt so

viel von Ihrem Herzen, daß ich begreife wie viel Ihnen die Klarheit gilt über den Text der Schriften des Neuen Testaments, das Bollwerk der Theologie gegen die Angriffe zweifelnder Wissenschaft, das heilige unzerstörbare Fundament unseres Glaubens.

---

## Von Jerusalem nach Nazareth.

(Ueber Samaria und Sichem.)

Als ich die Mauern Jerusalems hinter die Hügel verschwinden sah, überfielen mich Gedanken der Schwermuth. Ich kam von einem Feste, aber von einem Todtenfeste. Die feierlichen Klänge klangen mir noch durch die Seele; ich war verloren im Traume von einem geschwundenen schönen Tage; aber zugleich drückte mich's wie ein Schmerz um einen Todten, der mir im Herzen ruhte. Ob ich Jerusalem wiedersehen werde, fragt' ich mich. Wenn ich es wiedersehen soll, so gebe Gott, daß ich's im Frühlingsgrün einer neuen Aera sehe, die aus der heiligen Stadt auch eine glückliche macht.

Die Begleitung, in der ich nach Nazareth ging, war neu und unterhaltend. Unsere Caravane bestand aus vier Pferden, drei Maulthieren und einem Esel. Der Mucker oder Pferdeverleiher spielte die interessanteste Figur. Er saß auf seinem Maulthiere mit einer vollkommenen Herrnmiene; ein Knabe lief ihm als Bedienter zur Seite und trug die lange Peise. Der Mucker zweiten

Grades ritt den Esel und beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Commando der beiden belasteten Maulthiere. Der Franzose, der mit mir reiste, hatte sich lange im Oriente und in Spanien aufgehalten; jetzt trug er das ganze heilige Land in Daguerreotypen nach Hause. Sein Dragoman war derselbe Araber, der im Dienste der Engländer auf dem Wege nach Nazareth geplündert worden war. Er war dadurch in seinem Anzuge halb Türke und halb Engländer geworden; er trug nämlich, was sich possierlich ausnahm, über seinen weiten Hosen einen kurzen engen Rock, ein Geschenk jener Herren.

Unser jetziger Weg hatte nicht mehr vollkommen den Character der öden Strecken und fahlen Höhen um Jerusalem. Vor uns und neben uns zogen sich nach allen Richtungen Thäler und Hügel hin, deren Boden wohl öfters felsig aber nicht unfruchtbar war. Wir sahen Gruppen fruchttragender Bäume, Birnen und Äpfel darunter; auch grüne Auen, von Viehheerden beweidet. Da und dort winkte von der Höhe ein Dorf, öfter noch Ruinen einer Burg oder eines Klosters.

Nach zwei Stunden hatten wir nahe zur Linken im Westen, umgeben von wenigen Hütten, jene Moschee Samuels, die ich schon vom Minaret des Delbergs aus begrüßt hatte. Der Prophet selber soll darin begraben liegen; sein Grab wird nicht ohne Andacht von Juden, Muhamedanern und Christen betrachtet. Gelehrte Zweifel



machen ihm diesen Ruhm mehr als streitig, obschon eine so hervortretende Vortlichkeit im hohen Alterthume von Wichtigkeit sein mußte. Robinson vermuthet hier das biblische Mizpa, wo Samuel beim Opfer des Milchlamms nicht umsonst um göttliche Hilfe gegen die Philister flehte, und wo er später den Saul, der des prophetischen Geistes voll geworden, zum Könige salbte.

Eine halbe Stunde nördlich von Neby Samwil liegt auf seiner „herrlichen Höhe“ El Gib, das alte Gibeon, dem Josua's Ruf galt: Sonne, steh' still zu Gibeon. Berühmt wurde es am meisten als die Stadt der Priester mit der Stiftshütte. Hier war's wo Salomo als junger König die tausend Brandopfer opferte und darauf des Nachts sein kindliches Gebet betete, das dem Herrn so wohl gefiel.

Vier Stunden Wegs hatten wir zurückgelegt und schon früher einen kurzen Halt gemacht, als wir zur Mittagsrast in Bir ankamen. Das Dorf selber ließen wir zehn Minuten vor uns auf dem Hügel liegen, und hielten im Thale nahe bei der Quelle hinter den Mauern eines verlassenen Klostergebäudes. Die unterirdischen Räume dieses Gebäudes, die ich durchwanderte, mögen wohl nach dem geistlichen Gebrauche auch einen weltlichen erfahren haben; wahrscheinlich ist aus dem Kloster später ein Khan geworden. Des Nachmittags besahen

wir im Dorfe die schönen Kirchruiuen, die den Baustil der Kreuzzüge verrathen.

Bir besitzt eine Auszeichnung in der christlichen Ueberlieferung. Bis hieher soll die erste Tagereise der Eltern Jesu auf dem Rückwege vom Paschafeste gegangen sein; hier sollen sie also den zwölfjährigen Jesus unter den Freunden gesucht und vermißt haben. Diese Ueberlieferung hat nichts Ungeschicktes; wie aus alter Gewohnheit noch heute die Osterpilgrime die erste Tagereise ihres Heimwegs nur bis Bir ausdehnen, so können's die galiläischen Pilgrime schon längst gehalten haben. Unser Weg nach Nazareth war wenigstens gewiß derselbe, den der Herr mit seinen Jüngern wiederholt zurückgelegt hat, als er zum Feste ging. Diese Erinnerung war die theuerste Reisegesellschaft. Beim mehrmaligen Hinabsteigen von den steilen Gebirgsabhängen dieser Gegend begriff ich recht wohl, wie richtig der heilige Text von der Paschareise Jesu zu sagen pflegt: Er ging hinauf zum Feste.

Von Bir bis zu unserem Nachtlager hatten wir beständig das Gebirg Ephraim zur Seite, das bei weitem reicher an Bäumen und Buschwerk ist als das Gebirg Juda, doch auch wüste Höhen und felsige Thälwände mit vielen Schluchten und Klüften zeigt. Je weiter wir vorrückten, desto fröhlicher wurde die Landschaft; an Oliven- und Feigenbäumen hat sie einen großen Reichthum.

Etwa eine halbe Stunde früher als wir unser heutiges Ziel erreichten, sahen wir im Dämmerlichte nach Nordosten zur nahen Höhe hinüber, welche die Ruinen von Silo, jener „Friedensstätte“ trägt, die gleichwie Gibeon lange die Bundeslade bewahrte und damals auch Zeuge von den frommen Jugendjahren Samuels wurde. Dort führten einst die feurigen Söhne Benjamins ein Abenteuer aus, ähnlich dem Raube der Sabinerinnen durch die Römer. Beim Jahresfeste des Herrn nämlich, wie's im Buche der Richter heißt, gingen sie hin und lauerten in den Weinbergen; als aber die Töchter Silo mit Reigen zum Tanze herausgingen, da nahmen und raubten sie sich Weiber nach ihrer Zahl.

Wir stiegen jetzt einen hohen und so jähen Felsenabhang hinunter, daß es gefährlich gewesen wäre zu Pferde zu bleiben. Am Fuße des Abhangs trafen wir in einer weiten grünen Aue einen großen, in ein längliches Viereck von Mauern gefaßten Brunnen, woran sich unsere Thiere labten. Drei Weiber, aber keine Grazien, holten Wasser nach dem Dorfe, das wenigstens zwanzig Minuten entfernt liegt. Es fing an zu dunkeln, als wir nach Leban zur Linken unseres Weges ablenkten, um dort zu übernachten. Dies uralte Dorf liegt an einer steinigten, buschreichen Höhe. Nahe bei unserem Lagerplatze besahen wir alte Grabhöhlen; unweit darunter standen Felder in reicher Pracht. Wir wurden

schnell von vielen Bewohnern Lebans begrüßt; sie halfen ein tüchtiges Feuer anschüren und setzten sich daran, um mit unsern Muckern bei einer Pfeife eine Tasse Kaffee zu trinken. Ihre Unterhaltung dehnten sie fast über's Maß des Wünschenswerthen aus. Einer der Gäste bot uns ein gutes englisches Fernrohr zum Kaufe an, das er ohne Zweifel früheren Reisenden gestohlen hatte. Daraus ergab sich, daß ihr Respekt vor den Europäern doch wohl gewisse enge Grenzen haben mochte. Da wir befürchten mußten von diesen Leuten, die bei unsern Führern im schlechtesten Rufe standen, des Nachts bestohlen zu werden, so nahmen wir aus ihrer eigenen Mitte vier Wächter. Das Nachtlager fand ich hier weniger angenehm als im Sande der arabischen Wüste. Ich lag auf einem Lammfelle, in meine wollene Decke gehüllt; aber der nächtliche Thau fiel so stark, daß ich mich darin baden konnte.

Am nächsten Morgen betraten wir schon früh um Acht das überraschend üppige Thal zwischen den Bergen Garizim und Ebal. Gegen eine halbe Stunde vor Naplusa, am Eingange ins Thal, am Fuße des Garizim, liegt der tiefe Brunnen, der wohl mit Recht für jenen Jacobsbrunnen gehalten wird, woran Jesus bei seiner Unterredung mit der Samariterin saß. Das Grab des Patriarchen Joseph, ein wenig hinter dem Brunnen, der uns nahe zur Rechten blieb, ist nichts als ein türkisches

Heiligenmonument, dem die Muhamedaner eine große Ehrfurcht widmen. Ob die Tradition Recht oder Unrecht mit der Dertlichkeit hat, wird Niemand sagen können.

Der Anblick von Naplus, dem alten Sichem, ist reizend und großartig. Mit seinen vielen weißen Minarets und platten Kuppeldächern schaut es aus dem engen Thale unter Del- und Feigenbäumen hervor. Die beiden nachbarlichen Berge bringen den Ernst zur Lieblichkeit des Bildes; sie umschließen Stadt und Thal mit ihren kahlen Felsenwänden, die nur hie und da mit Delbäumen bewachsen sind. Was für ein Schauspiel muß es gewesen sein, als Josua seinen Einzug ins gelobte Land, nach dem Befehle des Herrn, von diesen Bergen herab feierlich besiegelte. Sechs Stämme standen auf dem Garizim; sechs Stämme auf dem Ebal. Vom Garizim herab erschollen die Worte des Segens, vom Ebal herab die Worte des Fluchs. Zum Segen wie zum Fluche, gesprochen durch den Mund der Leviten, rief das Volk sein vieltausendstimmiges Amen. Wer diese Berge gesehen und jenes Schauspiels gedacht, dem stehen sie ewig vor der Seele wie zwei unerschütterliche Zeugen vom Ernste des Gesetzes.

Unterm Thore der Stadt hatten wir eine traurige Begegnung; mehrere Aussätzige saßen da und bettelten. Ich wußte nicht was einen üblern Eindruck hätte machen können als dieser erste Gruß der Stadt.

Nach dem Thore durchritten wir den langen Bazar, der des Hübschen und Köstlichen eine reiche Fülle bot; er war aber so eng und zugleich so besucht, daß wir nur mühsam Schritt für Schritt durchkommen konnten. Unsere Wohnung nahmen wir, auf eine Empfehlung vom französischen Consul zu Jerusalem, im Samaritanischen Schulhause. Ehe wir ins Gastzimmer eintreten konnten, mußte die fleißige Jugend daraus entfernt werden.

Sehr bald empfingen wir den Besuch des obersten Samaritanischen Rabbiners, eines würdigen Mannes von mehr als sechzig Jahren, mit einem langen weißen Barte und von feinen Gesichtszügen. Er trug ein carmoisinseidenes Gewand und einen weißen Turban. Als wir ihm sagten, daß wir zunächst den Pascha von Naplus besuchen wollten, so bot er uns zuvorkommend seine Begleitung an. Den Pascha, einen sehr wohlbeleibten Mann von mittlern Jahren, trafen wir in einiger Gesellschaft auf der schönen Terrasse seines Hauses. Er ging zu meiner Ueberraschung barfuß; doch blieb er wie er war, und setzte sich sogleich mit uns auf die ausgebreiteten Kissen und Teppiche. Wir rauchten eine Pfeife und tranken eine Tasse Kaffee. Unser Anliegen betraf eine militärische Bedeckung für unsere Weiterreise; der Pascha war bereit es zu erfüllen; doch versicherte er uns, daß durch seine polizeiliche Strenge die Straßen sicher geworden seien. Wir machten ihm natürlich unser

Compliment darüber. Als wir von ihm weggegangen waren, fanden wir verwundert zwei seiner Bedienten hinter uns, um sich ihren Badschisch für den Kaffee auszubitten. Es war unmöglich, ihrer mit leerer Hand loszuwerden. Ich hatte damit eine orientalische Galanterie mehr kennen gelernt. Doch hatt' ich Unrecht mich darüber zu verwundern, da ich ein Jahr früher in Rom gewesen und noch kurz vor dem Momente meiner Abreise früh um Sechs einen Cardinalsbedienten bei mir gesehen hatte, um mich an einen ähnlichen Badschisch zu erinnern.

Jetzt lag mir der Besuch der Samaritanischen Synagoge am Herzen; ich war gespannt auf die berühmten Manuscripte, die sie bewahrt. Der Zugang hatte keine Schwierigkeit. Ein Rabbiner — aber nicht der erstere, der beim Pascha in Geschäften geblieben war — führte uns in den kleinen Betsaal, der mit Strohmatte belegt war und ohne Schuhe betreten werden mußte. Auf einem Bücherbrette sah ich einige zwanzig Manuscripte, größtentheils auf Pergament. Mehreren trau' ich unbedenklich ein Alter von vielen hundert Jahren zu. Eins verräth durch verschiedene Eigenthümlichkeiten, wie durch die Abfassung in drei Columnen, ein Alter von mehr als tausend Jahren. Am meisten beschäftigte mich die angeblich uralte Handschrift, die eine Unterschrift tragen soll, wornach sie von Abischua, dem Sohne des Phineas, der ein Enkel



Arons war, dreizehn Jahre nach Moses verfaßt worden ist. Der Rabbiner brachte uns eine blecherne Kapsel; darin lag das Manuscript als eine starke Synagogarolle auf Pergament, umwickelt von einem kostbaren Umschlage in schwerer Carmoisinseide, mit eingewirkten goldenen Buchstaben. Es trägt unverkennbare Spuren des Alterthums. Ich prüfte das Pergament, die Farbe der Tinte, das System der Linien, die Interpunction, die Absätze, denen alle Initialen fehlen, die Schriftzüge, so weit sie sich ohne Kenntniß des Samaritanischen prüfen lassen. Alles vereinigt sich um den Eindruck eines Manuscripts aus dem sechsten Jahrhundert zu machen. Bei dieser Vermuthung bleibt ihm natürlich ein sehr ausgezeichneten Rang unter allen alten Pergamenturkunden des Orients und des Occidents. Was die angeführte Unterschrift anlangt, so kann sie, wenn sie anders in der That vorhanden ist, unmöglich für etwas anderes gelten als für eine den früheren Dokumenten sorglos abgeschriebene und jenen selbst auf Grund einer hochfahrenden Tradition einverleibte Note. Vielleicht hat jener Abischua Antheil an der ursprünglichen Abfassung des Pentateuchs gehabt. Dann würde die Unterschrift eine Erläuterung aus den griechischen Evangelienhandschriften erhalten, worin sehr häufig die Abfassung durch Matthäus, durch Johannes, sowie auch das Jahr der ersten Bekanntmachung angemerkt ist. Auch diese Anmerkungen haben



unkundige Augen in Irrthum geführt. So fand ich auf einer namhaften Bibliothek in einer Handschrift der Evangelien eine Note von der Hand des Bibliothekars selber, mit der Aussage, daß die Handschrift im zehnten Jahrhunderte nach Christi Himmelfahrt durch den Rhetor Hebraides verfaßt worden sei. Dabei war auf eine urkundliche Glosse verwiesen. Was stand in dieser Glosse? Nichts als daß das Evangelium Matthäi zehn Jahre nach Christi Himmelfahrt und zwar im hebräischen Dialekte ausgegeben worden\*.

Doch ich kehre zu den Samaritanern in Napluf zurück. Ich glaube nicht, daß die Erwerbung ihrer Manuscripte unmöglich ist; daß damit ein kostbarer Schatz für die größte Bibliothek Europa's gewonnen würde, bin ich überzeugt.

Unser Rabbiner lenkte die Unterhaltung von den Manuscripten auf seine gelehrte Correspondenz mit Europa.

---

\* Bei der Gelegenheit muß ich, was vielleicht meinen Lesern neu sein wird, einer überaus merkwürdigen Originalhandschrift gedenken, die erst unlängst aus dem Grabe der Vergessenheit hervorgezogen worden ist. Das ist nichts Geringeres als die hebräische Originalschrift des Pilatus überm Kreuze Jesu. Bekanntlich besitzt man schon längst dieses heilige hölzerne Kreuz zu Rom. Daran hat nun ein in der That gelehrter Propagandist, aus dem Hause Israel, die merkwürdige Entdeckung gemacht, die er sofort mit Commentar und Facsimile der Welt mittheilte. Er zeigte mir selber seine Schrift darüber vor; zu meinem Bedauern hat er mir aber kein Exemplar verehrt.

Besonders fragte er, wie er es auch gegen mehrere frühere Reisende gethan, angelegentlich nach gewissen gelehrten Freunden zu Genf, wenn wir recht verstanden haben. Von diesen Freunden erwartete er, ich weiß nicht seit wie viel Jahren, umsonst eine Antwort. Er wurde ganz ungeduldig darüber daß wir ihn schwer verstanden und keine Auskunft zu geben wußten. Dafür ließen wir uns von ihm eine bessere Auskunft über seine Glaubensgenossen geben. In Naplus zählte er hundert fünfzig Samaritaner und ebensoviel außer Naplus. Sie verehren noch immer den Garizim als ihren heiligen Berg und kehren sich gegen ihn wenn sie beten. An ihren vier großen Jahresfesten, zum Pascha, zu Pfingsten, zum Laubhüttenfeste und am Versöhnungstage wallfahrten sie in Prozession, unter lautem Ablesen des Gesetzes, auf den Gipfel des Berges; sie schlagen dort ihre Zelte auf und bringen, wenigstens am Paschafeste, Lämmeropfer. Außerdem versammeln sie sich regelmäßig jede Woche zum Gebet in der Synagoge, lesen nichts als den Pentateuch und halten den Sabbath mit aller Strenge. Mit den Juden hat sie sogar die Unterdrückung, die Trübsal, die sie doch seit zweitausend Jahren wie Brüder getheilt, nicht ausgesöhnt. Sie essen, sie trinken wohl mit Türken, aber nicht mit den Söhnen vom Hause Israel. Merkwürdiges Beispiel wie Brüder hassen. Auffällig war mir, daß die Gesichtszüge der Samaritaner, wenigstens

aller derer die ich zu Neapel und anderwärts sah, keineswegs den jüdischen Character hatten. Dennoch erkennt man auf den ersten Blick, daß sie weder Türken noch Araber sind. Mehrere trugen hübsche weiße Bärte und waren von einer feinen aber lebhaften Gesichtsfarbe. Als wir uns von unserm Rabbiner verabschiedeten, hatte er, trotz seiner gelehrten Correspondenz mit Europa, die Gemüthlichkeit, sich so gut wie die Bedienten des Pascha einen Backschisch auszubitten.

In der Stadt Neapel machten wir einen Spaziergang in Begleitung eines arabischen Arztes, der früher als Dragoman viele Europäer kennen gelernt hatte. Die Stadt ist ziemlich groß, aber ihre Häuser sind dicht zusammengedrängt; von Gärten, voller Orangen, Citronen, Granaten, ist sie reichlich umgeben. Die Zahl der Einwohner\* wurde uns auf sechs bis sieben tausend geschätzt; darunter befindet sich eine kleine Anzahl Juden und etwa dreihundert griechische Christen, die auch ein Kloster in der Stadt besitzen.

Beim Besuche einer großen alterthümlichen Moschee war es unumgänglich, unsere Schuhe mit Lappen überkleiden zu lassen; eine Förmlichkeit, der ich mich auch in Cairo unterworfen hatte. Als darauf mein Begleiter ein

---

\* Robinson nimmt sie zu 8000 an und zählt darunter 500 Griechen.

merkwürdiges Portal aus dem Mittelalter abzuzeichnen anfang, wurden wir von einer solchen Masse Pöbel und eben nicht in der freundlichsten Stimmung umringt, daß wir in eine bedenkliche Lage geriethen und bei Zeiten weiter gingen. Unser Führer erzählte uns nun, daß die Napluser ein aufrührerisches, gewaltthätiges, fanatisches Völkchen seien. Den Tag vor unserer Ankunft hatten sie den Scheik eines benachbarten Dorfes mitten in der Stadt aus boshaftem Muthwillen erschlagen, wofür sie kein Schatten von Strafe betroffen hatte. Als nämlich der Vorfall dem Pascha hinterbracht wurde, rief er aus: Warum ist er hereingekommen, und ließ die Untersuchung auf sich beruhen.

Wir gingen zur Besichtigung einer kufischen Inschrift, in erhabenen Schriftzügen auf einem Marmorstücke, das in eine Mauer gefügt war. Unterwegs that ich ein paar Schritte eine enge Straße hinein. Sogleich kamen mir Kinder mit dem Geschrei: Harem, Harem, abwehrend entgegengesprungen, und ich that wohl eilig zurückzulenken.

Gegen Fünf des Abends brachen wir, zum Verdrusse unserer eigenwilligen Mucker, von Naplus wieder auf, um noch das unferne Samaria zu erreichen. Mit Naplus, dessen alter Name Sichem zu Ehren des Flavius Vespasian mit dem Namen Flavia Neapolis vertauscht worden ist, woraus sich der arabische Name

Naplus \* bildete, hatt' ich von Neuem einen Boden betreten, den große Erinnerungen frühzeitig geheiligt haben. Abrahams erster Wohnsitz im Lande Canaan war die „Stätte Sichem.“ „Vor der Stadt Sichem“ schlug Jacob der Patriarch seine Hütte auf und kaufte ein „Stück Aekers.“ Aus diesem Stück Aekers wurde das „Dörflein,“ wie Johannes sagt, „das Jacob seinem Sohne Joseph gegeben.“ Hier war's auch wo die Brüder Josephs die Heerden ihres Vaters weideten und den verhassten Träumer, der von Hebron zu ihnen geschickt worden war, an die ismaelitischen Kaufleute nach Egypten verkauften.

Als wir gegen Abend das üppige Thal vor der Stadt zum zweiten Male durchritten, füllten mir die Erinnerungen des Alten und des Neuen Bundes die ganze Seele. Wem wäre diejenige fremd geblieben, die ich feierte als ich in die Tiefe des uralten Jacobsbrunnens hinabsah? Der Brunnen ist tief \*\*; ich sah mit eigenen Augen, daß die Samariterin Recht hatte. An diesem Brunnen saß der Heiland; hier sprach er jene erhabenen

---

\* Ich glaube wegen der Abstammung von Neapolis richtiger Naplus als Nablus zu schreiben. Robinson schreibt nach Abulfeda's Orthographie Nabulus.

\*\* Er soll nach wiederholten genauen Messungen 105 Fuß Tiefe haben. Als ich ihn sah, — mitten im Sommer — war er fast wasserleer.

Worte vom Wasser das ins ewige Leben quillt. Die Worte des Heilands riefen mir andere unvergeßliche Worte ins Gedächtniß, die gleichfalls im Angesichte dieses Brunnens, aber vom Garizim herab zu den versammelten Männern von Sichem gesprochen worden sind. Hier trug nämlich Jotham seine schöne Parabel — wohl die älteste die wir kennen — von den Bäumen vor, die sich einen König wählen wollten. Vor allen andern Bäumen nannte er den Delbaum und den Feigenbaum; beide geben noch heute dem Thale des Brunnens seinen Character.

Von Naplus nach Samaria ritten wir bergauf, bergab durch eine grüne, an Pflanzen, Blumen und Bäumen reiche Landschaft, die nur der emsigen deutschen Hände bedürfte, um das gelobte Land zur vollen Anschauung zu bringen.

Kurz nach sieben Uhr des Abends hatten wir Samaria vor Augen. Seine Lage ist herrlich. „Die stolze Krone Ephraïms“ nannte es Jesaias; wie eine Krone erscheint es noch jetzt, wenn schon ihr Glanz längst verblichen ist. Mitten in einem reizenden, von Höhen umschlossenen Thale erhebt sich ein runder Berg; darauf liegt Samaria. Unfern vom Fuße des runden Berges trafen wir im Thale, bei den Resten einer römischen Wasserleitung, einen rauschenden Bach, an dessen Ufern alte prächtige Delbäume standen. Von da sahen wir mit gefesselten

Augen hinan zu den Kirchrainen Samaria's. Diese Ruinen sind wohl die schönsten in Syrien. Wir sahen jetzt vor uns eine kreisförmig umbiegende Mauerwand derselben, die fast noch vollständig erhalten ist, mit ihren schönen Strebepfeilern und ihren hohen Fenstern unter verzierten Nischen und byzantinischen Bogen. Wir ritten erwartungsvoll den Berg hinauf; der Weg war beschwerlicher als er aussah. Unsere ersten Gedanken galten dem Eintritte in die Mauern der zerstörten Kirche; aber wir stießen auf ungeahnte Schwierigkeiten. Denn als wir vor dem Eingange, der zunächst zur kleinen Moschee im vordern Theile der Mauern führt, mit unsern Pferden hielten, so wurde er vor unsern Augen geschlossen. Mein Begleiter hatte einen großherrslichen Ferman bei sich; er zeigte ihn vor. Wer weiß nicht, daß der Namenszug des Sultans im Oriente allmächtig ist? Dennoch kehrten sich diese Leute nicht im Geringsten daran; die Hand des Pascha von Naplus hätte uns, wie sie sagten, beglaubigen müssen. Wir hatten zwei Soldaten des Pascha zur Bedeckung bei uns; aber auch das half nichts. Sie erklärten, wenn sie uns die Moschee betreten ließen, so würde sich das ganze Dorf erheben und unsern Köpfen leicht einen üblen Streich spielen. Dabei blieb's. Dagegen fand sich eine halbe Stunde später ein Spekulant, der uns durch eine Fensteröffnung den Eintritt ins Innere der Ruinen ermöglichte, ohne daß wir die Moschee selbst

betraten. Wir sahen darin, in welche Kunst und Schönheit die Kreuzfahrer die Kirche mochten gekleidet haben; auch sahen wir auf Marmortafeln viele verunstaltete Johanniterkreuze.

Ueber die Zeit der Kreuzzüge mag dieser zerstörte Bau schwerlich hinaufreichen, obschon ihn die Tradition auf die Allschöpferin Helena zurückführt. Geweiht war die Kirche Johannes dem Täufer; der Orden der Johanniter mochte daran einen besondern Antheil haben. Das Grab des Propheten, nach türkischem Geschmacke überbaut, wird noch heute innerhalb der Ruinen verwahrt und verehrt. Schon Hieronymus berichtet nämlich, daß Samaria, neben den Grabmälern der Propheten Elisa und Obadja, auch das Grabmal des Johannes besitze. Diese Tradition enthält freilich Unwahrscheinliches. Nach Josephus und auch Eusebius erscheint es als Thatsache, daß Johannes in der Festung Machärus nahe beim todtten Meere enthauptet worden ist. Sollten von dort seine Jünger den Leichnam bis nach Samaria gebracht haben? Uebrigens hat sich die Tradition sehr bald mit dem Grabe nicht mehr begnügt; sie verlegte auch den Act der Enthauptung nach Samaria. Noch heute heißt es nicht anders, als daß die Kirche zu Samaria gerade da stehe wo Johannes gefangen gefessen und enthauptet worden. Darum mag wohl weit mehr die Phantasie als die Geschichte gewaltet haben, als man die



prachtvolle Königsstadt auf den Bergen Samaria's, nachdem sie Zeuge gewesen von so vielen Grausamkeiten des Herodes des Großen, den Schauplatz noch einer blutigen That mehr unter seinem schuldbeladenen Sohne Antipas gewesen sein ließ.

Des Herodes, weder des Vaters noch des Sohnes, denkt jetzt Niemand mehr, aber der heilige Johannes ist auch dem Türken theuer; seinen Namen kennt und spricht auch der heutige muhamedanische Samariter. Ob es dem Könige, umgeben von seiner Herrlichkeit, wenigstens ein Traum in die frevelvolle Seele gerufen haben mag, daß einst, während sein Name nur schwankte zwischen Fluch und Vergessenheit, der Name des Mannes, dessen Kopf er einer Weiberlaune geopfert, in feierlichen Gotteshäusern, in den Büchern der Menschheit, in den Herzen vieler Millionen unauslöschlich glänzen werde?

Wir schlugen unser Zelt im Angesichte der Kirchruinen auf, die an dem vorspringenden Abhange im Süden des Berges liegen; das heutige Dorf liegt in einiger Entfernung über und hinter den Ruinen. Die Bevölkerung des Dorfes hatte uns mit der Verweigerung des Eintritts zur Moschee einen Zug ihres wahren Characters geliefert; das merkten wir bald an denen die unser Zelt begafften. Trotz unserer militärischen Bedeckung schien es nöthig, für die Nacht den Dieb zum

Wächter zu setzen; wir bestellten daher vier Leute zu diesem Behufe.

Der heutige Abend bot uns noch Köstliches dar. Wir wanderten auf die Spitze des Berges und genossen die reizende Aussicht. Da standen wir inmitten eines reizenden in sich abgeschlossenen Bildes. Nach Norden, Osten und Süden hatten wir den Horizont begrenzende Berge, die mit ihrer Cultur und ihren Dörfern prangten; nach Westen gestattet die Höhe mit dem Blicke hinüber zum Meere zu schweifen. Die Thäler, die den Berg umgürten, sowie der Berg selber sind reichlich von Bäumen, besonders von Oliven und Feigen bewachsen. Um den Berg herum läuft wie ein Kranz die Spur einer Terrasse, die wahrscheinlich zur Zierde der ehemaligen Residenz angelegt wurde.

Von der geschwundenen Pracht, die unter Herodes diese Stadt so sehr auszeichnete, traten uns manche Erinnerungen entgegen. In einer weitläufigen Gruppe von Feigenbäumen, ziemlich hoch auf dem Berge, stehen mehrere Säulen von Kalkstein und andere liegen zertrümmert daneben. Unser Führer geleitete uns in seine eigene Behausung im Dorfe, um uns darin alte Marmorreste mit Spuren schöner Sculpturen zu zeigen. Vor Allem aber ist's eine großartige Säulengallee, von der am Fuße des Berges, besonders nach Westen, nahe an hundert Säulen übrig sind, und zwar größtentheils noch in

vollkommener Stellung. Diese Säulen gehen ohne Zweifel auf Herodes zurück. Vielleicht standen sie in Beziehung zu dem prunkhaften Augustustempel, den Herodes demselben kaiserlichen Beschützer errichtete, zu dessen Ehren die Stadt selber den Namen Sebaste\* erhielt. Wir wandelten lange unter diesen Säulen umher und gedachten der fernen Tage, die sie gesehen. Wie Ankläger bei der richtenden Nachwelt zeugen sie gegen den der sie geschaffen. Zu Samaria selbst war es, wo er seiner hingerichteten Gemahlin Mariamne ihre beiden Söhne auf gleichem Wege in den Tod nachschickte.

Doch war Herodes nicht der Erste, der Samaria, zum grellen Contraste mit der Lieblichkeit die ihm die Natur gegeben, zum Theater blutiger Thaten und Gräuelszenen machte. Seit es Omri, fünfzig Jahre nach Salomo, gegründet und den Königen von Israel zur Residenz gemacht, hat es mehr zum Baal als zu Jehovah gebetet. Hier hat Ahab seinen Götzendienst geübt; hier hat Elias, mit dem Zorne seines Gottes angethan, dem schwachen Könige und der gottlosen Isabel geflucht. Hesekiel nannte Samaria die große Schwester Sodoms; Worte des Strafgerichts erklangen ihm von allen Propheten. Aber bevor die Prophezeiungen durch Salmanassar's Arm in Erfüllung gingen, waren sie machtlos verhallt.

---

\* Sebaste ist das griechische Wort für Augusta.

So haben diese traurigen Säulen auf Samaria's Boden des Traurigen gar viel zu verkünden. Und sieht man von den Säulen zu ihren Nachbarn, zu den türkischen Bewohnern des Dorfes mit dem Kaisernamen, deren Störrigkeit und Bosheit eine alte Klage ist, die ich selber bestätigen kann: so möchte man glauben, daß hier eine Erbsünde mit unaustilgbarem Stachel waltet.

Am nächsten Morgen nahm mein Begleiter mehrere Bilder von Samaria durchs Daguerreotyp auf. Daß diese Unternehmung sehr peinlich ausfallen würde, war voraus zu sehen. Die ganze Bevölkerung, alt und jung, belagerte das wunderbare und zugleich verdächtige Instrument nebst seinem Meister. Jeder wollte sehen und auch einen Bakschisch verdienen. Ich durchstreifte unterdessen die Umgegend, lagerte mich am rieselnden Quellbache vor Samaria unter die Delbäume und verlor mich in so fröhliche Gedanken wie sie der wolkenlose Himmel in die Seele gab. Auch den alten Liebling meiner Knabenjahre, die Königskerze, traf ich; ich legte bedächtig ihre goldenen Blüthen in meine Briestafche, aber im Geiste legt' ich sie auch schon den lieben Brüdern im Voigtlande vor das kundige Auge.

Auf dem Heimwege zum Zelte hatt' ich Gelegenheit zu beobachten, wie früh bei dem Samariter die Unart kömmt. Ein Knabe von zehn Jahren war mir unterwegs begegnet und als ich die Blüthen der Königskerze

pflückte, war er in meiner Nähe gestanden. Nun verfolgte er mich von weitem mit dem Geschrei: Badschisch, Badschisch, und da er sich umsonst bemühte, warf er unter Schimpfreden mit Steinen.

Gleich nach dem Mittage verließen wir Samaria. Aber unser Ausbruch war noch von einer tragi-komischen Scene begleitet. Der Sohn des Scheiß vom Dorfe war unter den gaffenden Zuschauern beim Daguerreotypiren gewesen; jetzt verlangte er, da er die Ordnung aufrecht erhalten habe, einen anständigen Badschisch. Der Wortwechsel hätte sehr wahrscheinlich mit Thätlichkeiten geschlossen, wäre ihm zuletzt nicht noch sein Wunsch gewährt worden.

So ermüdend unser Weg während der Stunden der Mittagssonne für uns wie für unsere Pferde war, so anziehend war er zugleich. Von steilen Bergen kamen wir in reizende Thäler, umlagert von romantischen Felsengruppen; der Dörfer trafen wir mehrere, dichte Olivenwäldungen glänzten um ihre Häuser. In der Mitte des Weges nach Jenin hielten wir einen Augenblick, um einen hohen, runden Felsen zu besteigen, der einsam in der Ebene liegt, übersät von Ruinen. Es stand hier eine Sarazenenveste, die, vermöge ihrer Lage, gegen Freund und Feind eine trotzige Stirn führen konnte. Kurz vor Ibrahim Pascha's Herrschaft in Syrien lehnte sich der Scheiß, der sie inne hatte, gegen den berüchtigten

Abdallah Pascha von St. Jean d'Acre auf; sie wurde von ihm mehrere Monate lang belagert, aber erst unter Beihilfe von Maroniten des Libanon mit Sturm genommen. Seitdem liegt das Kastell in wüsten Ruinen. Ein paar Leute, die dem Dorfe angehören das nahe am Fuße des Felsen liegt, hausen in den Felsenhöhlen.

Eine Stunde später hatten wir zwischen zwei nachbarlichen Dörfern eine seltsame Begegnung. Es war, allem Anscheine nach, ein Brautzug. Die weiß verschleierte Braut interessirte uns weniger als das Kamel, worauf sie saß. Das Kamel trug nämlich einen Frauenkopfspug in fränkischem Geschmacke. Der dumme Ausdruck dieses Kamelkopfes unter der stattlichen Haube war von einem überaus komischen Effekte, der sich nicht beschreiben läßt. Es war eine schwere Aufgabe nicht laut aufzulachen; doch wäre das Lachen gewiß übel aufgenommen worden. Durch ritterliche Begleiter war die Braut bestens gedeckt; mit ihren langen Spießen hätt' ich nicht scherzen mögen.

Gegen Abend kamen wir nach Jenin. Wir würden vorgezogen haben unter einigen Palmbäumen außerhalb der Mauern zu übernachten, hätte die Rücksicht der Sicherheit nicht dagegen gesprochen. Wir überschickten dem Befehlshaber der Stadt sogleich die Empfehlung des Pascha von Naplus, worauf er uns eine Wohnung in einem seiner Häuser anweisen ließ. Diese Wohnung bestand in einer niedlichen Terrasse und einem Zimmer

daneben, wenn man einen kleinen öden Raum zwischen vier Wänden mit zwei Fensteröffnungen ein Zimmer nennen kann.

Jenin liegt schön; seine Gärten, von Feigencactus eingehegt, sind von der üppigsten Vegetation. In der Stadt ritten wir bei einer sehr wasserreichen ansehnlichen Cisterne vorüber, mit einem Bache lebendigen Wassers. Große Heerden begegneten uns, die auf gute Viehzucht schließen ließen. Aber die größte Herrlichkeit Jenins ist seine Aussicht über die fruchtbare, berühmte Ebene Esdrelon mit einem Gebirgshintergrunde im Westen, Norden und Osten. Ich freute mich schon heute auf unsern Ritt durch diese Ebene.

Ich besuchte mit meinem Begleiter den großen Ahan des Orts; wir tranken eine Tasse Kaffee und rauchten ein Margileh. Die Gäste die wir trafen thaten alle dasselbe, nur pflegten sie weniger als wir der Unterhaltung. Die schweigsame Beschauung der Türken im Kaffeehause liefert ein völliges Gegenstück zu den lauten Unterhaltungen bei uns. Natürlich ist dort auch keine Spur eines Zeitungsblattes.

Als wir nach Hause auf unsere Terrasse kamen, machten wir Bekanntschaft mit den häuslichen Umständen unsers Wirthes. Er hatte zwei Frauen, die uns gerade gegenüber wohnten, doch jede in ihrem eignen kleinen Harem. Daß sie mit einander nicht sehr schwesterlich

lebten, hörten wir an einem Wortwechsel, den der Hausherr bei unserer Rückkehr schleunigst niederschlug.

In der Nacht machten wir mehrfache peinliche Bekanntschaften. Freilich waren unter unserer Terrasse unsere Pferde einquartirt, und ohnehin trafen uns die Beschwerden der Hundstage eines südlichen Klima's. Unsern Pferden schien es nicht besser ergangen zu sein; sie machten am nächsten Morgen, wo die Gewitterschwüle der verflossenen Nacht noch fortbauerte, so muthlose Kopfbewegungen, wobei das meinige immer links ging und zwei Mal stürzte, daß ich sehnächtig an meine tapfern Kamele und ihren sichern Tact zurückdachte.

Aber der Schatten verbarg sich leicht hinterm Lichte; wir ritten ja heute durch die Ebene Esdrelon. Ihre Fruchtbarkeit ist so bewundernswürdig als ihre Schönheit. Der Weizen war jetzt größtentheils geerntet; in den hohen Stoppeln der Felder konnte sich eine Gazelle verstecken. Die Durrafelder standen noch, sowie die Fluren der Baumwollensaaten mit dunklem Grün und gelben Blüthen. Blumige Ufer verriethen Wasserbäche, die in den Rison fließen. Zur Rechten hatten wir nach unserm Ausritte von Jenin das Gebirge Gilboa, zur Linken die Vorberge des Carmel, und nach Nordwesten hinauf grüßten wir den Carmel selber. Die Erinnerungen, die sich an diese Ebene und ihre Berge knüpfen, waren wie im Streite um die Seele dessen der sie durchwanderte.



Auf Gilboa's Höhen fiel der unglückliche Saul in sein eigenes Schwert, und sein Sohn Jonathan mit zwei Brüdern fielen durch das Schwert der Philister. Das schöne Trauerlied Davids um die Zierde Israels und um den Bruder, den Geliebten, hat beiden einen Denkstein gesetzt, der hoch ragt über des Berges Höhen. Das Wasser Megibdo erzählt von Debora's und Baraks Heldenthum gegen den Sissera, worauf die Heldin selber das unsterbliche Preislied gesungen. Der Bach Kison erzählt von Gideon, wie er den Geist des Herrn anzog, um die Midianiter und Amalekiter zu schlagen. Aber wer wüßte die Schlachten alle die in der Ebene geliefert worden sind, von Saul bis zu den Makkabäern, von den Römern bis zu den Sarazenen, von den Kreuzzügen bis zu Napoleon. Das Abendland so gut wie das Morgenland hat reichliches Blut auf diesem Boden vergossen, der uns heute so fröhliche Fluren vor die Augen hielt.

Unser Weg, der ein wenig östlich vom geraden Karavanenwege lief, brachte uns in zwei Stunden nach dem Dorfe Zerin, das sich, besonders nach Robinson's Forschungen, als das alte Jesreel ausweist. In dieser kleinen Gruppe ruinenhafter Häuser liegt das Andenken an jene hochfahrende Königin Isabel begraben; denn hier war Naboth's Weinberg, sein väterliches Erbe, woran sie ihren Frevel geübt; hier stand auch der Palast, aus dessen Fenstern sie hinabgestürzt wurde, um das

Strafwort des Propheten aufs Schrecklichste zu erfüllen.

Zerin liegt hoch und schön; die Aussicht von seinem alten Thurme ist großartig, zum Carmel im Westen, zum kleinen Hermon im Norden, zum Jordansthale im Osten, in Südosten zum Gebirg Gilboa, an dessen Abhang es selber liegt. Nach dem Thabor fragt' ich umsonst unsere Führer; der Hermon verdeckte ihn. Erst anderthalb Stunde später, nachdem wir auch das Dorf Solam im Rücken hatten, wo einst Elisa den todtten Knaben der Sunamitin ins Leben zurückrief, sahen wir, vom Fuße des Hermon hinweg, den Thabor, aus der nordöstlichen Ebene hervortreten. Beim ersten Blicke auf ihn traten mir Thränen ins Auge; der heilige Vertraute der Vorzeit war mir so plötzlich entgegengetreten. „Mitternacht und Mittag hast Du geschaffen; Thabor und Hermon jauchzen in Deinem Namen,“ diese Worte des Psalmsängers bewahrt' ich im Herzen seit den Kinderjahren. Des Berges hehre Gestalt, sein runder, mit Eichenlaub geschmückter Gipfel, seine frei aus der Ebene ragende Erscheinung: das Alles machte zur Wahrheit jetzt das Bild, das ich längst im Geiste getragen.

Wir hatten von hier noch eine Stunde Wegs, bevor wir aus der Ebene zu den engen, in felsigen Bergmauern ruhenden Thälern kamen, welche Nazareth umgeben. Beim Eingange in den Thalweg hielten wir

eine kurze Mittagskraft. Wir verabschiedeten hier unsere Soldaten aus Jenin, die uns doch immer als ein Zeichen der Autorität gebient hatten. Ein Mal dachte ich fast, daß wir ihrer bedürfen könnten. Wir zogen in der Nähe des Hermon unserm Wege entlang. Ich war abgestiegen und ging etwa fünfzig Schritte der Caravane zu Fuß voraus. Da reiten zu meiner Ueberraschung hinter der Höhe acht oder zehn Beduinen auf Dromedaren mit riesigen Lanzen hervor. Ich ging dreist weiter; aber einer aus dem Trupp erlaubte sich, zum Vergnügen seiner Kameraden, mit seiner Lanze scherzend gegen mich auszuholen und sie mir nahe genug auf die Brust zu setzen. Ich nahm den Scherz in aller Heiterkeit auf; zog es in Zukunft aber doch vor, hübsch zu Pferde in voller Gesellschaft zu bleiben.

Während wir jetzt gelagert waren, setzte sich ein großer Aasgeier uns gegenüber auf einen felsigen Vorsprung; zu meinem Bedauern verfehlte ihn der Schuß meines Dragomans. Einen andern für mich neuen Anblick der Art hatten wir diesen Morgen in der Ebene gehabt. Eine Schlange, zwei bis drei Ellen lang, von der Stärke eines Armes, braunschwärzlich von Farbe, lag auf dem Felde in der Sonne. Bei unserer Annäherung bog sie in schlanken Wellen in den aufklaffenden Feldeboden hinein.

Um Vier des Nachmittags sahen wir das gar freundliche Nazareth vor uns liegen. Nach drei Seiten ist es von reichlich bewachsenen Hügeln umschlossen und lehnt sich selber an den Hügel im Westen an. Einige Palmen und Cypressen, sowie ein hohes Minaret hat es in seiner Mitte. Nahe beim Minaret erkannten wir sogleich das große Klostergebäude. Dort wurden wir denn auch bald und um so mehr willkommen geheißen, da uns der lateinische Prior zu Jerusalem ein Empfehlungsschreiben an den Prior zu Nazareth mitgegeben hatte.

### Nazareth. Der Thabor. Der See Genezareth.

Man beglückwünschte uns bei unserm Eintritt ins Kloster zu Nazareth über unsere so glücklich zurückgelegte Wanderung; denn auch im Kloster herrschte eine sehr üble Meinung von dem Wege nach Jerusalem über Naplus. Unter andern Unfällen erzählte uns der Prior, daß kurz vor Ostern der Curator des Klosters, ob schon in Begleitung eines Führers und eines Soldaten des Pascha, zwischen Naplus und Nazareth angefallen worden und in Gefahr gerathen war, nackt davon geschickt zu werden. Sein Soldat schoss bei dem Anfall und verwundete einen der Beduinen. Dafür konnte derselbe kaum dem Tode entinnen; denn vergossenes Blut der

Seinigen weiß der Beduine nur durch Blut zu süßnen. Endlich war's aber doch dem Geistlichen gelungen, seine Räuber zu beschwichtigen, ja sogar zu bewegen, daß sie ihm in eigner Person das sichere Geleite gaben. An einer Kapuzinerkutte mochte freilich nicht viel zu erobern sein.

Unsere Wohnung nahmen wir dem Kloster gegenüber in dem Gebäude, das wie die Casa nuova zu Jerusalem zur Aufnahme der Pilgrime bestimmt ist. Wir trafen hier mehrere fränkische Reisende, die vom Carmel aus in Nazareth eingetroffen waren. Ein Neapolitaner darunter wurde wegen der Zuvorkommenheiten geneckt, die ihm die Mönche des heiligen Landes aus Dankbarkeit für die Huld seines Königs bewiesen.

Wir machten heute noch einen Spaziergang durch die Stadt. Die Häuser in Nazareth haben ein festes Aussehen; alle haben platte Dächer ohne Kuppeln. Wir sahen auf diesen Dächern kleine Gesellschaften, die sich in der Abendluft ergingen, deren heitere Frische nach dem schwülen Tage auch uns sehr wohlthätig war. Spuren des Erdbebens, das erst vor wenig Jahren die Stadt heimgesucht hatte, fielen uns nirgends ins Auge. Aber einen fast erschreckenden Eindruck machten mir, im westlichen Theile der Stadt, die schroffen Felswände des Bergabhangs, woran die Stadt selber liegt.

Unwillkürlich dacht' ich dabei jenes Vorfalls, den uns Lukas unter den ersten Nachrichten seines Evangeliums berichtet. Die Nazarener, erzählt er, hatten „die holdseligen Worte“ aus dem Munde ihres Landsmannes bewundert; als er aber den strengen Ernst des Propheten hinzufügte, stießen sie ihn zornig zur Stadt hinaus und wollten ihn „von einem Hügel des Berges, worauf ihre Stadt gebaut war, hinabstürzen.“ Mehr als einer dieser Felsenhügel um die heutige Stadt, die allem Anscheine nach eben da liegt wo die ehemalige gelegen, beweist wie natürlich den Nazarenern gerade diese Aeußerung ihres Zornes beifiel. Die Tradition hatte übrigens gewiß Unrecht, den „Berg des Herabstürzens“ in eine Entfernung von der Stadt zu verlegen, die mit dem Ausdrücke des Evangeliums nicht zusammenstimmt.

Natürlich zeigt man in Nazareth das Haus oder die Werkstätte des Joseph, sowie die Synagoge, worin der Heiland jene Stelle des Jesaias aufschlug und überhaupt seine Lehrvorträge zu halten pflegte. Auch einen tischförmigen Steinblock verehrt man, woran der Meister mit seinen Schülern gespeist haben soll. Dazu kommt noch der Garten, der dem Knaben Jesus besonders lieb gewesen. Dieser Garten, voller Feigen, Orangen und Granaten, weckt wenigstens sehr freundliche Gedanken. Aber was mich heute am meisten anzog, das war der Marienbrunnen, einige Minuten vor der Stadt, am

Wege nach dem Thabor. Wenige der verehrten Dertlichkeiten Palästina's sind ihrer Ursprünglichkeit so gewiß wie dieser Brunnen. Er ist jetzt der einzige der Stadt; er war's sehr wahrscheinlich schon vor zweitausend Jahren. Ich fand' diesen Abend sehr viele Frauen und Jungfrauen versammelt, um aus den Brunnen zu schöpfen; wer möchte zweifeln, daß auch einst die Gebenedeiete der Frauen hier gestanden habe. Unter den heutigen Wasserträgerinnen sah ich mehrere zierliche Figuren; ihre schweren Wasserkrüge wußten sie mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit auf dem Kopfe zu tragen.

Unweit im Norden vom Brunnen sprudelt seine eigentliche Quelle hervor. Darüber haben die Griechen ihre Kirche der Verkündigung gebaut; denn gerade hier glauben sie daß Maria den Weihegruß des Engels empfing. Sie folgen hierin dem apokryphischen Evangelium des Jacobus, wo es ausdrücklich heißt, daß Maria mit ihrem Krüge nach Wasser ausgegangen war, als sie jenes heilige Wort vernahm. Doch beläßt dieses Evangelium auch die Tradition der Lateiner in ihrem Rechte. Denn als Maria, so sagt es weiter, mit dem Wasserkrüge nach Haus gekommen war und ihre Arbeit wieder vorgenommen hatte, so erschien ihr der Engel von Neuem und wiederholte seinen Gruß. Die Lateiner verehren nämlich eine „Grotte der Verkündigung,“ und diese Grotte bildet das Heiligthum ihrer Klosterkirche.

Als wir im Dämmerlichte nach dem Kloster zurückgingen, begegneten uns zwei abyssinische Frauen von einer Karavane, die seit mehreren Wochen bei der Stadt ihr Zelt aufgeschlagen hatte. Sie fingen ohne Weiteres an uns zu erzählen. Natürlich verstanden wir so viel wie nichts; aber sie ließen sich nicht irre machen, sie erzählten mit einem liebenswürdigen Eifer fort und zeigten dabei auf ihre nahe Zelt niederlassung. Da uns der hübsche, melancholische Ausdruck ihrer lichtbraunen Gesichter und schwarzen Augen gefiel, so ließen wir uns auch die Unterhaltung ein paar Minuten gefallen, und drückten dann den armen Pilgerinnen, von deren Noth einer unserer Begleiter schon unterrichtet worden war, ein reichliches Almosen in die Hand.

Es schief sich in Nazareth besser als zu Jenin in der peinlichen Gesellschaft, oder zu Leban mit dem kühlen Thau überm Gesichte. Aber zu dem leiblichen Segen kam noch ein höherer; denn der Gedanke, unter den Dächern derselben Stadt zu ruhen, wo der Heiland seine Kindheit und seine Jugend verlebte, erhellte diese Nacht meines Lebens mit einem himmlischen Lichtstrahle.

Zu neuer Freude weckte mich der Morgen des sechs und zwanzigsten Juli. Ich durchstreifte in aller Frühe die östlichen Höhen im Angesichte der Stadt, die mit mehr Feigenbäumen als Oliven bewachsen sind. Es war



schwer die schönste Ansicht von Nazareth aufzufinden; es machte auf allen Standpunkten einen malerisch schönen Effect. Einen angenehmen Haltpunkt fand der Blick immer am weißen Thurme der Moschee mit den hohen, dunklen Cypressen zur Seite. Aber am liebsten verweilt' ich da, wo ich mit der Stadt zugleich den Brunnen am Bergrande im Norden vor mir sah. Und so ließ ich das Auge und mit dem Auge die Seele lange ruhen auf Nazareth, seinen Hügeln und Thälern. Zwei Jahrtausende mögen wohl Manches geändert haben; aber so vieles was ich heute sah, das mußte auch dem Sohne Joseph's von Nazareth vor dem göttlichen Auge liegen. Wie oft mag da, wo ich wandelte, auch er gewandelt sein, das heilige Herz seiner großen Zukunft voll, voll des Gedankens seiner Predigt, die heraus aus den engen Bergen der kleinen Heimath alle Berge und Meere, alle Länder und Herzen der Erde erfüllen sollte.

Mir gegenüber im Westen lag die Krone der Höhen um Nazareth; vom türkischen Grabmale, das sie trägt, wird sie nach dem Propheten Ismail benannt. Ich wußte voraus, welche Herrlichkeit dort meiner wartete, zumal da der Himmel heute fast wolkenlos und die Luft von einer völligen Klarheit war.

Vor wenig Monden erst war ich auf der höchsten Pyramide gestanden, die Wüste, den Nil und Kahira zu meinen Füßen; ich war auf dem Sinai, der majestätischert

Gottesburg, gestanden und hatte in den Himmel hinein gebetet wie in das Herz eines nachbarlichen Freundes; vom Minaret des Delberggipfels hatt' ich die heilige Stadt mit Bethlehems Höhen und den Bergen Samaria's, mit dem wunderbaren Meere von Sodom und dem Gebirge Moab zugleich ins Auge gefaßt: dennoch war ich heute wie ein Kind, das nur die kleine Scene seiner Heimath und noch nicht die Welt gesehen. So überwältigte mich die Aussicht von Neby Ismail, das die Höhen von Nazareth frönt. Zum Thabor sah ich zuerst nach Osten; auch der kleine Hermon und Gilboa ragten aus seiner Nähe; sie geleiteten mich nach Süden auf die Berge von Samaria. Von da sah ich nach Westen zu den Vorbergen des Carmel und zum dunklen Blau des Carmel selber. Zwischen allen diesen Bergeshöhen ruhte vor mir, wie von ewigen Mauern umgürtet, die weite Ebene von Esdrelon. Aber hinter dem Carmel, zu seiner Linken und zu seiner Rechten, lag wie ein Festtag in glänzender Schönheit der Spiegel des Mittelmeers. Im Norden breitete sich eine zweite große Ebene aus, mit Rana, dem Hochzeitsstädtchen, und „den Hörnern von Hattin,“ wo das Schlachtheer Saladins alle Siege der Kreuzfahrer zu Boden trat. Im Nordosten endlich leuchtete wie ein heiliges Auge hinter wüsten Berggruppen herab der Gipfel des großen Hermon, gehüllt in seinen ewigen Schnee. Und von dem Allen

hinweg sah ich nieder auf Nazareth, das sich wie ein liebes Kind anschmiegte an den Hügel, über dem ich stand.

Was im Momente dieses Schauspiels die Seele fühlt? Die Bewundrung, die Anbetung findet kein Wort; aber ein Psalm der begeisterten Davidscharfe will sich auf die Lippe drängen, der hinunterflänge zu den Tiefen des unergründlichen Meeres, der hinaufstiege zum Schneegipfel des Hermon. Was mochte dem Heiland diese Warte sein? Ein Symbol von seinem Reiche auf Erden, vom Evangelium der Erlösung, wie es Himmel, Erd' und Meer umspann mit den Armen der Mutterliebe; wie es das Diesseits und Jenseits der Zeit zusammendrängte in die einzige große Stunde auf Golgatha. Der Schnee des Hermon sieht wie das greise Haupt der Zeit, wie die Vorzeit; das geheimnißschwangere Meer wie die Zukunft. Zwischen beiden ruht die Gegenwart, dieser Thautropfen mit den unendlich reichen Bildern aus dem Strahle der Morgensonne.

Hier dachte der Erlöser, wann er die Fluthen hinüber zum Abendlande sah, gewiß oft auch deiner, du geliebtes Deutschland. Und er dachte, weil er's wußte, daß du berufen warst, einst wie ein heiliger Rächer der Wahrheit gegen die Lüge zu kämpfen und zu bluten; daß du dem Glauben des Römerbriefs im deutschen Herzen ein Bollwerk gründen würdest, wenn er geschwunden aus

den Palästen der Siebenhügelstadt. Ständest du selber hier und hörtest mit mir, daß dir das Wort entgegenklingt: Halte was du hast, daß Niemand deine Krone raube.

Nach meiner Rückkehr vom Berge besucht' ich die kleine Kirche des lateinischen Klosters. Ich traf sie voll von Nazarenern, die knieend um die Stufen des Altars lagen und nach der Sitte des Orients ziemlich laut ihre Andacht äußerten. Die Fenster der Kirche waren wie die Wände dunkel verhangen, und die Orgel klang feierlich zum Gesange der Mönche. Hauptgegenstand der Verehrung in dieser Kirche ist die Grotte unterm Hochaltare, in der die Jungfrau Maria verweilt haben soll, als sie den Gruß des Engels empfing. Dieses unterirdische Felsengemach ist zu einer Kapelle wie die Grotten zu Bethlehem und zu St. Johann eingerichtet. Auf einer Marmortafel stehen lateinisch die Worte: Das Wort ist Fleisch hier geworden. Als eine wunderbare Merkwürdigkeit der Grotte wird eine Granitsäule gezeigt, die von den Sarazenen mitten entzwei gebrochen wurde, aber jetzt noch mit ihrer obern Hälfte fest am Gewölbe hängt. Ueber diesem unterirdischen Felsengemache, gleich hinterm Hochaltare, befanden sich zwei andere Grottenkapellen. Die eine steht jetzt noch; die andere ist, wie der Wunderglaube will, im dreizehnten Jahrhunderte über Dalmatien nach Loretto bei Ancona von den Engeln

getragen worden, um sie vor den unreinen Händen der Sarazenen zu bewahren.

Die größte Feierlichkeit mag diese Kirche, oder vielmehr diejenige auf deren Ruinen die heutige erbaut worden ist, an jenem Festtage der Verkündigung in ihren Räumen gesehen haben, an welchem der heilige Ludwig von Frankreich im Gewande eines büßenden Pilgers hier erschien und das heilige Abendmahl genoß. Es war im Jahre 1250. Dreizehn Jahre später wüthete da, wo der fromme König gebetet, das Schwert der Sarazenen, und die Kirche der Verkündigung sank gänzlich in Ruinen. Erst spätere Jahrhunderte haben neue christliche Bauten darüber errichtet; aber die Bedeutung eines Bis-  
thums, die Nazareth unter der Lehnherrschaft des edlen Tancred empfangen hatte, ist immer, wenigstens dem Namen nach, geblieben und sogar bis heute aufrecht erhalten worden.

Die heutige Bevölkerung von Nazareth ist zum größten Theile christlich. In der Zahl von etwa dreitausend Einwohnern\* mögen weniger als tausend Muhamedaner

---

\* Robinson erhielt aus guter Quelle folgende Angabe: Griechen 260 steuerpflichtige Männer, Griechisch-katholische 130, Römisch-katholische 120, Maroniten 100, Muhamedaner 170. Siehe sein Palästina III. S. 421. Williams gibt aus seinen Diöcesal-rechnungen 1000 orthodoxe Griechen an, was mit den 260 steuerpflichtigen Männern Robinson's zusammentrifft. Andere frühere Angaben schätzten die Einwohnerzahl wohl mit Unrecht höher.

sein. Unter den Christen befinden sich außer Griechen und Katholiken auch einige hundert Maroniten, die eine eigene kleine Kirche unterhalten.

Die Beduinen der Umgegend wurden mir als eine üble Nachbarschaft geschildert. Man war jetzt eben in der Befürchtung eines feindlichen Einfalls derselben; sie hatten eine Schuldforderung an die Stadt gestellt und im Falle der Verweigerung auf einen bestimmten Tag Gewalt angedroht. Die Nazarener hatten sich deshalb an den Pascha von St. Jean d'Acre gewendet. Da ich den nächsten Tag über den Thabor nach Tiberias wollte, so waren mir diese Nachrichten nicht angenehm; zumal da ich von nun an wieder allein reiste, während mein Begleiter direkt nach Damaskus ging.

Am sieben und zwanzigsten Juli ritt ich, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, beim Marienbrunnen vorüber; nur ein Führer und mein Dragoman begleiteten mich. Der Himmel war wolfig und die Luft war schwül; ich fürchtete für meine Hoffnungen ein ungünstiges Gesticirn. Wir gingen gerade nach Osten und hatten nur erst wenige Höhen erstiegen: siehe, da lag vor uns der Thabor, majestätisch und seine Umgebung überragend. Er hatte jetzt eine ergreifende Gestalt, die der Augenblick ihm gegeben. Der höchste runde Gipfel trug die dunkle Farbe seiner Eichen; aber gleich darunter war er in den düstern

Ernst einer tief hängenden lichten Gewitterwolke gehüllt. Allmählig verschwanden Nebel und Schwüle; der Tag wurde heiter. Als da die Sonne mit ihren Frühstrahlen die Stirne des Berges entschleierte, so feierte der Berg selber einen Augenblick der Verklärung, der die Gedanken des Wanderers um so lebendiger in die Stunde jener himmlischen Verklärung versetzte, deren Gedächtniß der Thabor geweiht ist.

Nach zwei Stunden standen wir am Fuße des Berges; das kleine Dorf Daburieh lag unfern zu unserer Rechten. Wir stiegen aufwärts ohne Aufenthalt. Der Weg ist steil und mühsam; ob schon ich an mehreren Stellen sah, daß der Weg künstlich erleichtert worden ist. In einer Stunde hatten wir den Gipfel erreicht, dessen ebene Fläche sich fast ausnimmt als wäre sie vor Zeiten zum Behufe eines großen Baues abgeplattet worden. Und in der That trifft man an verschiedenen Punkten der Gipfelebene Spuren ehemaliger Bauwerke. Eine Festungsmauer scheint ringsum gelaufen zu sein; Ruinen und Schutt liegen da und dort; der spitze Bogen eines Thors ist noch zu sehen, das die Araber „das Thor des Windes“ nennen. Auch ein unterm Schutt verstecktes dunkles Gewölbe mit einem Altare fand ich und hörte, daß darin alljährlich eine lateinische Messe gehalten wird, sowie die Griechen auf der entgegengesetzten Seite des

Berges unter alten Kirchruinen einen Altar zu demselben Zwecke unterhalten.

Auf welches Alter alle diese Baureste zurückgehen, wird schwer zu bestimmen sein; jedenfalls stammen sie aus verschiedenen Zeiten. Daß eine Stadt sehr lange vor Christus hier gestanden, läßt sich nach den Stellen der Chronik (I. 7, 77.) und des Buchs der Richter (8, 18.) nicht bezweifeln; Polybius beweist aber, daß die Stadt im Jahre 218. vor Christus noch vorhanden war\*. Auch mag wohl Josephus, der Geschichtsschreiber und Feldherr, wenn er erzählt, daß er selber Befestigungen auf dem Thabor vornahm, die Stadt daselbst vor- aussetzen.

Der christliche Ruhm des Berges ist allbekannt. Man glaubt im Thabor den „hohen Berg“ der Evangelien und den „heiligen Berg“ des zweiten Briefs Petri wiederzuerkennen. In dieser Eigenschaft des „Berges der Verklärung“ tritt er zuerst in den apokryphischen Evangelien und bei Cyrill von Jerusalem hervor, während Eusebius und Hieronymus, obgleich sie vom Thabor sprechen, die Scene der Verklärung in keine Verbindung mit ihm bringen. Aber von der Zeit Cyrill's an, Ende des vierten Jahrhunderts, erscheinen auf dem Berge Pilger und

---

\* Polybius V, 70, 6. Siehe hierüber und über die verschiedenen Konstruktionen auf dem Thabor: Robinson's Palästina III. 462. fg.



Kirchen. Schon im sechsten Jahrhunderte wurden als Nachbilder der drei Hütten, die Petrus bauen wollte, drei Kirchen daselbst errichtet; bald darauf stand auch ein Kloster dabei. Die Kreuzfahrer widmeten dem Berge große Verehrung; er wurde zum Schauplatz mancher blutigen Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond, aus denen er zuletzt nichts rettete als dürftige Ruinen, die ihm bis heute geblieben sind.

Aus diesen Mittheilungen mögen freilich Zweifel erwachen, ob es in der That der Thabor gewesen wo die himmlische Stimme an den geliebten Sohn erklang; doch ist möglich daß unsere historischen Zeugnisse von den Anfängen der Ueberlieferung viel später reden als sie stattgefunden. Auch deutet die Ausdrucksweise im zweiten Briefe Petri darauf hin, daß schon damals ein bestimmter Berg als der heilige Berg ausgezeichnet wurde; wie aber von da an der rechte mit einem falschen hätte verwechselt werden können, ist nicht abzusehen. Und wäre die Tradition dennoch im Irrthume, so wäre es schwer sie aufzugeben. Denn der Berg, an den sie glaubt, steht da wie ein Moment der Begeisterung der eine irdische Form gewonnen, wie ein Markstein in der Schöpfung den Gott gesetzt, wie der Altar des Landes, das selber ein Tempel Gottes ist. Wer ihn heute noch sieht, der glaubt, gleich als ob's ihm ein Engel sage, daß der schöne Berg, von dem seine Brüder wie bewundernd

ferne stehn, ein heiliges Geheimniß in sich trage, daß er eine heilige Aufgabe von dem empfangen, der ihn so herrlich gemacht. Aber sein Geheimniß hat er gekündet, seine Aufgabe hat er gelöst, wenn er in Wahrheit der Schauplatz der Verklärung des Sohnes Gottes gewesen. Fünfzehn Jahrhunderte haben auf dem Thabor das Gedächtniß dieser Verklärung gefeiert. So viel Schwerter seit grauer Vorzeit auf ihm geblitzt und den blutigen Kampf geweckt, so viel Augen haben auf ihm zum Himmel hinauf geglänzt und den Frieden des Himmels herabgefleht.

Ich setzte mich einsam unter Ruinen, an denen junger Epheu gewachsen; Terebinthen und Eichen warfen ihre Schatten um mich; die Ebene Esdrelon lag zu meinen Füßen; der Kison, „der Bach der Vorwelt,“ schimmerte in ihr wie ein schwacher Silberstreif. Ich sah Endor mit der Erinnerung an den Wahrsagergeist, der dem Saul seinen Tod verkündigte; ich sah Nain, wo der Heiland die Wittve tröstete und ihr den Sohn wiedergab. Nicht des Sissera neunhundert eiserne Wagen standen im Geiste vor mir; ich saß unter den Jüngern, deren Auge umbüßert war. Was vergangen und was gegenwärtig, das erschien mir als ein dunkles Räthsel. Die himmlische Kunde von Freude und Friede, wo wäre ein Berg der Welt, von dem sie erklingen wie vom Thabor? Und doch erzählt, seit sie erklingen, jeder Stein,

jeder Baum des Berges von Fehde und Trübsal; der Berg steht da wie ein unverstandener Prophet, wie ein Fremdling unter einem fremden Volke. Aber wie freut' ich mich der Eichen des Thabor; der Thabor grüßt mit deutscher Zunge; auf Deutschlands Bergen hat auch das Wort ein Echo gefunden, das einst aus der Wolke auf ihn fiel; im Lande der Eichen ist er heimischer als am Rifon.

Die Aussicht vom Thabor grenzt an die Herrlichkeit der Aussicht von Neby Ismail. Sie beherrscht sehr weit die Ebene Esdrelon. Weiter im Süden sah ich den kleinen Hermon und Gilboa, im Südosten die Thalfläche am Jordan, das Gebirg Gilead dahinter; im Nordosten sah ich zum ersten Male den See Genesareth mit den jenseitigen Gebirgen, und hoch oben im Norden, über die Ebene und Berge sammt Städten und Dörfern hinweg, den schneegekrönten Hermon. Vom Mittelmeere neben dem Carmel glänzten nur Punkte wie Schneespitzen.

Obschon wir heute noch einen langen Weg vorhatten, so konnt' ich doch so schnell nicht scheiden vom Thabor. Von seinen Eichen sammelte ich Blätter und Früchte; beide sind von den unsrigen verschieden \*. Außer den Terebinthen oder Pistazienbäumen fand ich auch Lorbeersträucher. Ich dachte, als ich mir Zweige davon brach,

---

\* v. Schubert bezeichnet diese Art Eichen als *Quercus Aegilops*.

wie schön es sei, sich den Lorbeer nach Deutschland vom Thabor holen. Eber, deren viele auf dem Thabor leben sollen, traf ich nicht; dafür umrauschte mich eine dichte Schaar Sperlinge, die ganz denselben Musiktexzt zu haben schienen wie die Leipziger Sperlinge. Diese Sperlinge, die bis zum Gipfel des Thabor flogen, verdarben mir die Gedanken vom Lorbeer. Aber die Welt bleibt sich überall gleich; die vom Thabor picken an den Lorbeer so gut wie Leipziger Sperlinge. Uebrigens gehört einem Jeden sein Recht und sein Ruhm; auf meinen Reisen in Europa, Afrika und Asien hab' ich mich von einer populären Seite des Kosmopolitismus überzeugt: der Sperling gehört sicher zu den Kosmopoliten.

Gegen Elf waren wir wieder am Fuße des Thabor; von da ritten wir den nächsten Weg nach Tiberias. Nach einer Stunde trafen wir in geringer Entfernung von einander zwei große kastellartig gebaute Rhans, die zwar keine Anzeichen von Bewohnern hatten, aber zur Abhaltung eines wöchentlichen Marktes den Vereinigungspunkt für die Nachbarn im Osten und im Westen bilden. Ihre Anlegung wurde jedoch vorzugsweise durch das Bedürfniß der Karavanen zwischen Egypten und Damaskus veranlaßt. Wir suchten daselbst einen Trunk Wasser; was wir aber fanden, war mehr für unsere Thiere als für uns genießbar. Eine halbe Stunde später kamen wir zu mehreren Zelten, die zu Keßr Sabt

gehörten. Hier wurden wir anstatt des Wassers wenigstens mit einem Trunke Milch erquickt. Kurz darauf begegnete uns ein Trupp Beduinen in stattlicher Waffenkleidung; wir hatten zu unserer Freude kein Interesse für sie. Eine kleine Stunde vor Tiberias konnten wir endlich an einem großen Brunnen unsern Durst mit leidlichem Wasser stillen. Wir trafen am Brunnen eine junge Frau, die im Felle eines wilden Schweins Wasser holte; sie war sehr bereitwillig uns mit ihrem schon geschöpften Vorrathe auszuhelpfen. Als wir unsern vom Brunnen im Thale auf die Höhe kamen, da wo sie nach Osten in die Tiefe abfällt, hatten wir plötzlich den Anblick des herrlichen See's von Genesareth. Dieser See hat ein ganz anderes Gepräge als der Zürcher oder der Luzerner oder auch der Albaner See; aber seine eigenthümliche Schönheit ist groß. Das östliche Ufer ist ohne Grün; es besteht aus einem hochröthlichen, nackten Gebirgsabhange, dessen malerisch düsterer Ausdruck die Pracht der blauen Spiegelfläche noch hebt. Im Norden und Süden, wo der Jordan einfließt und ausfließt, sind die schmalen Ufer tief und freundlich grün. Den Westen des See's bildet eine niedere Bergkette, die mehrmals von Schluchten unterbrochen wird und bald mehr bald weniger zurücktritt. Die Stadt Tiberias liegt dicht am westlichen Ufer, ein wenig südlich von der Mitte des See's.

Was aber dem See Genezareth, abgesehen von seiner natürlichen Schönheit, den höchsten Reiz verleiht, das darf ich nicht erst sagen. Die Thätigkeit des Herrn, die uns die Evangelien, besonders die drei ersten, schildern, bewegt sich zum größten Theile an seinen Ufern. Hier hatte der Heiland seinen Lieblingsaufenthalt; bald wandelte er an den Ufern des See's, bald fuhr er auf seinen Wassern; hier hat er aus der Zahl der Fischer seine vertrauesten Jünger gewählt; hier hat er so oft sein heiliges Wort ans Volk gerichtet, bald herab vom Berge, bald aus dem Schiffe; hier hat er durch zahlreiche Wunder den der ihn gesandt verherrlicht. Diesen Augenblick war der See vollkommen ruhig; kein Segel, kein Fahrzeug kräufelte seine Wellen; Ruhe und Schweigen herrschte im ganzen Bilde vor mir; ich sah wohl die grauen Mauern und Festungsthürme von Tiberias, aber keinen einzigen Menschen sah ich, so weit ich auch sah. Nur Ein Laut schwebte über dem Schweigen dieser Landschaft, es war ein heiliger Laut: Der Stern der Sterne hat hier geglänzt, und er ist verblichen; der Meister aller Meister hat hier gelehrt, und er hat seine Lippen geschlossen; der Christ Gottes hat hier gewandelt, und er ist geschieden. Als wäre gestern Pfingsten oder Ostern gewesen, so war mir als ich das Land Genezareth ansah; als müßten wir uns zusammen erzählen von viel Herrlichem, das wir erlebt; als verständen wir uns ohne

Worte, wie zwei Freunde, die nach einer Trennung, die alle lieben Erinnerungen nur tiefer in die Seele grub, sich stumm ins Auge sehen.

Als wir zum Thore der Stadt hinein geritten waren, so erkundigte sich mein Dragoman auf Deutsch nach dem neuen Gasthause eines polnischen Juden. Er irrte nicht; er wurde deutsch berichtet. Es wohnen nämlich zu Tiberias mehrere hundert Juden, die meistens aus Polen eingewandert sind und zum Theil das Deutsche sprechen. Auch unser Wirth sprach es, der mit der Vollendung eines Gasthauses beschäftigt war, so ansehnlich und so gut wie man's nicht leicht zu Tiberias erwartet.

Nachdem wir einige Erfrischungen auf dem Altan des Hauses genossen hatten, gingen wir dem See entlang. Am Ende der Stadt trafen wir viele türkische Soldaten, die, wie es schien, sämmtlich beritten waren; ihre Caserne bestand in mehreren großen grünen Zelten. Ich badete im See und fand das Wasser angenehm, obschon ein wenig schwer. Der Geschmack desselben ist köstlich; die ganze Stadt benutzt es als ihr gewöhnliches Trinkwasser.

Eine halbe Stunde von der Stadt befinden sich die Badeanstalten mit den wohlthätigen heißen Quellen, die schon im Alterthume berühmt gewesen. Die Neubauten Ibrahim Pascha's daselbst sind vortrefflich und einladend. Die Hitze des Wassers schwankt zwischen 48° und 50° R.;

es riecht stark nach Schwefel und schmeckt sehr bitter; seine Heilkraft soll namentlich für Gichtleidende außerordentlich sein. Schubert sprach die Hoffnung aus, daß in wenig Jahren durch die Vermittlung der Dampfschiffe Kranke aus Europa nach Tiberias ins Bad gehen würden. Es versteht sich, daß das Klima des herrlichen Seethals dem Bade einen besondern Vorzug gibt; wer aber mit einem Gemüthe voll christlicher Innigkeit zu ihm kommt, den wird es, wenn nicht geheilt für die Heimath im Westen, gewiß geschickter für die ewige Heimath entlassen.

Zwischen diesem Bade und der Stadt liegen viele Ruinen; unter mehreren umgestürzten grauen Granitsäulen steht eine noch aufrecht. Die alte Stadt, erbaut und benannt zu Ehren des Kaisers Tiberius, lag demnach eine Viertelstunde südlicher als die heutige. In der Stadt selber fanden wir die Spuren des schrecklichen Erdbebens vom zweiten Januar 1837. schon sehr verwischt; neben den neugebauten Häusern waren mehrere im Bau begriffen. Die ganze Stadt macht aber durch die Enge und Unreinlichkeit ihrer Straßen den Eindruck eines Judenviertels; auch begegneten uns meistens jüdische Gesichter. Tiberias gehört bekanntlich zu den heiligsten Städten der Juden; doch mögen neben den fünf bis achthundert jüdischen Einwohnern eben so viel Muhamedaner und nicht viel weniger griechisch-katholische Christen



ansässig sein. Auch die Lateiner haben eine Kirche hier, die aber nur von Nazareth aus besucht wird und gewöhnlich mit ihren Räumen sowohl als mit ihrem Vorhofe fränkischen Reisenden zum Quartier dient. Wir hatten es jedoch unterlassen, den Schlüssel, den man uns im Kloster anbot, mitzunehmen, da uns die zuletzt nach Nazareth zurückgekehrten Landsleute den üblen Ruf dieser Lokalität, nicht etwa um großer Diebe sondern um kleiner Peiniger willen, mit voller Sachkenntniß bestätigt hatten. Das Geschlecht der letztern ist überhaupt so zahlreich in Tiberias, daß ein arabisches Sprichwort sagt, ihr Fürst habe seinen Hof zu Tiberias. Ich war deshalb um so leichter getröstet, als unser Wirth für Abendessen und Nachtlager eine so hohe Forderung machte daß ich sie nicht annehmen mochte.

Die Sonne ging unter, als wir die Stadt verließen und dem Dorfe Medschdel, dem alten Magdala, das eine Stunde entfernt liegt, entgegenritten. Bald glänzte der Vollmond über dem See; seine Ruhe, die ich wenige Stunden vorher bewundert hatte, wich einem Sturme, der die Wogen wild an die Felsen unseres Weges schleuderte. Zur Linken ragten über uns die Gebirge von Magdala, vielfach von Schluchten zerrissen; das Mondlicht machte ihren Anblick schauerlich schön. Es sind dieselben Berge, auf denen der Herr allein betete, als er das Volk entlassen und seine Jünger auf den See

vorausgeschickt hatte. Erinnerungen an den Herrn sprachen aus allem was mich umgab. Dazu tosten die Wogen des See's heute wie damals, wo die Jünger voll Angst den schlafenden Meister weckten, dem Wind und Meer gehorsam war. Aber plötzlich wurd' ich aus meinen Gedanken gerissen. Wir sahen auf dreißig Schritte vor uns im Halbdunkel hinter dem Buschwerke des Wegs mehrere Wandersleute hervorkommen; sie machten Halt, sobald sie uns sahen und riefen uns ein unheimlich lautes „Wer da“ entgegen. Sie hatten uns für Räuber gehalten; wir hatten darum nicht nöthig dasselbe Zutrauen zu ihnen zu hegen. Es war eine kleine Karavane, die einen Transport zu Esel vorhatte. Daß der Weg unsicher war, konnten wir nun freilich nicht bezweifeln; doch gelangten wir ohne weitere Begegnung ins Heilmathsdorf der Maria Magdalena. Wir kehrten in einem Bauernhose ein und nahmen unser Lager auf dem platten Dache. Wie das Dörflein so still und bescheiden im Mondscheine da lag, sah man's ihm nicht an, daß einst eine einzige seiner Töchter „sieben Teufel“ hatte haben können; aber recht schön dachte sich's dabei der lieblichen und so frommen Maddalena, wie sie so viele Bilder verherrlicht haben. Uebrigens schloß sich's gut auf unserm hohen Posten; nur wurde mein Dragoman nach einer halben Stunde zum Abendmahl unsers Gastwirths

geweckt, das er auch, wie er mir sagte, des guten Tactes halber kostete\*.

Ein heiterer Morgen weckte uns; der See lag wieder in ruhiger Klarheit mit dem Abbilde des dunkelblauen Himmels vor uns. Wir ritten seinem westlichen Ufer entlang durch den herrlichsten Laubweg, dessen ich mich in meinem Leben erinnere. Zur Linken hatten wir einen dichten Hain von Nebelbäumen, Oliven und Feigen; zur Rechten trennte uns nur ein schmaler Streif Baumwuchs und Buschwerk vom schimmernden See. Aber dicht zu unsern beiden Seiten zog sich eine Guirlande von Oleanderbäumen hin, an deren Blüthen von der zartesten Rosenfarbe, blizend mit den Perlen des Morgenthaues, das Auge sich nicht satt sehen konnte. Ich pflückte im Vorüberreifen einen festlichen Strauß, konnt' ich ihn auch nicht für ein liebes Herz zum Busenstrauß machen.

Nur Eines fehlte noch, um den Genuß dieser glücklichen Natur voll zu machen: eine Fahrt auf dem See. Ich spähte in die Nähe und Ferne; nicht ein einziges Fahrzeug ließ sich blicken; auch dasjenige war verschwunden, das vor einigen Jahren von fränkischen Reisenden gesehen worden ist.

---

\* Eine Bezahlung wird für eine solche Einkehr nicht angenommen; man hinterläßt dafür ein Geschenk wie in den Klöstern.

Mit den biblischen Forschungen, die ich diesen Morgen verfolgte, erreicht' ich kein anderes Ziel als der gelehrte Robinson. Von Chorazin, Bethsaida, Kapharnaum (Kapernaum) sind nicht nur die Namen verschwunden; auch die Steine des Bodens, die eine so berebte Zunge im Morgenlande führen, versagen alle Kunde. Ich ritt über eine Stunde weit, bis zum Khan Minyeh, wo ich den Jordan, der anderthalb Stunde davon in den See fließt, deutlich sehen konnte. Die nahe vor dem verfallenen Gebäude des Khans zerstreut am Berge liegenden dunkelfarbigen Steine möchte man wohl gern zur Bezeichnung der Stätte von Kapharnaum deuten, da die größte Wahrscheinlichkeit für diese Lage spricht; aber Ruinen fehlen gänzlich und die Steine selbst sind völlig formlos. Hat hier nicht die strafende Hand des Himmels gewaltet? Der Weheruf des Herrn über Chorazin, über Bethsaida und über jenes „bis an den Himmel erhobene“ Kapharnaum, muß er nicht unabweislich dem vor die Seele treten, der heute umsonst auch nur nach der Ruine einer Mauer oder einer Säule von diesen Städten fragt, in denen, nach dem Zeugnisse des Matthäus, die meisten Wunderthaten des Herrn geschehen? Magdala, das kleine Dorf woher die fromme Büßerin Maria stammte, liegt unverrückt wie vor zweitausend Jahren; sogar sein Name ist unverkennbar geblieben. Und doch mußten die verschwundenen drei Städte, deren Bosheit

an Tyrus, an Sidon, an Sodom grenzte, in der nächsten Nähe von Magdala liegen.

Vom Khan Minyeh ritten wir den Weg nach Magdala zurück. Nachdem wir von da den Anfang des Wegs nach Tiberias verfolgt hatten, stiegen wir durch eine Schlucht auf die Höhen im Westen, woher ich auf den See den letzten Blick warf. Der Heimweg nach Nazareth führte uns aufs berühmte Schlachtfeld von Hattin. Ich wüßte nicht welches Schlachtfeld mich je so tief ergriffen hätte. Der Ausgang der Kreuzzüge — denn die Schlacht von Hattin in den ersten Julitagen 1187. schlug den Kreuzfahrern die wahre unheilbare Wunde — konnte nicht schmachvoller, nicht schmerzlicher sein. Der christlichen Fürsten einer bricht den beschwornen Waffenstillstand durch Raub und Plünderung; Saladin hatte ein Recht, seinen Gefangenen, eh' er ihm die Schulter spaltete, zu verachten; endlich mußte noch der Zwiespalt unter den Fürsten und Rittern allen Rath und Bedacht zu nichte machen und dem Feinde die christliche Macht wie ein Schlachtopfer entgegensühren. Hat die Geschichte Thatfachen aufzuweisen die trauriger wären?

Die sogenannten Hörner von Hattin, die das Schlachtfeld beherrschen und der Schauplatz des letzten Kampfes selbst gewesen sind, werden in der christlichen Ueberlieferung als der „Berg der Seligkeiten“ oder als der Berg bezeichnet wo Christus die Bergpredigt gehalten.

Ein Contrast, eine Ironie die bitterer wäre, läßt sich nicht denken.

In dieser Gegend, wie auch in der die wir gestern zwischen dem Thabor und Tiberias durchwandert hatten, fielen mir die weiten Strecken wildwachsenden Hafers sowie mehrere andere mit Kletten und Disteln auf. Da wo die Hand der Cultur so leicht das Gold des Weizen ziehen könnte, läßt die orientalische Apathie die todte Natur selbst zur seufzenden Creatur werden. Heuschrecken, sehr ähnlich denen in der arabischen Wüste, sahen wir in dichten Schwärmen über die Felder ziehen; sie umflatterten uns selber mehrmals den Kopf, doch ließen sie sich nicht leicht haschen.

Auf einem niedern Hügel sah ich über einem dornigen Busche einen Vogel flattern. Ich trat hinzu; da lag eine geringelte Schlange, wenigstens zwei Ellen lang und ziemlich stark, die einem kleinen Vogel, den wahrscheinlich die jammernde Mutter umflattert hatte, das Blut ausfog. Mein Führer schoß sein Pistol darauf ab, aber es gab kein Feuer; eh' die Flinte abgedrückt war, hatte sich die Schlange verkrochen und den kleinen Vogel todt liegen gelassen.

Vom hübsch auf seiner Höhe liegenden Dorfe Lubieh, dem Geburtsorte des Josephus dem die Geschichtsforschung so viel verdankt, kamen wir nach Kefr Kenna, worin man das biblische Kana wieder erkennen will.

Das Haus wo die Hochzeit gewesen wurde mir gezeigt, ob schon keiner mehr von den sechs steinernen Wasserkrügen. Das Dorf liegt freundlich am südlichen Abhange eines Bergrückens und ist nur eine Stunde von Nazareth entfernt. Aber seine biblischen Erinnerungen macht ihm das Kana el Jelil sehr streitig, das mit seinen Ruinen zwei Stunden von ihm im Nordwesten der Ebene el Buttauf liegt.

---

## Der Carmel.

Am Neunundzwanzigsten verließ ich das galiläische Städtchen, nach dessen Namen die Christen nicht nur in der frühesten Zeit Nazaraer genannt wurden sondern auch noch heute bei den Arabern Nusara (Singular: Nusrani) heißen. Vom Besuche des Ostens von Nazareth ging ich heute zu seinem Westen; der majestätische Carmel war mein Ziel. Ein lieber Padre gab uns das Geleite bis St. Giacomo oder Nasa, auf einer der Höhen von Nazareth, drei Viertel Stunde vom Kloster. Wir fanden das Kirchlein des heiligen Jacobus, dessen Geburtsort hier verehrt wird, in kirchlichen Feierlichkeiten begriffen; vor wenigen Tagen war der Gedächtnistag des Apostels von den Christen aus Nazareth und der Umgegend auf's Festlichste begangen worden.

Unser heutiger Weg bot uns beständig eine fröhlichere Landschaft als der gestrige. Schöne Waldungen schmückten die Höhen, üppig grüne Wiesen die Thäler; Vögel sangen auf den Zweigen, Raubvögel durchkreiften die Lüfte. In der ersten Hälfte des Weges kamen wir



durch ein Dorf, das von den stachelichten Hecken der Opuntienfeigen strogte. Ich ließ mich verleiten einige, die überm Wege hingen, zu brechen. Seitdem weiß ich, daß es kein gewisseres Mittel gibt sich aus aller Behaglichkeit zu reißen als eine Hand voll Opuntienfeigen.

Dicht an einem der Abhänge des Carmel ritten wir durch den Rison, was keine Gefahr hatte. Zwischen beiden lebendigen Monumenten einer inhaltsschweren Vorzeit, dem Rison und dem Carmel, ritten wir über zwei Stunden lang nach der alten Küstenstadt Haifa, an deren Mauern die Bogen des Mittelmeeres branden. Ein paar flatternde Consularflaggen über hübschen neuen Häusern und einige im Hafen rastende Fahrzeuge gaben der alten Stadt ein munteres Aussehen. Doch mag sie einst, als sie Tancred eroberte, viel ritterlicher als heute ausgesehen haben. Daß sie übrigens vom alten Japhet, jenem Mitgliede der Arche Noah, abstammen soll, das läßt sich gewiß keiner der türkischen Bewohner träumen.

Ohne Aufenthalt zogen wir dem Thore entgegen, von dem wir fast noch eine Stunde zum Eliaskloster hatten, das uns eben so schmuck als freundlich von seiner Höhe entgegenwinkte. Ein sorglich gebauter Weg erleichtert das Ersteigen des schroffen felsigen Abhanges. Sechshundert Fuß hoch steht das Kloster. Mit dem ersten Tritte in seine gastlichen Räume fühlt' ich mich heimisch.

So stand ich von Neuem auf einem jener Berge, die Gott gemacht hat Aug' und Herz zu entzücken. Wie ein Blick in die Unendlichkeit, so ist der Blick vom Carmel aufs Meer; wie ein Uebergang aus den lärmenden Märkten der Alltagswelt in den Vorhof des Himmels, der hier seine Liebesarme so weit, so mächtig ausspannt, daß das Herz keine Rettung vor ihm sieht. Der Carmel ist wie eine Frage an das Jenseits; weit hinter ihm tobt die Leidenschaft der Erdenkämpfe. Der Wanderer der zu ihm kam wird plötzlich stille, aber verloren ist er in jenen Gedanken, dessen Tiefe tiefer ist als das unergründete Meer. Als wär' sie Gott Aug' in Aug' gegenüber, so fühlt sich die Seele hier; keine Heiligenbilder wie im St. Peter drängen sich dazwischen. Wie an einen Scheideweg zwischen Diesseits und Jenseits glaubt der Wanderer gekommen zu sein. Und er vernimmt ein heiliges Wort mit langem Nachhall aus dem Himmel, das er mit sich nimmt auf die vielgekrümmten Pfade der Erde.

Die unabsehbliche Wasserfläche hat man auf dem Carmel nicht nur vor sich, sondern auch zur Linken und Rechten; denn der Carmel streckt sich vorwärts ins Meer als ob er sich den Fluthen wie die kühne Brust eines Kämpfers entgegenwürfe. Eine ähnliche großartige Aussicht über's Meer hatte mir nur die Höhe von Ingouville bei Havre gewährt, die Casimir Delavigne sogar mit der Schönheit von Constantinopel

verglichen hat \*. Hinter dem Kloster, nach Südost, dehnt sich der vielbewachsene Rücken des Carmel allmählig zu einer Höhe von mehr als tausend Fuß aus; nach Süden hinunter werfen, an einem felsigen Vorsprunge der Küstenebene, einen melancholischen Blick ins Meer hinein die Ruinen von Athlit, dem berühmten Kastell der christlichen Pilger, das auf seinen Thürmen einen der letzten Kämpfe der Kreuzesritter bestand. Nach Norden hinauf liegt St. Jean d'Acre, dessen weiße Mauern lieblich im Schimmer der Abendsonne glänzten. Hinter ihm, im Nordosten, thront der Libanon und krönt seine grünen Abhänge im Westen mit seinem blendenden Schneegipfel.

Der Carmel mit seiner Pracht hat mich des Klosters vergessen lassen, das mich so schnell in seinen Räumen heimisch machte. Ich trat zwei Stock hoch in den Gastsaal und durchmusterte die an denselben anstoßende Galerie der Gastzimmer. Die Sauberkeit, die Nettigkeit, die Bequemlichkeit, die darin herrscht, übersteigt alle Erwartungen. Am allermeisten fesseln das Auge des pilgernden Fremdlings die weißbekleideten, auf eisernen Gestellen ruhenden Himmelbetten; denn dergleichen hat er in keinem andern Kloster des Orients angetroffen.

---

\* Seine Worte heißen: Après Constantinople il n'est rien de plus beau.

Ich besah darauf die Küche und die Mühle, die Gartenanlagen und die Kirche: alles ist vortrefflich. Die letztere hat eine Kuppelwölbung, von der sie ihr Licht empfängt, einen marmornen Fußboden, eine niedliche Orgel. Mehrere Fuß tief unterm Boden befindet sich die Grotte des Elias, die das Heiligthum der Kirche bildet. Ein Gärtlein an der Kirche dient als Gottesacker, den bereits zwei Trauermonumente schmücken. Das eine ist eine kleine Pyramide, geweiht dem Andenken der französischen Krieger, die unter Napoleon auf dem Carmel an ihren Wunden gestorben sind; das andere nennt den Namen eines jungen französischen Grafen, der erst unlängst einem plötzlichen Anfall von Dyssenterie erlegen war. Auf's Angenehmste überraschte mich die Apotheke des Klosters, deren größter Reichthum in heilenden Säften aus den duftreichen Kräutern des Carmel besteht. Ihr Gebrauch ist nicht nur für die Pilgrime des heiligen Landes sondern auch für die Kranken der Umgegend bestimmt.

Zuletzt führte mich mein Padre auf das platte Dach des Klosters. Es war schwer sich davon wieder loszureißen; denn hier übt die Großartigkeit der Aussicht vom Carmel ihre volle Gewalt.

Nachdem ich alle diese Schätze des Klosters kennen gelernt hatte, hielt ich ein Mittagsmahl, das alle Klostermahlzeiten übertraf, die ich im heiligen Lande gehalten

hatte. Bei einem vortrefflichen Glase Wein vom Libanon ließ ich den Carmel und sein Kloster leben.

Aber woher dieses alles? Woher dies Kloster, was es ist, was es hat? Wer es weiß, daß vor fünf und zwanzig Jahren auf dem Carmel nichts als ein paar traurige Ruinen standen, die noch dazu der verrufene Abdallah Pascha in die Luft sprengen ließ, um sie einem möglichen Gebrauche von Seiten der im Aufstande begriffenen Griechen zu entziehen, der thut diese Frage mit großer Verwunderung. Der Mönch Fra Giovanni Battista weiß darauf zu antworten; das Kloster auf dem Carmel, so läßt sich mit Recht sagen, ist die Schöpfung dieses Mönchs. Aus weiter Ferne ist er auf dem Carmel gekommen; er brachte nichts mit als seine Begeisterung; aber diese Begeisterung war stark und blieb ihm getreu.

Es war im Jahre 1819. als Giovanni Battista im Auftrage seines Ordens zum ersten Male von Rom auf den Carmel reis'te. Da fand er in den Klosterruinen anstatt der Mönche einen Haufen Gerippe von französischen Soldaten. In der Stimmung der türkischen Nachbarschaft, in der Tyrannei des Pascha von St. Jean d'Acre, im Ausbruche des griechischen Befreiungskrieges lag Grund genug, für den Augenblick an keinen neuen Aufbau zu denken. Aber den heiligen Berg, der seinem Orden den Namen gegeben, so verlassen, so verödet zu

wissen, das war ein Schmerz, der den frommen Mönch begleitete in die westliche Heimath, der seine Seele nimmer ruhen ließ.

Er kehrte nach sieben Jahren zu besserer Stunde in den Orient zurück. Er ging über Constantinopel; von da brachte er, durch französischen Einfluß unterstützt, sogleich den Ferman mit für ein neues Kloster. Giovanni Battista ist selber baukundig; er entwirft sofort einen Bauplan, dessen Ausführung nahe an hundert tausend Thaler erheischte. Aber woher nimmt er die Mittel? Sein Orden hat keinen Antheil an den reichen Gaben, die der Franziskanerorden als Wächter des heiligen Grabes empfängt; auch die römische Curie kann ihm nichts anders als ihren Segen und ihre Protektion geben. Da durchwandert er die Küsten Asien's und Afrika's; er durchwandert Europa; er geht zum Fürsten wie zum Bürger; er bittet von Katholiken und Nichtkatholiken; mit eigener Hand trägt er die Opfer edler Theilnahme auf seinen Berg; er verarbeitet sie dort, in Gemeinschaft mit einigen wenigen gleichgestimmten Brüdern: So ist dieß Kloster entstanden, den Pilgern aus allen Ländern, Christen wie Nichtchristen, ein erquickender Ruhepunkt; den Kranken aus der Nähe und aus der Ferne ein freundliches Pflegehaus; dem Andenken des großen Propheten, nach dessen Namen es benannt ist, ein festliches Heiligthum.

Während meines Besuches auf dem Carmel war Giovanni Battista auf neuen Wanderungen in Europa für seine Zwecke begriffen; sechs Monate später besuchte er mich in Leipzig. Hat man das schon vollendete Gebäude vor Augen gehabt, so möchte man allerdings die Nothwendigkeit des neuen Baues, den er jetzt betreibt, bezweifeln. Aber einem Manne, der ein so preiswürdiges Monument seines frommen und beharrlichen Eifers aufzuweisen hat, widmet man gar wohl mit Recht ein günstiges Auge und eine hilfreiche Hand, wenn er sein Werk noch einer Erweiterung entgegenführen will, die ihm wesentlich und wichtig scheint. Schon bei meiner Anwesenheit auf dem Carmel war dieser neue Bau ins Werk genommen und wurde lebhaft betrieben. Es steht nämlich etwa hundert Schritte von dem Kloster, nordwestlich aufs Meer zu, ein altes Mauerwerk, das Ibrahim Pascha, der ohnehin Giovanni Battista's Unternehmen sehr förderlich gewesen, den Carmelitern geschenkt hat. Daraus soll jetzt ein zweites Klostergebäude oder vielmehr ein Gebäude zu menschenfreundlichen Zwecken, besonders zu einer umfangreichen Verpflegung von Kranken errichtet werden. Da es sehr wahrscheinlich ist, daß ohne diesen zweiten Bau der Lateiner die alten Mauern von den Griechen wären beansprucht und zu einem griechischen Kloster ausgebaut worden, so freu' ich mich schon deshalb der neuen Unternehmung des braven Carmeliters.

Denn würde sich dicht vor dem jetzigen katholischen Kloster ein griechisches erhoben haben, so wäre damit ohne allen Zweifel der Zwiespalt, der leider an allen heiligen Orten zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche herrscht, zu neuem Uergernisse auch auf den Carmel verpflanzt worden.

Nur sehr wenige Mönche traf ich im Kloster. Der gegenwärtige Prior war ein Spanier; der Fremdenversorger, dessen liebevolle Begegnungen mich sehr verpflichtet haben, war ein Italiäner; ein Dritter war ein Deutscher, aus Baiern gebürtig. Dieser Landsmann schien mir kein sehr ehrenwerther Repräsentant seiner Nation zu sein, obschon er sich, nach seiner Aussage, mit der Bearbeitung eines arabischen Wörterbuchs beschäftigte. Zur Strafe war er früher nach Bagdad geschickt worden; jetzt lebte er in Unfrieden mit seinen Klosterbrüdern.

Die heutigen Abendstunden widmete ich den heiligen und auch unheiligen Erinnerungen, die sich an den Carmel knüpfen. Schon in sehr früher Zeit scheint er ein Sitz religiöser Uebungen gewesen zu sein; aber zum erhabensten, heiligsten Schauplaze, zum Schauplaze eines wahrhaften Gottesgerichts erkor ihn der Prophet Elias. (Siehe 1. Buch der Könige, Kap. 18.) Hieher brachte Ahab seine Baalspfaffen, achthundert und fünfzig Mann; hieher kam Elias, „der allein übrig geblieben war, ein Prophet des Herrn.“ Die Pfaffen bauten einen Altar



ihrem Baal; Elias heilte den zerbrochenen Altar des Herrn. Fertige Brandopfer lagen auf beiden Altären. Vor dem harrenden Volke Israel sollte Feuer vom Himmel zeugen für die himmlische Wahrheit. Und es zeugte laut und wunderbar; das Volk rief aus: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Die ergriffenen Lügenprophezen führte Elias hinab an den Bach Kison und schlachtete sie dort. Darauf kehrte er auf den Carmel zurück und bat im Gebet um Regen, der auf seinen Fluch jahrelang ausgeblieben war.

Außer Elias hatte auch sein Schüler Elisa seine Grotte auf dem Carmel; man glaubt sie noch heute zu kennen. Die Zahl der Höhlen und Grotten des Carmel soll aber nahe an zwei tausend betragen; es ist als wäre dieses Höhlenlabyrinth der Zugang zu den Geistern der Unterwelt. Daß der Berg dadurch Anachoreten einen Lieblingsaufenthalt und Flüchtlingen eine Zuflucht geboten, das begreift sich leicht. Uebrigens sagen Nachrichten der Klassiker aus, daß auch Pythagoras, als er von den Weisen Egyptens heimkehrte, auf dem Carmel einen Tempel voll der heiligsten Weihe besucht habe; daß der Carmel der heilige Berg des Zeus gewesen; daß die Gottheit des Berges heißen habe wie der Berg selber; daß ein Orakel hier bestanden habe, das dem Feldherrn Vespasian die Kaiserkrone weissagte. Aber was auch an alle dem Thatsächliches und Denkwürdiges sein mag: zum

ehrwürdigen Gottesberge hat ihn Elias, der furchtlose Eiferer für Jehovah, gemacht; und noch heute, wenn dem Pilgrime beim Blicke über das himmelsgewölbte Meer die Rührung im Auge glänzt, klingt ihm im Herzen des Elias Name wie der Schall einer Posaune des Weltgerichts.

Schon am folgenden Morgen verließ ich den Eliasberg und sein schönes Kloster; ich schied mit dem Wunsche der Wiederkehr. Der italiänische Padre, der sich mir schon gestern getreulich angeschlossen hatte, gab mir das Geleite bis nach Haifa. Unterwegs erzählte er mir von jenem berühmten aber zum Glücke seit Jahren verstorbenen Pascha von St. Jean d'Acrc. Darunter waren folgende zwei Anekdoten. Sein Offizier sollte einem Beamten die Nase abschneiden. Der Offizier erfüllte den Befehl, der seinen eigenen theuern Freund betraf, so bescheiden als möglich. Als der Pascha später den Beamten sah, fiel ihm auf, daß demselben die Nase nur halb abgeschnitten war. Der Offizier bat aufs Demüthigste um Verzeihung; allein der Pascha ließ dem Offizier sofort das Fehlende von der eigenen Nase abschneiden. Die andere Anekdote ist besserer Art; sie ist bereits von Reisenden erzählt worden. Ein griechischer Christ, der in der Gunst des Pascha stand, hatte einen greisen Vater und wohnte mit ihm in demselben Hause zu St. Jean d'Acrc. Als sich der Sohn verheirathete, vertrieb er mit

List und Härte den alten Vater aus dem obern Stockwerke, dem schönsten Theile des Hauses. Der Pascha erfuhr davon und forderte seinen Günstling vor sich. Von welcher Religion bist du, fragt er ihn, und läßt ihm das Bekenntniß der Dreieinigkeit mit dem dreifachen Kreuzeszeichen hersagen. Weißt du also nicht, schreit er ihm auf seine Antwort entgegen, daß der Vater oben auf die Stirne gehört? Der ungerathene Sohn ließ sich durch diese türkischchristliche Predigt seinen Kopf retten. Eine dritte Anekdote spielte zwischen meinem Begleiter selber und einem Beduinen aus der Nachbarschaft des Carmel. Der Mönch, ein hübscher Mann von etwa vierzig Jahren, dessen Bart nicht eben von orientalischem Buchse war, hatte durch ärztliche Gaben dem Beduinen von einer Krankheit geholfen. Der Beduine wollte dafür bezahlen; aber der Mönch nahm nichts an. So will ich, sagte darauf der Beduine in vollem Ernste, den Propheten bitten, daß er dir deinen Bart wachsen lasse.

### St. Jean d'Acre. Beirut. Smyrna.

Unser Weg von Haïfa nach der berühmten Festung St. Jean d'Acre führte so nahe am Ufer des Meeres hin, daß wir oft den anbrausenden Fluthen Platz machen

mußten. Ich fand im Sande eine riesige Meerschildkröte; aber die Schale schien unbrauchbar zu sein. Um Zehn des Morgens waren wir in der Stadt.

Ich hatte die Absicht nach kurzem Aufenthalte nach dem alten Tyrus weiter zu reiten. Aber meine beiden Mütter waren theils für ihre Pferde theils für sich selber so voll von Besorgniß und Angst, daß ich sie von hier nach Nazareth zurückkehren ließ. Neue Pferde sucht' ich umsonst; die einzigen die ich auftrieb waren ohne Sattel. Deshalb freut' ich mich eine mit Getreide beladene Barke zu finden, die diesen Abend noch nach Beirut fahren wollte. Ich nahm meinen Platz auf der Barke; aber unglücklicher Weise warteten wir die ganze Nacht vergeblich auf günstigen Wind; weshalb ich am nächsten Morgen wieder ans Land stieg und erst des Abends aufs Schiff zurückkehrte. So hatt' ich bei weitem mehr Muße als ich wünschte, um mich in St. Jean d'Acre umzusehen und der merkwürdigen Ereignisse zu gedenken, die diese uralte Stadt \* seit der Zeit der jüdischen Richter erlebt hat.

---

\* Ihr frühester Name war Akko (siehe Buch der Richter 1, 31.) und Ake; später wurde sie, wahrscheinlich von Ptolemäus Lathurus, Ptolemäus genannt. Jetzt nennen sie die Araber Akfa, die Franken Acri und St. Jean d'Acre. Während Akfa den Arabern die Zerbrochene heißt, wurde ihr griechischer Name Ake auf die Heilung gedeutet, die daselbst Herkules von einem Schlangenbisse erfahren.

Von ihrem letzten Schicksale, ihrer gewaltsamen Einnahme durch die Kanonen der englischen Flotte im Jahre 1840., wodurch Ibrahim Pascha den Besitz von Syrien verlor, sind noch manche Spuren geblieben, obschon bis diesen Augenblick sehr thätig an der Wiederherstellung der Festungswerke gebaut wurde. Auf dem Bazar bestanden viele Gewichte aus Stücken zersprungener Bomben; dergleichen unerquickliche Reliquien der unerquicklichen Großthat fand ich selber in Menge auf den Feldern der Stadt.

Wäre Bonaparte im Frühlinge des Jahres 1798. glücklicher gewesen: wer möchte die Folge davon absehen Ob dem heiligen Lande der verschrieene Freiheitsmörder nicht eine glücklichere Zukunft gegeben haben würde, als ihm der Schutz der christlichen Großmächte bis heute gegönnt hat. Aber acht Mal bestürmte Bonaparte die türkischen Mauern; die Kriegskunst Sidney Smith's blieb unerschüttert dahinter.

In den Kreuzzügen erfuhr die Stadt noch heftigere Kämpfe. Drei Jahre lang belagerten sie Philipp August und Richard Löwenherz gegen Salaheddin; neun Schlachten wurden um ihren Besitz geschlagen. Der Sieg kostete den Kreuzfahrern unendliches Blut, und leider befleckte ihn eine Schandthat an den anvertrauten türkischen Gefangenen, die hundert Jahre später durch den Mord vieler tausend Christen gesühnt wurde.

Von allen diesen blutigen Gräuelszenen hinweg dacht' ich des Apostels Paulus, der auf seiner letzten verhängnißvollen Reise nach Jerusalem zu Ptolemais „die Brüder grüßte“ und einen Tag bei ihnen blieb. Die jetzige Zahl der „Brüder“ daselbst mag über tausend Seelen betragen, größtentheils Griechen\*, sowohl Schismatiker als Katholiken. Der Lateiner und Maroniten sind wenig. Juden mögen gegen fünfhundert, Muhamedaner gegen acht tausend hier wohnen. Ich besuchte das lateinische Kloster mit einer schönen Aussicht aufs Meer und auf den Carmel. Auch die Griechen haben ein Kloster; ihre Kirche zum heiligen Georg ist groß und stattlich. Mein Dragoman traf zwei alte Bekannte, deutsche Handwerker, die mit ihrer Lage nicht unzufrieden waren.

In den ersten Abendstunden des einunddreißigsten Juli erhob sich endlich der längst erwartete Südwind; unsere Barke verließ sogleich den Hafen von St. Jean d'Acre und steuerte nach Norden der Küste entlang. Außer mir und meinem Dragoman waren noch vier Schiffsleute in der Barke. Ueber die aufgeschichtete Gerste legt' ich eine wollene Decke, darauf hatt' ich meinen Posten. Ängstliche Gemüther möchten sich nicht leicht auf einem solchen Fahrzeuge den Wogen des Mittelmeers

---

\* Williams gibt aus den Diöcesalrechnungen die Zahl der orthodoxen Griechen zu 500 an.

anvertrauen; aber gerade hier an der phönizischen Küste war es angemessen sich in jene Zeiten zurück zu versetzen, wo die Kühnheit des menschlichen Geistes eine Bahn über das unsichere Element zu brechen anfing.

Gegen Morgen weckten mich meine Begleiter, wie ich gewünscht hatte; ich sah zur Rechten im Lichte des Vollmonds Felsenwände und zerstörte Mauern, umbraust von der Meeresfluth. Das waren die Trauerboten von jener königlichen Tochter des Meeres, von jener „fröhlichen Stadt, die sich ihres Alters rühmte;“ es waren die Ruinen von Tyrus. „Heulet ihr Schiffe auf dem Meer; denn sie ist zerstört, daß kein Haus da ist, noch Jemand dahin ziehet,“ so rief Jesaias der stolzen Stadt zu, als „ihre Kaufleute Fürsten und ihre Krämer die Herrlichsten im Lande“ waren. Es schauerte mich, als ich die Trümmer aus der Brandung der Wellen hervorstarren sah. Hinter ihnen steht jetzt nur ein geringes Dorf, das den Namen Sur trägt. Die hauptsächlichsten Ruinen, die noch von der Pracht der alten Fürstenstadt zeugen, bestehen in Haufen von Granitsäulen, die theils im Sande des Gestades, theils im Wasser daneben liegen.

Nachdem wir zwei Stunden später auf einer Anhöhe nahe am Strande das Dorf Surasend gesehen hatten, das auf jenes Sarepta zurückweist, wo Elias das Delbrüglein der Wittve segnete und ihren Sohn von den Todten erweckte, kamen wir noch vor der Mittagsstunde zur

Mutterstadt von Tyrus, nach Sidon oder, wie es jetzt heißt, Saïda. Das ist auch jetzt noch eine ansehnliche feste Stadt\*. Zwei alte Burgen, wahrscheinlich aus den Kreuzzügen, sahen uns entgegen, die eine aus der Mitte der hübschen Häuser, die andere von einem Felsen im Meere, dem Hafen gegenüber. Gärten und Wälder breiteten ein prächtiges dunkles Grün um die Stadt.

Bald darauf machten mich meine Begleiter auf ein weiß übertünchtes türkisches Grabmal mit einem Kuppeldache aufmerksam. Es ist dem Propheten Jonas geweiht, der, nach dem Glauben der Muhamedaner, an dieser Stelle aus dem Rachen des Fisches erlöst worden ist. Meine Begleiter versicherten mir dabei, daß es gar nichts Seltenes sei, an der Küste von Beirut, Sidon und Tyrus Haifische zu sehen.

Gegen Abend erreichten wir glücklich unser Ziel. Der Anblick von Beirut ist reizend. Sie galt vor Zeiten für die schönste Stadt Phöniziens; jetzt ist sie's ohne Zweifel. Sie liegt mit ihren stattlichen Häusern und hohen Minarets an der Küste und spiegelt sich im Meere. Hinter ihr öffnet sich auf der ansteigenden Höhe eine Landschaft des Segens, ein dichter Hain von Maulbeerbäumen, Oliven und Cypressen, durchsät mit vielen freundlichen, meist fränkischen Landhäusern. Ueber Meer und Stadt

---

\* Robinson schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf 5000.



und Hain erhebt sich und ragt bis in die Wolken, wie eine versteinerte Gottheit der Vorwelt, der majestätische Libanon, kalkfellig, schroff und kahl\*.

Nach Beseitigung der Douane eilt' ich in Battista's Gasthaus, das einen ganz italiänischen Anstrich hat. Ich traf daselbst einen jungen Franzosen und einen polnischen Grafen; wir wurden diesen Abend noch Freunde. Der Graf hatte sich mit außerordentlichen Kosten sechs Pferde hinterm Libanon hervorgeholt; eins darunter war vielleicht das herrlichste, das diesen Augenblick der Orient besaß. Er erzählte mir, daß einer der Scheiks ihm sein Pferd ohne Weiteres nach Hause auf Probe hatte mitgeben wollen. Der Scheik mochte eben so wenig Bekanntschaft mit den fränkischen Schwindlern als mit der Geographie gemacht haben.

Am nächsten Morgen machten wir in aller Frühe einen Spazierritt in den berühmten Fichtenhain. Dies Wagniß konnte übel ausfallen. Mein Roß, von altem arabischen Adel, wußte bald daß ich mich höchstens auf Esel und Kamel verstand. Hätte sich's, wie das des Franzosen neben mir, im Sande umgelegt, was eine besondere Liebhaberei dieser Pferde ist, so wär' ich schwerlich heil

---

\* „Libanon“ heißt „der weiße Berg.“ Ich zweifle nicht, daß er diesen Namen deshalb erhalten, weil ihm der Kalkstein, aus dem er besteht, ein vorherrschend weißliches Aussehen gibt. Von Beirut aus sah man jetzt keinen Schnee auf seinen Höhen.

geblieben. Aber der Genuß dieses Morgens auf dem weiten Sandfelde unter den schlanken Fichten mit vollbuschigen Kronen, ließ mich fast in den Enthusiasmus Lamartine's bei der Schilderung seines Ritts in diesen Hain einstimmen. Der Libanon war jetzt unterhalb seines Scheitels von einer Gruppe grauer Wolken umlagert; sein Aussehen gewann dadurch eine großartige Melancholie.

Auf dem Rückwege ritten wir zwischen Mauern von Cactushecken; dahinter lagen Gärten voller Maulbeerbäume, auf denen manches Seidengespinnst gesponnen werden mochte.

Welch ein Reichthum von Früchten aller Art lagerte auf dem Bazar. Da sah man welch ein Segen auf diesem Lande ruht. Selbst die Nacktheit der Abhänge des Libanon, von der ich gesprochen, ist ein Schein für den Blick aus der Ferne; denn sie liefern Getreide und Wein, und tragen einen ganzen Strauß von Dörfern auf sich. Beides, Getreide und Wein, gedeiht hier gut und reichlich.

In dem bunten Gemische der Trachten auf dem Bazar fielen mir die thurm hohen Hauben der Frauen vom Gebirge auf. Beim Anblick einer solchen Haube begreift man, daß der Apostel Paulus im Briefe an die Corinthier sagen konnte, die Frauen sollten „eine Macht“ auf dem Haupte haben.

Vier Welttheile sind repräsentirt in Beirut. Nordamerika hat hier eine Hauptstation seiner Missionäre und auch ein Consulat. Von Europäern halten sich besonders viele Italiäner hier auf; doch gibt's Consulate von allen größern Staaten Europa's. An Afrikanern, besonders Negern, fehlt es nicht. Aber die Farbe des Characters geben der Stadt, neben Türken und Arabern, die Maroniten und Drusen. Man erzählte mir von der trotzigen Lebensverachtung der letztern; vor ihnen nahm man sich hier so sehr in Acht als in Jerusalem vor den Albanesen. Seit Ibrahim Pascha's Abschied hatte sich eben so sehr die allgemeine Sicherheit des Verkehrs verringert, als sich die Stimmung der muhamedanischen Bevölkerung gegen die christliche nur noch verschlimmert hatte. Als „die Amme ruhigen Lebens,“ wie ein alter christlicher Dichter Beirut genannt hat, nahm sich's daher jetzt keineswegs aus, wenn gleich die drückende Hitze mehr zum Schlaf als zur Arbeit einlud.

Trotz seines hohen Alters hat Beirut sehr wenig Alterthümer aufzuweisen. Vom Quai aus sieht man verschiedene Mauerruinen im Wasser am Ufer stehen, wornach der frühere Stadtbau bis ins Meer hinein gereicht haben muß, und unterm Quai selber liegen viele alte Säulen begraben. Von großer Merkwürdigkeit ist eine uralte, in drei Sprachen verfaßte und schon von Herodot gesehene Inschrift nahe bei der Ausmündung des Lykus,

fast zwei Stunden nördlich von der Stadt. Uebrigens zeigt man bei Beirut auch eine Grotte, wo der heilige Georg seinen Drachen erlegt haben soll.

Ich hatte des Lieben, Freundlichen und Schönen recht viel in Beirut genossen, als ich am Abend des dritten August das österreichische Dampfschiff bestieg, um nach Constantinopel zu fahren. Freilich hätt' ich gern noch manchen Ausflug in Syrien und Kleinasien gemacht. Der Libanon mit seinen Cedernhainen wollte besucht sein, sowie die Ruinen von Baalbeck. Noch erfreuter wär' ich gewesen nach Damaskus zu gehen, um dort das Andenken an die Befehrung des großen Apostels der Heiden zu feiern. Aber es galt, dem Genuß ein Ziel zu stecken; hatt' ich doch, nach Constantinopel mit den Prinzeninseln und dem Bosporus, noch Griechenland im Auge, und wollte auch nach tüchtigen Arbeiten in Wien und München gerade zur Weihnachtsfreude im harrenden Vaterhause sein, um da ein großes herzliches Dankfest wie noch keins in meinem Leben zu feiern. Ich hatte die ganze Seele so voll von Weihnachtslichtern und Christbaumfrüchten, daß mir die rechte Stunde zur Heimkehr schon längst tief im Innern geschrieben stand.

Das Verdeck des Dampfschiffes bot eine interessante Gesellschaft; mit der ich größtentheils bereits bekannt worden war. Die beiden Grafen Pourtales mit ihrem

Maler kehrten von ihren schönen und weiten Wanderungen in Egypten und dem heiligen Lande zurück. Der preussische Consul zu Jerusalem, der aufs Schmerzlichste in Beirut seine Braut verloren hatte, ging auf Urlaub in die Heimath. Ein Sekretär der englischen Gesandtschaft zu Constantinopel spazierte in orientalischem Costüm nachdenklich auf und ab. Ein polnischer Jesuit und ein Lazzarist, aus Savoyen gebürtig, kamen aus fernen Missionsstationen und gingen jetzt zu ihrem Centrum im Westen. Der syrische Patriarch endlich, von respektvollen Dienern umgeben, reisste in die türkische Hauptstadt.

Am Vierten früh um Acht stand unser Lloyd vor Cypern. Der sardinische Consul kam sogleich an unser Schiff herangefahren. Mit dem Patriarchen und dem Lazzaristen bestieg ich seine Barke und setzte in so ehrwürdiger Gesellschaft den Fuß auf die gefeierte Insel Aphroditens. Wir hatten aber keins der Lustgesilde vor Augen, wo sich ehemals die schöne Göttin ergangen haben mochte. Eine lichtrothliche und von den alten berühmten Waldungen gänzlich entblößte Bergkette begrenzte unsere Aussicht über das Eiland; um so freieren Spielraum hatte die Phantasie, dahinter sich die Tempel zu Baphos und zu Amathus noch in ihrer Pracht oder wenigstens in prächtigen Ruinen zu denken. Die priesterliche Gesellschaft, in der ich gekommen, veranlaßte mich der Messfeier

in der katholischen Kirche beizumohnen. Es war heute Sonntag; das kleine Gotteshaus war gedrängt voll von Andächtigen. Nach dem Kirchgange tranken wir im gastlichen Hause des Consuls ein Glas des besten Cypersweins, der, mit Eis gekühlt, unter dem brennenden Mittagstrahle eine große Labung bot.

In der Frühe des sechsten August hielten wir bei Rhodus. Leider kann ich nicht mit Pindar singen: Nun will ich preisend gedenken der Meeresnymphe, Aphroditens und des Helios Tochter, der kriegerischen Rhodos. Ich war bis Mitternacht, um der drückenden Temperatur der Kajüte zu entgehen, auf dem Verdecke geblieben; als ich sodann mein hohes Schiffsbett bestiegen hatte, warf mir die stürmische Woge durchs offen gebliebene Fenster ein kaltes Bad herein. Dadurch war ich diesen Morgen unwohl und unfähig geworden, auf einige Stunden das schaukelnde Schiff mit dem festen Boden des paradiesischen Eilands zu vertauschen. Zwar haben die fünfhundert Kamele schon längst die Trümmer des umgestürzten Colosses hinweggetragen, und ob die beiden Thürme überm Kanale in der That die Fußstapfen des riesigen Hafenwächters gewesen, das ist sehr zweifelhaft; aber an seine tapfern Johannisritter hat Rhodus bis diese Stunde viele Andenken so treu bewahrt, daß ich sie mit Bedauern ungesehen ließ. Ich las dafür, nach Art der bekannten Sonderlinge unter den Reisenden, während

wir vor Rhodus lagen, aus der Schiffsbibliothek heraus, daß die Rittergasse, sowie die großen Hospitäler und der Palast des Großmeisters noch bis jetzt von den türkischen Herren erhalten worden sind; daß noch immer die Johanniterwappen an den Thoren und auf den Kanonen der Festung stehen; daß ein einziger Blick auf die ehemalige Johanniskirche drei Weltreligionen vor die Seele ruft. Sie selbst ist nämlich mit entstellten Heiligenbildern und Rittergrabmälern zur Moschee geworden, während vor ihrem Portale ein Altar des altgriechischen Kultus alle Schicksale hindurch unverrückt stehen geblieben ist.

Bald nachdem wir Rhodus im Rücken hatten, gebieth meine körperliche Verstimmung zu einer bedenklichen Krisis. Ich dankte Gott von ganzem Herzen, daß sie bald und glücklich vorüberging. Einen vortrefflichen Freund besaß ich in diesen sorgenvollen Stunden an dem Lazzaristen Sapeto, der auf seinen langjährigen Missionsreisen in Abyssinien für solche Begegnisse einen guten Tact gelernt hatte.

Als wir am Achten früh im Hafen von Smyrna angekommen waren, verschob ich um so lieber meine Weiterreise nach Constantinopel, da ich von Smyrna aus am Besten einen Ausflug nach Patmos machen konnte. Sapeto veranlaßte mich im Stifthause der Lazzaristen meine Wohnung zu nehmen. Ich fand hier ein leibliches Wohlbehagen, worauf die geistlichen Brüder flüglicher

Weise viel zu halten schienen; auch gewann ich, trotz des schroffen Gegensatzes unserer Glaubensansichten, Geschmack am Umgange dieser erfahrenen Männer. Bekanntlich steht der Orden der Lazzaristen in naher Verwandtschaft zum Orden der Jesuiten. Aber die letztern, so weit ich sie kennen gelernt, haben nichts von der harmlosen Umgänglichkeit der ersteren.

Der Aufenthalt in Smyrna hat des Anziehenden sehr viel. Sein Reichthum an den trefflichsten Früchten des Gartens, des Feldes, des Haines möchte schwer zu schildern sein. Der Schilderung bedarfs auch nicht; denn er wandert selber, die Feige und die Traube an der Spitze, in alle Fernen. Smyrna's Lage ist eben so schön als gesund. Den Strahl der südlichen Sonne fühlen ihm die Berge, die es hinter sich und neben sich hat, und das Meer, in dessen Spiegel es schaut. Seine Bewohner sind lebenswürdig. Die Stadt der Franken und die Stadt der Türken bestehen hier friedlicher neben einander als anderwärts. Bietet die letztere den Luxus des Orients dar, an Teppichen, an Seide und ähnlichen Herrlichkeiten, so ladet die erstere den Fremdling in die Paläste der Consuln zu gastlicher Labung ein.

Aber den größten Schatz, den Smyrna besitzt, hab' ich noch verschwiegen; er ist's der dem Ankömmling das liebste Willkommen sagt; er ist's auch der ihm zum Abschiede die theuerste Gabe beut. Das sind seine



Erinnerungen. Wer wüßte nicht, daß die Genien der Wissenschaft, der Dichtung, der Kunst einst hier eine wohnliche Stätte hatten, die zur Geburtsstätte von so viel Herrlichem und Großem wurde, das unsterblich über dem Erdkreise dauert? Und als die Blüthen vom Baume der menschlichen Weisheit gefallen waren, da hat sich hier ein anderes noch edleres Gewächs gestaltet, und hat Blüthen und Früchte erzeugt, schöner und heiliger als Menschenwerk. Homer der Sänger aller Sänger hat hier gelebt; mit seinem Namen glänzen viele andere, die alle an diesem Boden haften. Smyrna war's aber auch wo eine der frühesten christlichen Gemeinden lebte, die in der Zahl jener sieben nicht ein Wort des Fluches sondern die liebliche Verheißung der Krone des ewigen Lebens empfing. Dazu verehrt es als seines Glaubens Blut- und Flammenzeugen den heiligen Greis Polycarp. So ist's ein Lorbeerfranz und eine Dornenkrone, die aus der Vergangenheit Smyrna's am hellsten und getreuesten hervorblicken.

An beide hab' ich zwei Mal am lebendigsten gedacht; zuerst, als ich zu Wasser über die Bucht in das freundnachbarliche Burnabat fuhr, unter seinen Feigen und Orangen mich erging und auch seine felsigen Grotten besuchte. Hier soll Homer am liebsten verweilt haben, und die malerische Lieblichkeit des Orts bestätigt was die Sage will. Das zweite Mal war's als ich den

Mustafaberg bestieg und an seinem Abhange das dem Andenken Polykarps geweihte Grabmal besuchte. Die Tradition behauptet, daß hier in der Nähe der damaligen Stadt der hundertjährige Greis den Märtyrertod gestorben sei; sie hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Der genannte Berg, zu dessen Füßen Smyrna liegt, trägt viel zur Schönheit seines Anblicks bei. Auf seinen Höhen stehen noch beträchtliche Mauern einer mittelalterlichen Festung, die einst über den Ruinen anderer uralter Festungswerke errichtet wurden. Unterhalb derselben, nach der heutigen Stadt zu, finden sich noch deutliche Spuren vom Stadium, vom Theater und von andern Bauten des ehemaligen Smyrna. Was aber besonders den Abhang des Berges schmückt, das ist ein türkischer Gottesacker, der mit seinem dichten Haine Cypressen garnirt und feierlich über das Häusergewühl der lustigen, großen Stadt hinweg schaut.

Vom gesellschaftlichen Leben in Smyrna, von dem viel Erbauliches zu berichten wäre, nur Eins. Die schöne Welt hält's hier nicht mit dem Systeme der zurückhaltenden Verschleierung. Bei einem Spaziergange durch die belebten Straßen glaubt man, die Stadt sei nur von Frauen und Mädchen bevölkert; alle sitzen nämlich in fröhlichem Geplauder oder auch bei einem schwärmerischen Liede unter der Thüre; manches schöne

schwarze Auge, woran's nicht fehlt, wirft da gefährliche Netze aus.

### Ausflug über Ephesus nach Patmos.

Auf den elften August früh um Zwei hatt' ich meine Abreise nach Patmos festgesetzt. Der nächste Weg dahin führt halb zu Lande, halb zu Wasser. Die Ruinen von Ephesus liegen auf diesem Wege; nichts konnte einladender sein. Freilich muß' ich die lange Strecke Wegs von Smyrna bis Scala nuova füglich in einem Tage zurücklegen, um weder durch die böse Luft der Ebene von Ephesus noch durch das Raubgesindel der Umgegend in Gefahr zu kommen. Es galt daher am frühesten Morgen aufzubrechen und bis in die Nacht hineinzureiten.

Durch den Dragoman des sardinischen Consulats, meinen Begleiter auf dieser Wanderung, hatte mir der Gouverneur von Smyrna ein offenes Empfehlungsschreiben zugeschickt. Zugleich hatte er für tüchtige Pferde sorgen lassen, deren Verleiher, auf so hohe Veranlassung hin, keinen Anstand nahm für einen einzigen Tag hundert und fünfzig Piafter zu berechnen.

Früh um Zwei war ich bereit; aber erst um Fünf kamen die Pferde. Das war jene orientalische Pünktlichkeit,

die fränkische Reisende, deren Zeit kostbar ist, schon oft nicht zur Ungeduld, sondern zur Verzweiflung gebracht hat. Es war nun unmöglich, heute noch das Ziel zu erreichen. Ich beauftragte den Dragoman, das Aerger- niß mit grellen Farben an den Gouverneur zu berichten; er wird seinen Schützling schwerlich ungestraft gelassen haben.

Am nächsten Morgen Punkt Zwei saßen wir zu Pferde und ritten mit argem Gerassel durch die tief schlummernde Türkenstadt. Nach drei Viertel Stunde hatten wir den äußersten Wachtposten der Stadt erreicht. Die Wachen empfingen uns mit bedenklicher Miene. Ob- schon wir die Empfehlung des Gouverneurs vorzeigten, so nahmen sie doch Anstand uns passiren zu lassen. We- gen der Unsicherheit der Straße sollten wir den Anbruch des Tages abwarten; endlich ließen sie's geschehen, daß wir „auf eigene Verantwortlichkeit“ weiter ritten.

Die Unsicherheit des Reisens ist leider in der That hier größer als in der arabischen Wüste. Und wer sind die Straßenräuber? Griechen sind's, meistens Sa- mioten. Traurig genug für den griechischen wie für den christlichen Namen. Alle zwei Stunden trafen wir Wacht- kasés oder Wachthäuser, mit einigen Soldaten besetzt; immer fragten sie angelegentlich nach den Begegnungen die wir gehabt. Wie betrübt macht es diese Gegend zu durchwandern, deren fruchtbarste Ebenen nichts anderes

als in seiner Verwilderung hoch gewachsenes Gras bedeckt. Die goldenen Früchte der Cultur verschmäht man und greift dafür nach den blutigen des Straßenraubs. Man möchte glauben, dies Land müsse viel gesündigt haben, daß es ein solcher Fluch getroffen.

Unser Weg war bisweilen mühsam; unser Führer wählte nicht glücklich, indem er von der gewöhnlichen Bahn der Reisenden abwich. Eine Strecke lang mußten wir uns durch zerklüftete Felsmassen arbeiten und die Eichbäume boten nur fargen Schatten, so daß Pferd und Reiter ermüdeten. Aber der Blick schweifte fröhlich hinan zu den ausdrucksvollen Bergen um uns, deren Name aus den großen Zeiten der alten Griechen so volltönend zu uns herüberfliegen. Der Wanderer aus dem fernen Westen sieht sie jetzt mit Wehmuth an; sie erzählen ihm manch alte Mähr, manch altes Lied; er horcht auf, als kläng' es ihm aus seinen eigenen frühen Tagen. Aber vor des Landes eigenen Söhnen stehen sie fremd und stumm; das Kind, der Mann, der Greis sieht sie; aber sie haben keine Erinnerungen, kein Herz für einander.

Bald nach der Mittagsstunde traten wir aus den Bergen heraus und begrüßten die große Ebene des Kaystroß. Im Osten begrenzt sie der Paktolus, im Norden der Gallesus; der Prion und der Coryssus ziehen sich im Süden nach Westen hin, wohin auch der Strom, den

seine Schwäne berühmt gemacht, seine schilfumgürteten Wogen zum Meere wälzt. Am Fuße des Prion und des Coryssus ruhen die Ruinen jener Stadt, deren Erinnerungen mit ihren wunderreichen Bildern zwischen Gott und Göze schwanken. Mitten zwischen dem Norden und dem Süden der Ebene erhebt sich ein hoher Hügel, dessen runder Gipfel ehemals die Akropolis trug und auch jetzt noch mit einer verlassenen Schloßveste die Ruinen von Ephesus beherrscht.

Wir ritten durch die weite Ebene auf eine Furth des Kaystroß zu. Zur Linken von uns breitete sich eine Niederlassung der Turkomanen in schwarzen Zelten aus. Dies Volk wandernder Hirten, die wenig glauben und noch weniger wissen, soll in diesen Gegenden sowie im nördlichen Syrien sehr zahlreich sein. Kamele und Heerden von Schafen und Ziegen weideten in der Nähe der Zelte. Wir ritten zu den Heerden und nahmen uns, bei der Ankunde unseres Führers, einen Hirten mit, der uns die Furth zeigte. Aber dieser Ritt durch den Kaystroß war ängstlicher als der Durchzug durchs rothe Meer; denn das reißende Wasser reichte uns bis an die Steigbügel.

Nah' am Fuße des Hügels, der die Festung trägt, steht eine verlassene Moschee, deren Mauern und Kuppeln nebst Minaret schon aus der Ferne eine hohe Bedeutung verrathen. Wir ritten zuerst auf sie zu. Blendende

Marmorstiegen zu zwei Seiten führen zu einem kunstreichen Portale. Der Vorhof, ehemals von einer Säulenreihe eingefast, hat noch sein Marmorbecken in der Mitte; ringsum stehen alte Bäume unter wuchernden Sträuchern und Gräsern. Das Innere der Moschee hat Boden und Wände von Marmor; Sprüche des Korans in goldenen Lettern und schöne Mosaisarbeiten prangen noch da und dort; aber vor Allem hastet das Auge an vier colossalen rothen Granitsäulen, deren Eindruck ganz überwältigend ist. Daß sie aus dem Wunderbau des einstigen Dianentempels stammen, daran zweifelt' ich keinen Augenblick.

Dieser Tempel, der jetzt noch über einer seiner Kuppeln den Halbmond trägt, hatte einst zum größten Schmucke das Kreuz; da hallte er auch von christlichen Glocken und christlichen Hymnen wieder. Denn zur Moschee ist er aus jener Kirche geworden, die Justinian mit kaiserlicher Großmuth dem Andenken des Johannes weihte, der hier nach langem Wirken sein Grab gefunden. Drum stand ich jetzt über den Ruinen der Johanniskirche; vom Epheu, der aus ihrem Marmorboden hervorgewachsen, brach ich ein Blatt; über dem Grabe des Johannes stand es; so war's mir eine Reliquie vom Jünger, der an des Herrn Brust geruht.

Den Hügel mit seiner Festung, deren kostbare Marmorwerke mit Erinnerungen an Hector, an Patroclus

und Achill, erst unlängst nach Europa kamen, ließ ich unbefucht. Timur Tamerlan, als er sein blutiges Siegerschwert nach Ephesus getragen, mag dort gewohnt und demselben Andenken geflucht haben das ich heute feierte.

Eine mächtige Wasserleitung zieht sich vom Festungshügel nach Osten; viele Störche nisten auf ihren vereinsamten Pfeilern. In der Nähe davon liegt das heutige kleine Dorf Miasaluf, das seinen Namen, wie es scheint vom „heiligen Theologen“ führt, während es sich seine Häuser aus Marmortrümmern von Ephesus erbaute.

Aber vom Neuen eilt' ich zum Alten; ich eilte die Flur hinüber an den Abhang des Brion: da war ich im alten Ephesus. Das ist ein großartiges Leichensfeld von Größe, Pracht und Ruhm. Ob ich auf dem Grunde des ehemaligen Dianentempels gestanden, weiß ich nicht, aber ich glaub' es. Die runde Erhöhung des Bodens, die Reste von gewaltigen Mauern und kostbarem Gesteine, die Lage am ehemaligen Hafen, zur Fernsicht für die Schiffe: das alles sprach dafür. Der Altar aus den Händen des Praxiteles, die Säulen vom Meißel des Scopas, der bligbewaffnete Alexander vom Pinsel des Apelles, die sind freilich längst geschwunden. Vielleicht birgt die Erde noch manchen Schatz; denn die zertrümmernde Faust der Eroberer hatte des Tempels geschont; erst durch die Gewalt eines Erdbebens ist er dahin gesunken.



Aber welch ein Kreis von Geistern versammelt sich lebendig vor dem Geiste des Wanderers, der auf diesen Trümmern steht. Krösus baute mit seinem Gold am „Wunder der Welt;“ Xerxes sah es und schonte seiner. Themistokles trat in seine Hallen, um's Haupt den ewigen Ruhm, die Wunde des Undanks im Herzen. Alexander kam hieher, „ein Gott zum andern.“ Lucull feierte hier seine Siege über den Mithridates; Antonius zog in die ephreubefränzte Stadt ein. Und bald ging über alle verklungenen Feste ein neues auf, das nimmer verklang. Dem ersten Evangelos \* folgte ein zweiter; der erste brachte den glänzenden Stein; der zweite das Himmelsbrod. Da pries freilich das empörte Volk um so lauter seine eherne Göttin; aber das Evangelium, das Paulus gebracht, gründete neben dem Marmorhause der Diana in jauchzenden Herzen unvergängliche Gotteshäuser.

Als ich von den Trümmern schied, blieb mir noch lange der Gedanke an Paulus treu. Wie hätt' ich von Ephesus Abschied nehmen können, ohne des Abschieds zu gedenken, den Paulus von seinen Ephesern nahm. Im Geiste gebunden ging er hin gen Jerusalem. Da mahnte er noch einmal seine geliebte Gemeinde an seine Sorgen, an seine Thränen. Daß Wölfe unter die Heerde kommen

---

\* „Evangelos“ wurde der Hirt Pyroboros genannt, als er den Marmor am Prion entdeckt hatte.

würden, das mußte er wohl. Aber sein Wort ist viel trauriger erfüllt worden als er's dachte. Mit welchem Auge, mit welchem Herzen möchte Paulus heute auf den Trümmern von Ephesus stehen.

Die Sonne ging unter; vom Ziele unserer Tagereise waren wir noch mehrere Stunden fern. Zum Glücke hatt' ich mich wieder erholt von den herzbeengenden Zufällen, womit mich die böse Luft vor Ephesus einen Schummer von zehn Minuten bezahlen ließ. Der Weg führte noch über steiles Gebirg und der Mond versagte sein Licht. Als wir endlich des Abends um Neun übers Meer die Lichter von Scala nuova sahen, da war ich herzlich froh, aber fast noch müder als ich froh sein konnte. Dazu hatt' ich eine unangenehme Ueberraschung; der französische Consul, an den ich dringend empfohlen war, war verreist. Ich ging unbedenklich zum russisch=englisch=griechischen Consul Alexachi, an den ich gleichfalls ein freundliches Blatt hatte; seine gütige, liebeiche Aufnahme hat mich zum großen Schuldner gemacht.

Am nächsten Morgen früh um Neun stand durch die Fürsorge des Consuls ein treffliches Kajik bereit, das mich und meinen Dragoman das ägeische Meer hinüber nach Patmos bringen sollte. Da es nur mit vier Ruder knechten ausgestattet war, so konnten wir freilich ohne günstigen Wind auf keine schnelle Fahrt rechnen. Als wir aber zwischen dem Festlande und Samos ins offene

Meer hinaus gefahren waren, so trieb uns ein so frischer Wind, daß die Ruder ruhen durften. Von den Gefahren, die diese Fahrt im Winter hat, waren wir jetzt frei; nur waren wir nicht vor Piraten sicher. Die Samioten, dieselben welche die Landreise von Smyrna nach Scala nuova unsicher machen, üben auch das edle Handwerk der Seeräuberei. Das sind die heutigen Landsleute des Pythagoras. Es kreuzte deshalb in diesen Gewässern eine französische Corvette, die wenige Tage vor meiner Ankunft in Patmos vor Anker gelegen hatte. Unser eigenes Fahrzeug führte mehr Waffen bei sich als die sämmtliche Mannschaft hätte handhaben können. Doch liefen wir völlig unbehelligt des Morgens zwischen Drei und Vier im Hafen von Patmos ein.

„Einen Blick wenigstens mußt' ich sogleich auf die Insel werfen, an der so oft meine Gedanken gehangen. Da wurde Einem die Seele weich. Lautlos lag das kleine Eiland vor mir im Lichte der Morgendämmerung; an seinem Fuße und auf seinem hohen Scheitel trägt es seine Häusergruppen von lichtgrauem Steine: einzelne Delbäume unterbrechen die Dede des Inselberges. Das Meer war so still wie ein Grab; Patmos lag wie ein heiliger Todter drin.“

Zwei Stunden lagen wir im Hafen, ehe die Sanitätsbehörde unsern Paß in Empfang nahm und uns gestattete ans Land zu gehen. Wir stiegen, ohne uns im

Hafenstädtchen aufzuhalten, die steile Höhe zur eigentlichen Stadt hinauf. Nach drei Viertel Stunde standen wir vor dem Hause des Herrn Kaligas, eines vornehmen Patignoten, an den ich adressirt war. Eine schwarz-äugige Jungfrau, deren lange prächtige Haarflechten der frühe Morgen sehr sichtbar machte, empfing uns; es war die Schwester der Hausfrau. Bald kam auch das hübsche junge Ehepaar selber, das sich vor wenig Tagen erst nach einem Jahre der Trennung wiedergesehen hatte. Da plauderte sich's nun so gut daß ich gern die Bibliotheksgedanken ein Weilchen ruhen ließ. Allerdings verstanden wir uns gegenseitig in unsern verschiedenen griechischen Zungen nur wenig, zumal die Frauen hatten ihren ganz eigenthümlichen Dialekt; doch ging alles mit leiser Nachhilfe des Interpreten nach Wunsch von Statten.

Herr Kaligas begleitete uns ins Kloster. Da er um dasselbe große Verdienste besitzt, so konnt' ich keine bessere Empfehlung haben. Der Prior, trotz seiner grauen Haare noch geschmeidig und gewandt, ehrte unsern Besuch vor allen Dingen mit seinen Süßigkeiten nebst Kaffee und Pseife. Dann führte er uns aufs platte Dach des Klosters, das uns, da es auf der höchsten Spitze der Insel liegt, den vollsten Eindruck von Patmos gewährte. Fast nach allen Seiten sah ich die Grenzen der Insel, sowie ihre Nachbarn im Meere. Uns feste

Kloster herum hat sich wie um ihren Beschützer die ganze Stadt gelagert. Cultur hat der Boden nur wenig; einige Gärten und Weinpflanzungen, spärliche Getreidefelder und zerstreut umher stehende Delbäume: das ist's was die Dede des vulkanisch gebildeten Eilands unterbricht. Im Norden von ihm liegt Samos und Mikaria, im Süden Ralimnos und Kos, im Westen Karos, im Südosten Leros. Am nächsten vor uns lagen ein paar nackte schwärzliche Felsen, wie kühne Gedanken mitten hineingeworfen in die dunkelblaue Fluth und von den Patignoten mit sinnreichen Sagen belebt. Der eine soll nämlich eine unge-rathene Tochter gewesen sein, die der Fluch der Mutter versteinerte; der andere ein betrügerischer Prophet, der vor dem strafenden Auge des Johannes nicht nur verstummte sondern zum Felsen erstarrte. Patmos selber war wunderbar still; es war wie die Ruhe des Sabbath's, die eine feste Gestalt gewonnen. Ein unaussprechlicher Zauber lag im ganzen Bilde, das mich umgab. Der Worte der Offenbarung dacht' ich: „Ich war auf der Insel, die da heißt Patmos, und ich war im Geiste an dem Tage des Herrn.“ Die Kritik hat die Worte feindlich angefochten; mir schien es diesen Augenblick als ob die Offenbarung unzertrennlich an Patmos haftete. Wäre es dennoch die Heimath derselben nicht, so war es herrlich daß der entzückte Seher den Gedanken

hatte, gerade auf Patmos den Sonntag seiner Begeisterung zu feiern.

Vom Dache stiegen wir in die Klosterbibliothek hinab. Ich hegte große Erwartungen; denn zu Cairo und zu Smyrna hatten mir Augenzeugen, die der Sache nicht ganz unfundig waren, von großen Schätzen erzählt. Freilich reicht die Stiftung des Klosters nicht hoch hinauf; sie geschah durch Christodulos den Wunderthäter im elften Jahrhundert unter Alexios dem Komnenen. Aber in einer urkundlichen Mittheilung über die Stiftung heißt es ausdrücklich, daß die Mönche, die Christodulos nach Patmos führte, aus ihrem Mutterkloster bereits Bücher mitbrachten. Meine Erwartungen wurden wenigstens nicht gänzlich getäuscht; diese Bibliothek ist unstreitig eine der reichsten des Orients. Ich beschäftigte mich lange mit der Ansicht jedes einzelnen Manuscripts; die Gesamtzahl beläuft sich auf zweihundert. Sehr viele sind auf Pergament verfaßt und zwar vom elften bis vierzehnten Jahrhunderte; für die Literatur der Kirchenväter sind sie von großer Wichtigkeit; von Johannes Chrysostomus sah ich vierzig, von Basilius dem Großen siebenzehn; das Neue Testament betreffen gegen zwanzig. Endlich tragen zwei Manuscripte die Schriftzüge des neunten Jahrhunderts an sich und gehören folglich unter die Zahl der ältesten unter allen vorhandenen. Das Wichtigste ihres Inhalts bezieht sich auf das Buch Hiob, auf

Gregor den Theologen, und auf die Lebensgeschichte von Petrus und Paulus. Ein Manuscript, das die 'guten Mönche am liebsten auf Johannes selber zurückbezogen hätten, mochte aus dem zehnten Jahrhundert sein, enthielt Evangelienstücke und war ohne kritischen Werth. Zu meiner Verwunderung fand ich kein einziges Document für den Text der Offenbarung. Von Klassikern sah ich Aristoteles, Porphyrius, Diodorus Siculus, Sophokles, Hippokrates, Libanius, Aristides. Doch ich verweise über diese Bibliothekstudien auf meine genaueren Mittheilungen darüber \* und erwähne nur noch, daß mir während derselben der älteste Mönch des Klosters vorgestellt wurde, der im Begriffe stand das Jahrhundert seines Lebens voll zu machen.

Ein anderes Kloster sahen wir einsam auf einem fernen Hügel stehen. Der Prior und mein Begleiter versicherten mich, daß sich dort keine Manuscripte fänden und daß im ganzen Kloster nur ein einziger Mönch wohne. Aber in der Nähe vom Johanniskloster des Christodulos besucht' ich noch ein Nonnenkloster, das einige vierzig Bewohnerinnen zählte. Ich gestehe, die Manuscripte hatten mir besser gefallen als diese Schwestern. Kaum war ich daselbst eingetreten, so fing die Aebtissin nebst

---

\* Siehe Wiener Jahrb. 1845. Anzeigeblatt für Wissenschaft und Kunst Nr. CX. „Die Bibliothek in Patmos.“

ihren Freundinnen im eigentlichen Sinne des Worts zu betteln an. Daß sie in keiner glänzenden Lage lebten, das sah man allerdings den Räumlichkeiten an.

Wir machten darauf noch zwei andere Besuche, doch nur bei Frauen im temporären Wittwenstande, und gingen sodann zu Herrn Kaligas zurück. Von den vielen Eigenthümlichkeiten der Sitte auf Patmos muß ich mich sogleich über die vielen vereinsamten Frauen daselbst erklären. Diese Frauen hängen nämlich noch fester an ihrem Eilande als die Schweizerinnen an ihren Bergen; sie verheirathen sich sogar häufig ohne dem Gatten in die Fremde zu folgen. Dies geht um so leichter, da die Töchter regelmäßig anstatt der Söhne den elterlichen Haushalt erben. Wie mein Wirth in Syra seine Anstellung hatte und jährlich nur einen oder ein paar Besuche in Patmos machte, so halten's auch viele andere Familien. Trotz dem herrscht die strengste Zucht und neben ihr eine zärtliche Innigkeit. Nach dem Tode des Gatten einen zweiten zu heirathen, das liegt hier außer aller Gewohnheit; die Wittwe trauert um den theuern Heimgegangenen bis an den Tod. So ist auch die Trauer um die Eltern auf drei Jahre ausgedehnt, und nur der Eintritt eines großen Freudenereignisses, wie das der Vermählung, kann diese Zeit kürzen. Die Tracht der Frauen hat neben der hohen Taille, wie ich sie in Deutschland nur aus alten Bildern kennen gelernt, ihre



größte Besonderheit in der Haube. Schubert hat sie eine Grenadiermütze genannt. So hoch ist sie allerdings; sie hat fast die Form eines Hornes und ist zum Theil mit Haaren durchflochten. Was ich über die „Macht“ der Frauen, von der Paulus spricht, auf den Bazar zu Beirut bemerkt habe (S. oben S. 240.) das muß ich vollkommen auch auf die Hauben der Patignotinnen anwenden. Daß übrigens das schöne Geschlecht der Zahl nach auf Patmos überwiege, hab' ich nicht gehört, aber ich find' es sehr wahrscheinlich.

Ein politischer Vorzug, den die Insel vor allen ihren Nachbarn behauptet, besteht darin daß sie keinen türkischen Gouverneur bei sich sieht und von lauter Griechen bevölkert ist. Ich merkte diesen Vorzug beim ersten Schritte ans Land daran — was freilich unerbaulich klingt — daß ich eine Heerde Schweine sah.

Aber meinen Abschied vom Hause meines Wirths muß ich erzählen. Da mein Besuch in die griechischen Fasten fiel, so bestand unsere Mittagstafel nur aus Köstlichkeiten die damit verträglich waren; aber noch eh' ich wieder in mein Schiff einstieg, wurde mir ein gebratenes Huhn von der sorglichen Hausfrau nachgeschickt. Ich hatte des Nachmittags noch manch freundliches Wort mit den beiden schwarzäugigen Schwestern gewechselt, und hatt' es gewiß immer noch freundlicher gedacht als ich's sagen konnte. Als ich Abschied nehmen wollte, ging die Frau

eilig zu einem Blüthenbaume am Hause, brach zwei Zweige und brachte sie mir. Die Blüthen waren sehr schön, aber die Augen der Geberin glänzten noch schöner darüber. Ihre Schwester lief zu einem duftreichen Kräutlein und brachte mir davon einen Strauß. Ich konnte nun nicht anders als gerührt von den beiden lieben Töchtern der Johannisinsel scheiden. Ich dachte an das Lieblingswort des Johannes, das er noch in die Versammlung hineinzurufen pflegte, als er sich dahin tragen lassen mußte: Kindlein, liebet einander. Wer möchte nicht meinen, daß die Patignotinnen dies Abschiedswort ihres Lehrers getreu im Herzen tragen.

Auf dem Rückwege zum Kajik besucht' ich noch die Schule und in ihren Mauern die Grotte des Johannes, die auf gleiche Weise wie die Eliasgrotte auf dem Carmel in eine Kirche verbaut ist. Hier soll der Evangelist während seiner Verbannung nach Patmos gewohnt und das Buch der Offenbarung verfaßt haben. Der obere Theil der Grotte ist vom untern losgerissen. Mein Begleiter erzählte mir, und ich sah ihm die Aufrichtigkeit seines Glaubens an, daß der Fels in dem Augenblicke zersprungen sei wo Johannes die göttliche Offenbarung empfing. Außerdem besitzt und verehrt die Insel noch viele andere Vertlichkeiten, alle geheiligt durch die Erinnerungen an Johannes. Johannes: das ist der Gedanke der Insel. Die Insel gehört ihm, sie ist sein Heiligthum. Die

Steine der Insel predigen ihn und Aller Herzen bewahren ihn.

Des Abends fuhr ich nach Scala nuova zurück. Tags darauf am Nachmittag um Zwei kam ich im Hafen daselbst an; der gütige Consul empfing mich mit der Ehre der aufgezogenen Flagge. Am Sechzehnten Nachmittags erreichten wir Smyrna und zwar, da wir einen andern Weg genommen, ohne Ephesus zum zweiten Male besucht zu haben.

Wie gern denk' ich noch heute, wie gern werd' ich immer zurückdenken an Patmos.

---

### Reise nach Constantinopel.

Ich könnte leicht die Sitte der Orientalen nachahmen, die sobald man's nur wünscht abzureisen versprechen, aber unermüdlich sind dem harrenden Franken zu beweisen daß sie ihre Stunden nicht nach dem Zeiger der Uhr messen. Doch hab' ich die orientalische Sitte nicht gelernt. Ich erzähle daher nichts vom Lazzarismus und seiner Wichtigkeit für Frankreichs Politik im Oriente, nichts vom vortrefflichen Erziehungs Hause der frommen Schwestern am Lazzaristenstifte, nichts von den Alterthümern die man noch immer auf Smyrna's Boden ausgräbt, nichts von

der großen Karavanenbrücke mit dem unendlichen Zuge von Kamelen; ich eile sogleich zum Hafen und steuere ohne Zagen über die hoch aufbrausenden Wogen an den Bord des österreichischen Dampfschiffes. Das Verdeck bot ein seltsames Schauspiel dar, ich weiß nicht soll ich's kriegerisch nennen oder gemüthlich komisch. Es lagerten da vierhundert Mann türkischer Soldaten mit Frauen und Kindern. Durch die zusammengeschobenen Harems muß' ich mir einen Weg zum kleinen Raume des ersten Platzes brechen. Das war interessanter als angenehm. Die vier Schwestern aus Nordamerika, die ich in der Kajüte traf, beklagten sich unverholen über die populären Mittheilungen der türkischen Gesellschaft an unsere Räumlichkeiten. Wir hatten so wenigstens das volle Bewußtsein des Orients mit auf dem Schiffe.

Es war den siebzehnten August Nachmittags um Vier als ich Smyrna verließ. Der Erzbischof von Smyrna reiste mit uns; er ging nach Metelin zur Einweihung einer neuen Kirche. Metelin ist das alte Lesbos, das der Name der Sappho so berühmt gemacht. Leider war's kurz vor Mitternacht als wir dort hielten und den Erzbischof ans Land setzten. Ich warf nur einen flüchtigen Blick auf das bergige Eiland unter der Sterne Schimmer; aber der Augenblick war schön um an Arion, an Alcäus und an die Sappho zu denken, die oft von diesen Bergen

hinein in diese Himmelspracht ihr begeistertes Lied gerufen haben mögen.

Der nächste Morgen weckte mich zu einem großen Feste. Das Land, das ich sehen sollte, wie oft hatt' ich's geträumt in den glücklichen Jahren der Geistesdämmerung. Ich konnte heute dahin mich nicht zurückversetzen ohne herzinnig der braven Lehrer zu gedenken, die einst mich eingeführt in die Dichterhallen der klassischen Vorwelt. Wer dort gewesen wie ich, ruft ihm der Name Homer's nicht Stunden zurück die ihm unvergeßlich sind, weil sie seinem Auge eine Welt geöffnet, reicher und herrlicher als alles was ihn umgab, und doch eine Welt zu der er so schnell ein Herz faßte weil sie ein Herz für ihn hatte? Das Gefilde wo der göttergleiche Achill gezürnt wie ein Held, geweint wie ein Bruder; wo der helmumflatterte Hektor für seine Hausaltäre kämpfend ein Beschirmer fiel: jeder Augenblick brachte mich ihm näher.

Die heilige Lemnos tauchte auf aus der blauen Tiefe im Westen; Tenedos hielt uns, dicht zu unserer Linken, feste Mauern auf ihren Sandhügeln entgegen. Nach Nordwesten hinauf lag die rauh hinstarrende Imbros; hinter ihr herrschten, in den Lüften hoch, von Wolken umfränzt, die Felsenspitzen von Samothrake, gleich als wären sie heute noch mit den Geheimnissen des Orpheus betraut, oder als hätte Poseidon dort noch immer seinen Sitz, mit dem Auge herüberstaunend auf den Kampf und

die Waffenentscheidung. Jetzt näherten wir uns, dem Kap von Troja mit dem Grabhügel des Peneleus; gleich vorher sahen wir den Strom des Scamandros, den schön hinwallenden, aus seinem jetzigen Bette ins Meer ausmünden. Noch wenige Minuten, da hatten wir im Angesichte das blumige Feld des Scamandros, wo die Helden wie lobernde Flammen des Feuers gekämpft. Wir kamen ans sigäische Vorgebirge, wo Minervens Tempel gestanden; gleich darauf grüßten wir nah' am Gestade zwei Grabeshügel: wir waren am Meerstrand, dort wo Achilles auferkor dem Patroklos das ragende Grab und sich selber. Des Dichters prophetisches Wort ist erfüllt; denn zur Schau steht es heute noch Allen die jetzt mitleben und die sein werden in Zukunft. Mit dem Grabe Achill's hatt' ich im Geiste Alexander vor Augen, wie er hier aus dem Schiffe ans Land sprang und drei Mal nackt mit seinen Freunden das Grab umwandelte und salbte und krönte. Gib mir die Leier Achill's, rief er darauf aus, als ihm die Leier des Paris gebracht wurde. Das Grab des hochherzigen Hektor ist hier nicht sichtbar; aber des Patroklos Hügel ist es, um den sein Leichnam drei Mal von Achill geschleift wurde.

Von diesen Gräbern hinweg sahen wir rechts und links auf den vorspringenden Spitzen von Europa und von Asien zwei jüngere Schöpfungen, die beiden Bergschlösser, gerüstet mit ihren finstern Schrecknissen. So

hat sich aus jenen gefeierten Heldenarmen die Gewalt des Dämon in diese Cyclopenschlünde geflüchtet, mit deren riesigen Feuerfugeln sich's schwer mag fechten lassen.

Dicht neben dem asiatischen Schlosse mündet jetzt der Simois aus; unfern von ihm im Norden erhebt sich das rhötische Vorgebirge, und dort ist's wo der strahlende Aias liegt, der Held wie der Kriegsgott. Hinter seinem Grabe ruht das Thal Thymbra, wo die stolzen Mysier, die phrygischen Reiter und andere Völker lagerten. Im Osten davon ließen sich leicht die schönen Hügel (Kalliolone) erkennen, wo Phoibos saß mit Artemis und Aphrodite.

Gerade da wo sich die beiden Welten, Asia und Europa, die eiserne Hand, mit Unglück gefüllt, entgegenstrecken, gerade da hat man den vollen Schauplatz Homer's vor Augen; rechts das sigäische Vorgebirge, links das rhötische; zwischen beiden hatten die griechischen Fürsten und Völker ihre Schiffe und ihre Zelte. Links auf den Hügeln saßen die Schutzgötter der Griechen; rechts auf der Herkulesmauer die der Trojaner; dazwischen liegt, vom Scamandros und Simois umschlossen, das mit so viel tapferem Blute getränkte Schlachtfeld, und gleich hinter ihm thronte die hohe Pergamos selber, von der das skäische Thor mit der Zeusbuche so oft des Hektors fliegende Rosse zum Streit entsandte. Ueber der Beste,

ein wenig nach Norden hinauf, ragt der Ida mit seinem heiligen Gipfel, wo Zeus voll Zorn in seinem Donnerwolke saß, aber auch seine lilienarmige Here, mit dem Gürtel der Liebe geschmückt, in der goldenen Wolke empfang.

Die türkischen Baulichkeiten, die jetzt da und dort aus dem ewig denkwürdigen Gefilde hervortreten, wie das Dorf Burnabaschi, fast auf dem ehemaligen Standpunkte Ilioms, würde man sehr gern vermissen. Es wiederholt sich hier jene Ironie des Schicksals, die im Oriente so thätig gewesen. Bei Achill's Grab hat sich ein Türke sein Cypressengrabmal errichtet; vielleicht einer der erbärmlichen Paschas, denen die Vorzeit nichts als ein wesenloser Schatten ist. Aber der Boden, treuer als die Menschen die über ihn wandeln, bewahrt der Merzeichen so viele, die ihm kein Vandale, vom Norden oder vom Süden, hat rauben können. Sind auch selbst die Gräber erbrochen worden, wo der Helden edle Asche ruht: die Gräber stehen noch und reden noch immer zu den spät geborenen Menschen. Und hat auch der Zweifel das klassische Alterthum so gut vergiftet wie das christliche: der Glaube hält nur um so treuer an seinen Kleinoden fest.

Nur langsam steuerten wir vorüber dieses Jerusalem Griechenlands und der Verehrer der griechischen Muse. Lange noch stieg unseres Dampfes Säule nach Südosten



zurück, ein Opferrauch für die theueren Gräber; aber in die traurigen Worte der Seherin, die ihr nach des vaterländischen Dichters Auge, der Rauch der Heimath in die Seele gab, mischten wir andere Worte, die fröhlicher lauteten und glücklicher.

Die vielen Consularflaggen, die uns bei der Einfahrt in die Dardanellen vom asiatischen Ufer entgegenflatterten, sagten uns daß wir in die stolze Feste des barbarischen Fremblings nicht ohne den Schutz heimathlich befreundeter Mächte einzogen. Aber das barbarisch Fremde vergaß sich ohnedem leicht; denn unsere Meerstraße hat die Weltgeschichte reich mit Erinnerungen bepflanzt, mit denen den Wanderer aus dem Westen die frühesten Jahre des Studiums vertraut gemacht. Wie oft hat diese Fluth, seitdem Helle vom goldenen Widder in ihre Tiefe stürzte, auf ihrem Rücken die Männer getragen, in deren Hand das Glück und Unglück ganzer Völker, ganzer Zeiten ruhte.

Wir fuhren bei Nogara Burnu vorüber, wo sich Asien und Europa am nächsten rücken. Eben da, Sestos in Thrazien gegenüber, hat Abydos, das alte Felsenschloß gestanden, wo einst Herres die empörten Bogen peitschen ließ. Aber zum Kriegslärm des übermüthigen Persers klingt freundlich versöhnend das Lied der Liebe von Hero und Leander. Denn „Dort auf Sestos Felsenthurme Saß die Jungfrau, einsam grauend, Nach Abydos Küste

schauend, Wo der Heißgeliebte wohnt." Während zur Erinnerung an den feindlichen Krieger Perres das Gepräge des Chersonesos stimmt, der auf seinen rauhen steilen Felsen auch noch Mauerreste von den Burgen des Miltiades tragen soll, stimmt schön zu den Klängen der Liebe die asiatische Küste, mit ihren lachenden Rebeshügeln, ihren Feigengärten, ihren Lorbeerhainen.

Zwei neue Gegensätze bieten Lampsakı und Gallipoli. Lampsakı auf der asiatischen Seite erinnert mit seinen dürftigen Hütten kaum noch an seinen ehemaligen Glanz, obschon es seine Dürftigkeit in eine seltene Pracht und Fülle der Natur einhüllt; Gallipoli hingegen auf der europäischen Seite hat aus den stürmischen und unglücklichen Tagen die es heimgesucht eine neue Jugend davon getragen; mit vielfarbigem Putze bekleidet es seine alten Felsenwände.

Als wir aus der Dardanellenstraße ins Meer von Marmara traten, war die Sonne ihrem Abschied nahe; aber noch glänzten ihre Strahlen auf dem Schnee des Olympos im fernen Osten. Cyzikus, von Alexander zur Halbinsel geschaffen, streckte sich im Südosten weit hervor. Aber von den Argonauten hinweg, die auf Cyzikus der Cybele einst einen Tempel gegründet, dacht' ich an Nicäa hinterm Olymp und ans bedeutungsvolle Schicksal dieser Stadt. Dort gab Diokletian die Befehle, die den christlichen Namen von der Erde vertilgen sollten, und dort

hielt, nur zwanzig Jahre später, die siegreich über die Erde verbreitete Kirche ihr erstes großes Concil.

Am Morgen des Neunzehnten waren wir vor Constantinopel. Als ich aus Verdeck stieg, fuhren wir beim lieblichen Griechendorfe San Stefano vorüber. Da lag schon wie ein glänzendes Traumgebilde die Siebenhügelstadt vor uns; je näher wir ihr traten, um so reicher, um so prächtiger entfaltete sie sich. Constantinopel ist ein Wunderwerk; Himmel, Erd' und Meer haben es geschaffen, und die Kunst hat dazu eine glückliche Hand geboten. Was vor Allem den Ankömmling fesselt, weiß ich nicht; aber Alles fesselt ihn. Constantinopel ist das Auge Europa's; es ist als hätten sich alle Herrlichkeiten des Welttheils zusammengedrängt, um aus diesem Auge zu sprechen.

Auf sieben Hügeln liegt die Stadt, gleichwie Roma, ihre einstige Nebenbuhlerin; aber diese Hügel erscheinen zunächst wie ein einziger Berg, worauf alle Bilder in theatralischem Lichte stehen. Das Ganze bildet einen unendlich reichen Strauß mit lebendigem Farbenspiel, wengleich das Roth, die Farbe des Türken, sichtlich vorherrscht. Zahllose Thürme und Minarets, schlank und zierlich, steigen über die Häuser und Paläste empor; sie heben den Ausdruck der kühngewölbten Kuppeln, von deren Kronen der goldene Halbmond weit in die Ferne glänzt. Cypressen, Platanen, Terebinthen und andere

Laubeskronen grüßen da und dort heraus; nahe am Ufer, hinter dem Mauergürtel, der Stadt und Meer scheidet, grünt und duftet der Garten des großherrlichen Serai's. Leicht erkennt selbst der ankommende Fremdling neben anderen großartigen Moscheen diejenige, auf die er sich so lange gefreut hat, die Aja Sofia, deren riesiger Halbmond mit seinem Goldschimmer sogar vom Olymp aus gesehen werden soll. Auch eine düster hervorstarrende Säule erkannt' ich; es war die sogenannte „verbrannte Säule,“ die wie ein Schlachtbote aus unglücklichen Tagen übrig geblieben ist und mitten in die glückliche Gegenwart ihren Schmerz, ihre Trauer hineinruft.

Wir stehen an der Spitze des kaiserlich prangenden Serai's, da wo der Marmorkiosk nach drei Seiten ins Meer schaut. Nordöstlich zieht sich der Bosphorus mit dem fröhlichen Schmucke seiner Ufer hin; nordwestlich breiten sich, von Höhen begrenzt, Galata, Pera und die andern Vorstädte aus, die von Constantinopel nur durch einen schmalen Meeresarm, „das goldene Horn,“ getrennt sind. Südöstlich, gerade im Angesicht der Serai'sspitze, liegt Scutari mit dem größten aller Todtengärten, von dessen hohen Cypressenhainen ein feierliches Memento mori ins Lustgewühl des Edenparadieses herüberschallt. Auf einer Klippe vor Scutari steht seltsam über dem Wasser, wie ein Bote Asiens an Europa, Kis Kullessi oder der Leanderthurm. Die blauen Wogen zu

unsern Füßen waren still; sie waren nur vom Spiele der menschenfreundlichen Delphine bewegt und umflattert von silbernen Möven. Aber der Hafen, das goldene Horn, brachte uns vor Augen Tausende fliegender Gondeln, mit schmucken Gondolieren besetzt, die ununterbrochen zwischen Galata und Constantinopel kreuzen. An den Seiten sowie im Hintergrunde des Hafens rasteten Segel- und Dampfschiffe mit vielfarbigen Flaggen: eine Fülle, worin sich der Blick verlor. Ueber dem Allen endlich wölbte sich ein Himmel mit dunkler Bläue und heiterer Klarheit, worin sich's ausruhte von dem unendlichen Schaugenuß.

Italien hat des Herrlichen und Entzückenden viel; wer wüßte nicht was Göthe von Neapel sagt. Aber ein gleich großartiges und gleich prächtiges Panorama, wie es Constantinopel bietet, bietet selbst die bella Italia nirgends. Schiller sagt vom Sänger, „er breite es lustig und glänzend aus das zusammengefaltete Leben; er drücke ein Bild des unendlichen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.“ Darnach ist Constantinopel der größte Dichter, oder es ist selber das größte Gedicht; denn es ist auf einen einzigen Blick vom unendlichen All das glänzendste, farbenreichste Bild.

Ich habe Constantinopel nicht schildern wollen, um zu sagen: Sieh, das ist Constantinopel; ich habe nur den empfangenen Eindruck darzustellen versucht so gut

ich's kann. Eine Schilderung von Constantinopel zu übertreiben, das wäre wenigstens für den Abendländer schwer; jedes Bild, hab' es der Pinsel oder die Feder gemalt, wird es nur andeuten können.

### Ein Ritt durch Constantinopel.

Den fünften September widmete ich dem Besuche von alten und neuen Herrlichkeiten Constantinopels. Ein Ferman des Sultans lag vor, der den christlichen Augen die fremden Heiligthümer zugänglich machte. Ich half eine stattliche Karavane bilden, die, unter der Anführung eines bevollmächtigten türkischen Offiziers, zu Pferde und zu Wagen die sieben Hügel bereifte, um da zu schauen und zu bewundern. Von diesem Ritte theil' ich nur einige Beobachtungen mit; eine Hand von der Partei der gelehrten Ausführlichkeit könnte leicht ein Buch damit füllen.

Ein Hauptziel unserer Wanderung waren die vier merkwürdigsten Moscheen, vor Allem die Aja Sofia. Ueberraschen kann sie bei allem Reichthume und aller Pracht nicht leicht; denn wer sollte nicht Wunderdinge von dem Tempel erwarten, dessen Einweihung vom dritten seiner kaiserlichen Schöpfer, Justinian, mit Recht

unter den Worten begangen wurde: Ich hab' dich besiegt, Salomo. Haben doch die Engel selber den Bau betrieben und die Heiligen mit der Kraft ihrer Reliquien geholfen. Wenige Tage bevor ich die Aja Sofia sah, war ich davon Zeuge gewesen, wie der Mund eines Deutschen von Bewundrung derselben überfloß; auf mich selber hat die Peterskirche in Rom einen größern Eindruck gemacht. Doch mag der vielfache türkische Puz an schwebenden Straußeneiern und Lampen, sowie die schreienden Farben, die sich da und dort hervordrängen, davon die Schuld tragen. Immer von Neuem zog das Auge die kühne Wölbung des Doms an, die ihres Gleichen nicht hat. Unter den hundert und sieben Säulen der Moschee sind die schönsten acht Porphyrsäulen mit Gesimse und Fußgestelle von weißem Marmor, aus dem berühmten Sonnentempel zu Baalbeck, sowie acht Serpentinssäulen von prächtigem Grün, aus dem Dianentempel zu Ephesus. Die alte Mosaik in Goldglas an Gewölben und an den Wänden ist nur an Ueberbleibseln erkenntlich; dagegen schauen noch von den vier Ecken des Doms vier geflügelte Seraphim herab, deren großen dunklen Gestalten der geisterhafte Effekt nicht abgeht. Seine eigenen Geister hat der Prophetenglaube in Sprüchen des Korans an Wände und Kuppel gemalt, und zwar mit goldenen Lettern von den riesenhaftesten Umrissen.

Wenn ich den Eindruck von St. Peter über den der Aja Sofia stellte, so muß ich freilich von der Vergangenheit absehen, die aus den Räumen des alten Tempels der ewigen Weisheit spricht. Je länger ich unter seinen Säulen wandelte, um so großartiger standen sie vor mir, mocht' ich des Constantin oder des Chrysostomus, der feierlichen Synoden oder der Kaisertrumphe, der Freudenfeste oder der Gräuelszenen gedenken, die sie erlebt haben. Manch inhaltsschweres Blatt der Weltgeschichte hält diese Säulen umwunden. Dennoch hat man zu den historischen Erinnerungen noch viele fromme Sagen gesellt, um diese Räume noch reicher, noch heiliger zu machen. Am merkwürdigsten darunter ist, wenn auch nicht am glücklichsten, daß man einen ausgehöhlten rothen Marmorblock als die Wiege des Heilands verehrt.

Abschied von der Aja Sofia nahm ich beim alten Glockenthurme, der an seinem Haupteingange steht. Man sieht ihm seine Wehmuth an. Unter seinem Fuße rieselt ein Strom hellen Wassers hervor; gebe Gott, daß bald ein Strom besseren Wassers daneben riesele, der dem stummen Peter seine Zunge wieder schenke.

Am nächsten verwandt in der Anlage des Baues ist der Aja Sofia die Suleimanije; nur übertrifft die letztere an Regelmäßigkeit die erstere; sie ist eins der vollendetsten sarazenischen Baudenkmale. Hier traf ich auch vier Geschwister von jenen colossalen Säulen rothen



Granits, die in der Moschee zu Ephesus noch jetzt als Erinnerungen an den Wundertempel der Diana prangen. Diese Säulen stehen sich hier paarweise zwischen den Pfeilern des Doms gegenüber und tragen zwei Gallerien. Selbst die Aja Sofia hat keine Säule von so außerordentlichem Umfange. Die eine derselben trug ehemals eine Venusstatue, genannt die Jungfrauschaftprüfende. Uebrigens sucht die Suleimaniye mit der Aja Sofia auch am Luxus der Koransprüche in den größten und kunstreichsten Zügen zu wetteifern.

In der Moschee Bajasid's bewunderte ich die vielen schönen schwächtigen Säulen, theils von Granit, theils von Jaspis, theils von Verde antico, die jedenfalls aus der Schatzkammer des Alterthums stammen. Diese Moschee hat das Privilegium, die Gläubigen mit Gebetskompassen zu versehen, die ihnen immer die rechte Stellung beim Gebet, nämlich die Richtung nach Mekka, angeben. Ein vortheilhaftes Institut.

Auf den Effekt des Ungeheuern hat es die Achmedije abgesehen, mit ihrem Dome von neun Kuppeln, mit ihren sechs Minarets, mit ihren vier zu einem unvergleichlichen Umfange gemauerten Säulen, mit ihren zwei Riesenleuchtern. Doch besitzt sie auch ein seltenes Kunstwerk an ihrer marmornen Kanzel für den Freitagsredner, und die ihr von Fürsten und Großen des Reichs gewordenen Weihgeschenke blenden durch ihre Kostbarkeit.

Die Achmedije ist der Schauplatz der feierlichsten Staatsceremonien; auch zieht von ihr alljährlich die große Karavane der Mekkapilger aus; deshalb ist auch in ihren Räumen das heilige Kaabakleid aufgehangen, das diese Karavane als Geschenk von Mekka heimbringt.

Alle diese Moscheen enthalten zugleich die Grabmäler ihrer Stifter theils innerhalb theils außerhalb der gottesdienstlichen Räume. Darunter gibt es eben so ehrwürdige als pomphafte Schaustücke. Wir besuchten aber auch die besondere Grabkapelle Mahmud's II., deren prachtvolle Sammtteppiche und kunstvolle Schrifttafeln alle andern übertreffen. Die Andächtigen, die wir überall vorfanden, hatten für unser Auge nichts sehr Angemessenes; am wenigsten diejenigen die schlafend auf den Marmorsfußböden herumlagen. Es mögen wohl die Türken noch mehr als wir glauben, daß Gott seinen Lieblingen schlafend die strotzenden Erntefelder bescheere.

Von den beiden Serai's, dem alten und dem neuen, läßt sich schwer in wenig Worten berichten; das neue namentlich bildet mehr eine Stadt als ein Haus; es hat eine Stunde im Umfange. Unter den Gemächern, die wir sahen war eins, dessen Wände in lauter großen Spiegeln bestanden. Auch Stühle fielen mir auf, so zierlich und so kostbar wie in den Residenzzimmern abendländischer Fürsten. In einem Glasschranke blitzten Waffen im reichsten Diamantenschmucke; ihm gegenüber stand

eine Handbibliothek des Sultans die mit prachtvollen Einbänden strahlte. Was aber diese kaiserlichen Wohnungen am reizendsten macht, das ist ihre Aussicht aufs Meer; die vom Marmoralaste an der Serai'sspitze, mit dem Blicke auf den Bosporos, die Propontis und das goldene Horn zugleich, muß zur rechten Stunde entzückender sein als alle Schauspiele die nur der Sultan hat.

Doch aus den Prunkgemächern und duftenden Gärten des Serai's eil' ich noch einmal zurück ins alte Byzanz, wohin uns unser Ritt zu den Moscheen auch außerhalb des Sophientempels wiederholt versetzte. Freilich nichts als wenige Säulentrümmer sind's die der heutigen Stadt Constantins von dem Kunstreichthume geblieben sind, den der ehemaligen das Morgenland und das Abendland bald mit williger bald mit zögernder Hand dargeboten hatten, gleich als sollten die Musen nirgends als am Bosporos heimisch bleiben.

Wir stehen auf dem berühmten Hippodrom oder At Meidan, im Angesichte der Moschee Achmed's, deren Grund und Boden einst selber zum Hippodrom gehörte. Seine Anlegung reicht über die Zeit Constantin's hinaus, aber erst unter ihm fand, am Stiftungstage der Stadt, das erste der großen Wettrennen statt, von denen der Platz seinen Namen führt. Seitdem blieb er der Schauplatz dieser sinnreichen und in ihren Folgen für den

gesamnten Staat so bedeutungsvollen Nationalspiele. Er war's aber zugleich wo die ausgezeichnetsten Statuen von Athen und Rom, von den Inseln des Archipels und den Städten Kleinasiens wie zu einem Triumphfeste der Kunst versammelt standen.

Von dem was vergangen ist ragte über Alles hervor jener Herkules Trihesperus, der sogar als Sternbild an den Himmel versetzt wurde. Daß derselbe erst unter Balduin und Dandalo der Barbarei zum Opfer fiel, indem er zu Kupfergeld umgeschmolzen wurde, das stimmt schlecht zu den Vorwürfen die wir den Barbaren des Ostens zu machen pflegen. Was bis heute von Allem noch geblieben ist, das ist Dreierlei. Das Erste ist ein egyptischer Granitobelisk, der seinen Weg hieher über Athen genommen hat, und außer den Hieroglyphen auf allen vier Seiten einen Lobspruch des Kaisers Theodosius auf seinem Fußgestelle enthält. Das Zweite ist ein viereckiger Säulenkolos, einst mit vergoldeten Erzplatten belegt und, wenigstens dem Texte der Inschrift nach, mit dem Kolosse zu Rhodos vergleichbar. Jetzt steht er nur noch als ein nacktes, Brand und Plünderung flagendes Skelett und läßt einen baldigen Einsturz fürchten. Das Dritte ist eine kurze eherne Säule in der Form eines dreifachen Schlangengewindes, die einst drei Köpfe hatte und ursprünglich den delphischen Dreifuß des Apoll getragen haben soll. Von den drei Köpfen schlug den einen

Mohammed II. auf einen einzigen Schlag ab; die beiden andern wurden später des Nachts entwendet.

Außerdem hat der Hippodrom noch zwei Nachbarn die gesehen sein wollen. Der eine ist die alte Cisterne des Senators Philorenos, hyperbolisch genannt „die tausend und eine Säule.“ Sie besteht aus drei unterirdischen Stockwerken mit fast siebenhundert Säulen. Erhalten sind sie noch alle, obwohl der größere Theil derselben in Schlamm-erde begraben liegt. Das obere Stockwerk dient jetzt zu einer Seidenspinnerei. Den andern Nachbar des Hippodrom hab' ich bereits bei meiner Ankunft vor Constantinopel genannt; es ist jene sogenannte verbrannte Säule. Ehedem war sie die prächtige, mit goldenen Kränzen umwundene Porphyrsäule Constantin's, auf deren Scheitel derselbe eine Statue des Phidias, den Apoll mit Blitzen ums Haupt, gesetzt hatte, indem er aus dem Apoll sich selber machte und die Inschrift dazufügte: „Dem Constantin der wie die Sonne glänzt.“ Als die Statue nebst den drei obersten der acht Stücke, aus denen die hochragende Säule bestand, vom Blitze zu Boden geworfen worden war, trat an ihre Stelle ein großes goldenes Kreuz. Aber jetzt steht eben nur noch eine traurige, mit eisernen Ringen zusammengehaltene Säule, die von den vielen überstandenen Feuersbrünsten den Namen der verbrannten Säule empfangen hat. Doch birgt sie das seltenste Kleinod, vielleicht noch

unverlezt, in ihrer Grundlage, nämlich das aus des Pelops Gebeinen gefertigte Palladium, das Constantin aus der alten Roma in die neue Kaiserresidenz verpflanz hat.

Gält' es dem heutigen Ritte durch Constantinopel noch eine Krone aufzusetzen, so dürften wir den Serasfierthurm oder den Thurm der Feuerwache beim alten Serai nicht unerstiegen lassen, der in der That wie ein Adler über Stadt, Meer und Umgegend schwebt und des Dichters Vergleich mit dem Neste des Paradiesvogels auch dadurch rechtfertigt, daß er ein Paradies zu seinen Füßen ausbreitet. Doch will ich durch keine Schilderung dessen was ich hier sah der Phantasie das freie Spiel beschränken; nur nenn' ich ihren äußersten Ruhepunkt im Südosten, der kein anderer ist als der Schneegipfel des bithynischen Olymps.

---

## Die Bibliotheken. Die Patriarchen. Die Prinzen- inseln.

Daß sich sowohl in als um Constantinopel noch bis auf diesen Tag kostbare griechische Handschriften verbergen, ist eine alte und vielverbreitete Meinung. Hauptsächlich ist es das großherrliche Serai wo der Schatz zu heben sein soll. Es hat in der That eine seltsame Bewandniß mit dieser geheimen Seraibibliothek. Als die gelehrte Mission des Papstes Nicolaus ums Jahr der Einnahme Constantinopels das hebräische Urevangelium des Matthäus vergebens aufgesucht und somit des Preises von fünftausend Scudi verfehlt hatte, hinterbrachte sie nach Rom die Auskunft, dasselbe sei in die Schätze des Serai's gerathen. Dazu kam fast gleichzeitig des berühmten Laskaris Versicherung, daß er in der kaiserlichen Bibliothek zu Constantinopel das Geschichtswerk Diodor's von Sizilien in aller Vollständigkeit gesehen habe. Neuere Nachforschungen oder vielmehr Schritte zu Nachforschungen geschahen wiederholt. Im siebzehnten Jahrhundert wollte man auf die Versicherung eines italienischen Reisenden hin die verlorenen Bücher des Titus Livius aus dem Serai holen und die dafür von Florenz und von Venedig gebotenen großen Summen verdienen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hielt sich ein

italiänischer Geistlicher der Serai's manuscripte halber lange zu Constantinopel auf. Endlich gelang es ihm auch, wie er angibt, durch die Hand eines jungen Helfers zur Untersuchung derselben zu gelangen, und er fertigte einen Katalog davon. Ich sah diesen Katalog als eine Seltenheit zu Mailand; allein demzufolge hat sich kein einziges griechisches Manuscript unter einer Masse orientalischer vorgefunden; es blieb also das Geheimniß von den verborgenen Kisten griechischer Dokumente dunkel wie zuvor. Unter verschiedenen andern Angaben, die gewisse Manuscripte, wie die biblischen, sogar der Zahl nach bestimmen, steht aber auch die eines französischen Abbé da, der um das Jahr 1728. zur Auffindung griechischer Handschriften von seiner Regierung in den Orient gesandt worden ist, nämlich die daß die Manuscripte des Serai's sämmtlich unter Amurat III. verbrannt worden seien. Wenn ich recht unterrichtet worden bin, so geschah unlängst durch einen deutschen Maler, der die Gunst des Sultans besaß, an denselben eine Wunschäußerung im Betreff der vermeintlich im Serai verborgenen literarischen Urkunden. Der Sultan soll entgegnet haben, er glaube nicht daß deren vorhanden seien, doch wolle er selber nachsehen lassen. Natürlich geschah weiter nichts.

Mit dem Glauben an verborgene Schätze überhaupt ist heutzutage in Deutschland auch der Glaube an den in



Frage stehenden Schatz gesunken; allein das Unglaubliche wird im Oriente oftmals wahr. Wer möchte es nicht unglaublich finden, daß es vermauerte Bibliotheken gebe? Dennoch ist die vermauerte Bibliothek zu Cairo, von der ich oben Bericht gegeben \*, eine Thatsache. Eben so hat das griechische Bibelfragment, das ich so glücklich war aufzufinden und heimzubringen, und das meines Grachtens von keinem der vorhandenen griechischen Pergamenthandschriften an Alter übertroffen wird \*\*, gar viele überrascht, die meine frühern Hoffnungen auf ähnliche Entdeckungen zu den gutmüthigen Schwärmereien gezählt hatten. So bleibt mir, Alles zusammengenommen, immer noch die Wahrscheinlichkeit, daß das großherrliche Serai in der That alte und kostbare griechische Handschriften verbirgt, obschon über deren Inhalt ein völliges Dunkel ruht. Ich sprach darüber auch den gelehrten Patriarchen Constantios; (siehe nachher;) er bestärkte mich in meiner Ansicht und bestätigte damit was er

---

\* Siehe 1. Band S. 79 ff.

\*\* Ich habe ausführlicher davon Nachricht gegeben in den Wiener Jahrbh. 1845. Bd. II. und Bd. IV. Anzeige-Blatt für Wissenschaft und Kunst. Es wird von diesem Manuscripte, das ich nach dem Namen Sr. Majestät des Königs von Sachsen Codex Friderico-Augustus benennen durfte und zum Eigenthume der Universitätsbibliothek in Leipzig gemacht habe, zu Ostern dieses Jahres ein prachtvoller und zugleich diplomatisch treuer Abdruck in gr. Folio erscheinen.

bereits vor zwanzig Jahren in seinem griechischen Werke über das alte und neue Constantinopel ausgesprochen hatte. Zum Beweise daß überhaupt unbekannte christliche Schätze von den Tagen der Einnahme her in Constantinopel verborgen liegen, führt derselbe an daß im Jahre 1680. plötzlich eine goldene Kapsel, enthaltend die Hand Johannis des Täufers und überschrieben: „Die Hand welche Christum getauft hat,“ zum Vorscheine kam und von Suleiman II. den Johannisrittern zu Malta geschenkt wurde, von denen sie im Jahre 1799. an den russischen Kaiser Paul I. kam. Was aber die fraglichen Manuscripte betrifft, so wird sie vor der Hand wohl kein diplomatischer Schritt zu Tage fördern; eher könnte jene Waffe die blendender als scharf ist einen Zugang gewinnen. Der Hauptfeind der diesen Zugang hütet, ich fürchte nicht mich zu täuschen, das ist der türkische Fanatismus, der leicht glauben mag daß jene alten Manuscripte, zumal theologische, christliche Talismane verbergen, die den Islam wer weiß in welche Gefahr stürzen könnten. Aber in Sachen des Glaubens und in allem, was mit ihm verwandt, ist die Pforte so unwandelbar wie der Vatikan.

Ich wünschte dem gegenwärtigen griechischen Patriarchen von Constantinopel meine Aufwartung zu machen. Ein doppeltes Anliegen delikater Natur und für meine

Forschungen von großer Wichtigkeit ließ mich wünschen, bei ihm durch denjenigen Diplomaten eingeführt zu werden, dessen Einfluß auf ihn der kirchlichen Verwandtschaft halber nicht zweifelhaft ist. Die mir sehr gütig angebotene Vermittlung hatte jedoch eine Seite die mich in meiner Berechnung störte, während Vermittlungen durch andere Diplomaten, an die ich aufs Beste empfohlen war, an und für sich, bei der engen Beziehung der Politik zur Kirche in Constantinopel, meinem besondern Zwecke nicht eben günstig schienen. Ich ging deshalb ohne Weiteres mit meinem griechischen Dragoman aufs Patriarchat und versuchte allein was ich konnte. Der Patriarch nahm mich aufs Freundlichste auf; ich traf in ihm einen Mann von angenehmen und wohlwollenden Zügen und zugleich, wie's mir schien, von mehr Offenheit als ich bei den meisten griechischen Geistlichen im Oriente gefunden hatte. Ich erzählte ihm von meinem Besuche auf dem Sinai und theilte ihm drei artige neugriechische Gedichte mit, die der dortige Bibliothekar an mich gerichtet. Er las sie mit sichtlichem Interesse. Später erfuhr ich daß gerade er es war, der den gelehrten und geistvollen Verfasser derselben vom Athos auf den Sinai ins Exil geschickt hatte. Auf meine Frage, ob er keine Aufträge für Athen habe, entgegnete er daß es so gut als keine Beziehungen zwischen ihm und Griechenland gebe. Ich sah, daß ihn

die Frage fast unangenehm berührt hatte; freilich ist die Wunde noch frisch genug, die jene Verfügungen von Seiten der griechischen Regierung über den heiligen Synodus und die Ehescheidung dem Patriarchate der orientalischen Griechen geschlagen haben. Der Patriarch mochte wohl mit Recht die Förderung des griechischen Königthums auf Kosten der griechischen Kirche noch bedenklicher finden als jeder Fernstehende. Ich theilte ihm darauf meine manuscriptlichen Angelegenheiten mit. So weit ich es that, nahm er sie gütig auf. Eine eigene Bibliothek besitzt er nicht; dagegen bot er mir an, mich sogleich in die Bibliothek des Patriarchen von Jerusalem begleiten zu lassen. Vom räthselhaften Sinaievangelium in Goldschrift, das mich so sehr behelligt hatte und, nach Angabe des Cairiner Bischofs, behufs einer Abschrift nach Constantinopel gelangt sein sollte\*, wußte er durchaus nichts; er wies mich aber deshalb an seinen abgesetzten Vorgänger Constantios, der als Erzbischof vom Sinai mit der Sache bekannt sein mußte. Ich ging nun zunächst mit der mir angebotenen Empfehlung zum Patriarchen von Jerusalem. Nur der Bischof war zu Hause, ein Mann von viel geistiger Regsamkeit und nicht ohne Kenntnisse. Wir durchmusterten zusammen den Katalog der Bibliothek; nur fehlten darin gerade die Manu-

---

\* Siehe Bd. I. S. 240 und 241.

scripte. Darauf ließ er mich die Bibliothek selbst untersuchen und stellte mir frei, von den dortigen Manuscripten Gebrauch zu machen. Die Zahl derselben belief sich auf dreißig; sie waren jedoch sämmtlich ohne besonderes Interesse, mit Ausnahme eines Palimpsesten, der sich auf Mathematik bezog.

Einige Tage später unternahm ich einen Ausflug auf die Prinzeninseln, diese seit dem Alterthume so berühmten Zufluchtsstätten für Verbannte, die hier Purpur und Seide mit den Gewändern des Glends vertauschten. Jetzt befinden sich dort die beiden abgesetzten Patriarchen Gregorios und Constantios. Mein Besuch daselbst galt mehr den Klosterbibliotheken als den alten Erinnerungen dieser Inseln, oder der reizenden Landschaft die zwei derselben, Chalki und Prinkipos, zu sehr glücklichen Eilanden machen.

Am Sonnabende Nachmittags um Vier brachte mich ein Dampfschiff nach Chalki. Ich hatte einen freundlichen Begleiter, der mich gastlich in sein armenisches Haus aufnahm, das freilich einen sonderlichen Vorhof zu meinen Klosterstudien bildete. Es hausten darin sechs Armenierinnen, eine Mutter und fünf Töchter, von denen schwer zu sagen war welche das gefährlichste Feuer in ihren dunklen Augen umhertrug. Doch bin ich nicht

zum ersten Male mit heiler Haut durch Feuergefährten gewandelt.

Der Patriarch Gregorios wohnte in unserer Nähe; ich meldete mich sogleich bei ihm an, in der Meinung daß er Constantios der Erzbischof vom Sinai sei. Als ich bereits in seinem schmucken Afle aufgenommen war, merkt' ich meinen Irrthum. Allein Gregorios ist ein Mann von vollendeter Artigkeit; trotz dem daß er meinen Irrthum wußte, hatte er die gütigsten Formen für meinen Besuch. Uebrigens verrieth der Luxus, den er um sich hatte, nichts weniger als einen Verbannten; auch ließ er eben auf seiner Insel eine stattliche Kirche bauen.

Am nächsten Morgen fuhren wir in einer Barke nach Antigone. Es war ein lieblicher Sonntagsmorgen; die Fahrt durch die stille See, mitten in der Inselgruppe, war um so reizender da unzählige Delphine um uns auftauchten und mehrmals fröhlich um unsere Barke tanzten. Antigone hieß ehemals Panormos von einem Schlosse, das durch eine weibliche zweiköpfige Statue auf seinem nördlichen Thore berühmt geworden. Diese Statue hatte sich in einer ringsum wüthenden Feuersbrunst unversehrt erhalten und die Flammen bis auf eine gewisse Entfernung von sich abgewehrt; weshalb sie später als Wunderbild von Chosroes nach Persien gebracht wurde. Die traurigste Erinnerung hat dieser Insel der heilige Methodios hinterlassen, der einst hier nach erlittenen Folter-

qualen mit zwei Räubern in einer Grabhöhle gefangen faß und die Leiche des einen Räubers neben sich verwesen lassen mußte, bis er nach sieben Jahren aus dem Kerker auf den Stuhl des Patriarchen stieg. Der jetzt nach Antigone verwiesene Constantios, den ich am frühen Morgen besuchte, langweilt sich zwar auch in seiner Einsamkeit; doch sonst hat er nichts von den Leiden seines Vorgängers. Uebrigens ist er ein Gelehrter; er hat sich als solcher bereits vor zwanzig Jahren durch seine Schrift über das alte und neue Constantinopel bekannt gemacht, wovon er jetzt eine neue Ausgabe vorbereitet. Er machte mir ein Exemplar des Buches zum Geschenk. Nur in seiner Eigenschaft als Erzbischof vom Sinai hat er keine gelehrte Figur; denn er ist derselbe der vor mehreren Jahren einem deutschen Reisenden von den Manuscripten daselbst erzählte, daß sie ausschließlich Orientalisches, nichts Griechisches enthielten. Persönlich ist er freilich nie dort gewesen, da der Besuch des Erzbischofs dem Kloster nicht nur außerordentliche Kosten sondern auch die unangenehme Nöthigung auflegen würde, das vermauerte Portal zu öffnen. Von jenem Theodosianischen Evangelienmanuscripte hatte auch er nicht die geringste Kenntniß\*.

---

\* Erst unlängst ist mir eine erwünschte Aufklärung darüber geworden. Ein deutscher Reisender, der der Sache nicht unkundig ist, hat es im Sommer vorigen Jahres im St. Katharinenkloster selber zu Gesicht bekommen. Darnach hat die Wissenschaft nichts

Dafür ist er vollkommen mit den großen Welthändeln vertraut; mit Athen hat er mehr Berührungen als der regierende Patriarch; sowohl Maurokordatos als Koletis bezeichnete er mir als seine Freunde.

Auf seinem Divan lagen allerhand französische Blätter; darunter fiel mir ein neues Schriftchen, französisch und griechisch, ins Auge. Als ich's zur Hand nehmen wollte, ließ er mir's trotz seiner jovialen Stimmung kaum zu. Es war jener Hirtenbrief des Monseigneur Hilercau, Erzbischofs von Petra, den derselbe unlängst zur Befehrung der orientalischen Kirchen, der Griechen und Armenier, verfaßt hat. Kennt man die Verhältnisse, in denen gegenwärtig die griechischen und die katholischen Klöster des heiligen Landes zu einander stehen, sowie die feindselige Stimmung der orientalischen Griechen gegen die römische Kirche überhaupt; so begreift man allerdings nur mit Mühe, wie man gerade jetzt auf die unglückliche Idee eines solchen Kreuzzuges verfallen konnte. Constantios fand es namentlich arg, daß man ihnen, und zwar in ihrer Gesamtheit, sogar den gemeinen Menschenverstand oder, wie die Worte heißen, *le propre bon*

---

verloren daß ich es ohne text-kritische Prüfung lassen mußte; denn statt der vier Evangelien enthält es nur Evangelienabschnitte für die kirchlichen Vorlesungen und trägt bei allem Luxus der durchgängig goldenen Schriftzüge Spuren einer Abfassung im neunten oder zehnten Jahrhunderte an sich.



sens abgesprochen habe. Darin hat der apostolische Vicar wohl Recht, obschon nur auf dem Standpunkte des Fortschritts und nicht im Hinblick auf die wirkliche Praxis, daß er die Streitpunkte, die im elften Jahrhunderte die Trennung der beiden Kirchen herbeigeführt haben, als sehr geringfügig bezeichnet. Er zählt die fünfzehn Punkte des Vorwurfs der Griechen gegen die Lateiner auf, die damit anfangen daß die Lateiner ungesäuertes Meßbrod genießen, daß ihre Kleriker sich den Bart scheeren, und damit aufhören, daß sie in der Fastenzeit nicht das Hallelujah singen. Allein wird er die Griechen auch davon überzeugen daß das oberste Kirchentribunal, als welches er la garde du corps des pasteurs nennt, für sich habe die göttliche Unfehlbarkeit, welche ihre Orakel durch das Organ des menschlichen Geistes gebe (a pour autorité l'infailibilité divine donnant ses oracles par l'organe de l'esprit humain)? Auffallend ist es daß hier nicht von der Person des Papstes geredet wird und eben so wenig später wo es heißt, die göttliche Gewalt über die Seelen, von Christus seiner Kirche verliehen, werde im Katholicismus nach ihrem ganzen Umfange ausgeübt durch die Bischöfe im Vereine und in der rechten Abhängigkeit vom Stuhle Peters, dem Bollwerke seiner Freiheit und Centrum seiner Einheit (par les Evêques en l'union et la juste dépendance du siège de Pierre, boulevard de son indépendance et centre de

son unité). Wär' es nicht ohnehin klar, so würde es diese Ausdrucksweise beweisen, daß der ganze Befehls-  
 rungsausruf noch näher der französischen als der römischen Kirche angehört. Daß die griechische Kirche die Unauflöslichkeit des Ehebandes aufgegeben, das wird als Untergrabung einer der Grundfesten der christlichen Moral bezeichnet. Diese Unauflöslichkeit, heißt es, sei bis jetzt „immer von allen Christen“ als ein Glaubenspunkt festgehalten worden; nun aber löse sich bei den Griechen die Ehe nach Willkür, je nachdem die Leidenschaft der Gatten und die Laune der höhern Geistlichen es wolle. Nachdrücklich wird endlich in der Schrift hervorgehoben, daß der Patriarchenstuhl ins Slavenjoch der zeitlichen Gewalt gerathen sei; daß sich eine gewisse Anzahl von Familien ins Patriarchat theile und der Reihe nach immer eine von ihren „Creaturen“ auf ein paar Jahre auf den Thron erhebe. Daneben gibt's einen traurigen Blick theils auf Rußland, wo die kaiserliche Gewalt die kirchliche gänzlich verschlungen, theils auf Griechenland, wo die constitutionelle Verfassung die Kirche schmerzlich von ihrem Patriarchen losgerissen habe.

Doch so viel Wahres in alle dem enthalten sein mag, wer möchte glauben daß dadurch die Griechen des Orients, und gerade die in den Reichthum ihrer Klöster eingehüllten Geistlichen, für den Uebertritt zu Rom empfänglich

geworden seien? Steht nicht vielmehr zu befürchten, daß der so seltsam aus heiterem Himmel geschleuderte Blitzstrahl jene „Abneigung,“ jenen „Haß,“ den Hillereau den Griechen gegen die Lateiner bereits schuld gibt, nur noch reger und bitterer gemacht habe\*?

Ich kehre zu den Prinzeninseln zurück. Von Antigone fuhr ich nach Prinkipos, der größten und gesegnetesten von allen neun. Granaten und Cypressen, Oliven und Reben bekleiden ihre Höhen; ein freundliches Dorf liegt am Hafen; einzelne Landhäuser liegen darüber. Orientalische und fränkische Christen halten hier gern ein fröhliches Fest. Wir besuchten zwei von den drei Klöstern; beide sind schön gelegen, aber bis auf einen einzigen Mönch verlassen. Eine wissenschaftliche Ausbeute gab keine der wenigen Handschriften, die ich daselbst sah. Den merkwürdigsten Klosterbewohner besaß Prinkipos zu Anfang des neunten Jahrhunderts an Irene, der Kaiserin. Gerade im Begriff durch die Annahme der Hand Carl's des Großen das Morgenland und das Abendland zu einem neuen Bruderbunde zusammenzuführen, wurde sie vom

---

\* Ich habe meine Mittheilung über das merkwürdige Ereigniß des französisch-griechischen Hirtenbriefs nebst meinen schon in Constantinopel niedergeschriebenen Bemerkungen darüber in diesem Augenblicke um so weniger zurückhalten mögen, da die neuesten Schritte des griechischen und des armenischen Patriarchen zu Constantinopel mit ihrer Anathematisirung der katholischen Befehrungen dadurch wesentlich beleuchtet werden.

Kanzler ihres Reichs der Krone beraubt und nach Prin-  
tipos in dasselbe Kloster verwiesen das sie selbst erbaut  
hatte. Schon ein Jahr später fand sie darin ihre letzte  
Ruhestätte.

Von Prinzipos kehrten wir nach Chalki zurück. Zwei  
Klöster daselbst haben Bibliotheken, deren Manuscripte  
der Prüfung lohnen. In dem der heiligen Jungfrau,  
das zu einer griechischen Schulanstalt geworden ist, traf  
ich einen sehr gebildeten Mönch, Namens Bartholomäus.  
Ursprünglich lebte er auf dem Athos; von dort vertrieb  
ihn der Ausbruch der griechischen Revolution nach Italien,  
wo er sieben Jahre blieb; jetzt ist er Superior seines  
Klosters und leitet die treffliche Schulanstalt. Seine  
Manuscripte, deren Zahl mehr als hundert beträgt, hat  
er sogar in einem Kataloge verzeichnet. Wie im Kloster  
der heiligen Dreifaltigkeit, so sah ich auch hier unter dem  
Kirchlichen und Biblischen einiges Klassische, z. B. De-  
mosthenes.

Der heutige Sonntagsabend weckte ein großes Leben  
auf Chalki. Ohnehin ist diese anmuthige Insel von  
Griechen, Persern und Armeniern bewohnt, die hier fern  
vom lästigen Drucke der Hauptstadt eine heitere Stunde  
lieben. Besonders glücklich sind die armenischen Frauen,  
daß sie sich hier unbedenklich ihres Schleiers entledigen  
dürfen. Heute gaben aber die Perser aus der Haupt-  
stadt auf der Insel ein festliches Feuerwerk. Dicht am

Meeresufer bot es ein doppelt schönes Schauspiel. Ein Concert böhmischer Musikanten ließ sich hören und lockte viel liebliche Töchter der Insel zusammen. Da wandelte sich's in der balsamischen Luft unter den Pinien und Terebinthen in die sternenhelle Nacht hinein, als hätte eine Stunde des Glücks geschlagen. Dazu lud das kühle Meer zum Bade; die Wellen phosphorescirten und berührten den nächtlichen Segler ganz geisterhaft. Hier hätte sich wohl Jean Paul's Emmanuel noch mehr als an seinem Johannistage auf einen andern Stern entrückt glauben mögen.

---

## Abschied von Constantinopel.

Drei Wochen hab' ich in der türkischen Hauptstadt zugebracht. Einige Folgen des Wagnisses, den Orient in den Monaten des Frühlings und Sommers zu bereisen, blieben hier nicht aus; ich wurde dadurch bestimmt, obschon ungern, den Besuch des Berges Athos aufzugeben. Das freundliche Haus der Madame Balbiani zu Pera kam mir bei meinem Befinden sehr wohl zu Statuten\*. Dennoch genoß ich auch Constantinopel selbst recht viel und studirte fleißig an seinen großen Eigenthümlichkeiten. Nur noch wenige Worte der Andeutung will ich mir davon gestatten.

An Kirchen, griechischen und armenischen, ist Constantinopel noch immer sehr reich, obschon die Zahl derer die in Moscheen verwandelt wurden noch viel größer ist. Einige der letztern haben das merkwürdige Schicksal gehabt daß sie zuerst heidnische Gözentempel waren, dann zu christlichen Kirchen umgestaltet wurden und nun als Apostaten in ihrem dritten Lebensstadium stehen. Von den vielen Sagen, die sich an die noch bestehenden Kir-

---

\* Vier Wochen nach meiner Abreise brannte dies Haus in einer umfangreichen Feuersbrunst so schnell ab daß fast nichts daraus gerettet werden konnte. Doch hört' ich vor Kurzem, daß der vortrefflichen Frau der Wiederaufbau bereits gelungen ist.

chen anknüpfen, ist die sonderlichste die von den gebackenen Fischen, die in der Kirche der Jungfrau vom Quell fortwährend im Wasser schwimmen sollen und auf Verlangen, freilich bei trüber Beleuchtung, vorgezeigt werden.

Die beiden Vorstädte Galata und Pera haben ihren eigenthümlichen Character. Galata, an Umfang den großen Residenzstädten Deutschlands vergleichbar, erinnert jetzt viel weniger an ihren vorchristlichen Cultus der „sanften Liebesgöttin“ als an den des Merkur oder vielmehr an die Blüthe des Handels, in der sie vor Zeiten unter den Genuesern gestanden hat. Denn ihre engen Straßen wimmeln so sehr wie Leipzig in der Messe von Kaufleuten. Diese Kaufleute sind größtentheils Christen und genießen noch immer die Freiheiten, die ihnen einst der Eroberer von Constantinopel verliehen hat. Als erster Herold des Kreuzes soll nach Galata schon der heilige Andreas gekommen sein, von dem auch das Bisthum von Byzanz seine Stiftung ableitet. Mir ist in Galata am befreundetsten geworden der alte hohe Thurm, der dem des Seraskier zu Constantinopel entspricht und leider nur zu häufig seine Bestimmung erfüllt; denn der Schreckensruf: Feuer ist! gehört wie zu seiner täglichen Nahrung. Ich bestieg ihn zu wiederholten Malen, um den Eindruck der Herrlichkeiten, die gerade rings um diese alte Vorstadt der Venetianer und Genueser liegen, getreu in der Seele zu fesseln.

Pera vereinigt seltsame Contraste in sich, die lächerlichsten Menschen in Trachten und Sitten mit den Repräsentanten der europäischen Mächte. Berühmt sind die hohen, klappernden Stelzenschuhe der Frauen sowie die schiefstehenden Thurmhüte der Männer von Pera, was jedoch beides in würdiger Analogie zur albernen Einbildung, Schwachhaftigkeit und Verschrobenheit der Peroten steht. Dennoch sind diese Peroten durch ihren Beruf als Dragomane mit der sonstigen fränkischen Bevölkerung von Pera in häufigem Verkehre. Aber wohl dem Fremdling, der ihnen durch ein glückliches Geschick fremd bleibt. Es scheint als ob die dämonischen Dolmetscher des Plato keine traurigere Verwandlung, in der Art der Ovidianischen, hätten erfahren können als die in die perotischen Dragomane. Der christliche Cultus wird in Pera in sehr verschiedenen Formen und Sprachen geübt. Ich besuchte auch einen deutschprotestantischen Gottesdienst daselbst.

Zu den anziehenden Haltpunkten auf meinen Wanderungen durch die Türkenstadt zähl' ich die Fontänen mit ihren kunstreichen Arabeskenverzierungen; da ließ sich im Kleinen aufs Beste der arabische Geschmack studiren.

Zum Besuche der türkischen Kaffeehäuser gehört zwar einige Resignation, aber den Charakter des Türken lehrten sie mich in jedem Winkel. Fast unheimlich berührten mich dagegen die Opiumsbuden und ihre Gäste. Ich



dachte, als ich sie sah, wie traurig ihre bleichen Gesichter, in die wie in Leichentücher der Taumel seinen Abschied kleidet, mit dem Abendrothe eines schönen Tages oder auch einer himmlischen Freude contrastiren.

Vom Bazar will ich nicht des anlockenden Luxus gedenken, sondern der türkischen Ehrlichkeit. Wie der Beduine sein Zelt an die Tamariske mitten in der Wüste aufhängt, wo er es Monate hindurch so sicher weiß wie unter Schloß und Riegel, so läßt der türkische Kaufmann auf dem Bazar die Reichthümer seines Ladens ohne Wächter und entfernt sich stundenlang.

Den Slavenmarkt kann auch der christliche Fremdling ohne Schwierigkeit betreten. Der Anblick dieser schwarzen Mädchen und Frauen, in ihren rothgestreiften Kleidchen, etwa einen Ring um den Fuß und eine Korallenkette um den Hals, die eine und die andere auch einen Säugling an der Brust, wie sie so zu zwanzig mitten auf dem Markte beisammensitzen und spielen und lachen und weinen: dieser Anblick vergift sich nicht wieder.

Andere Eindrücke holt' ich mir von den tanzenden und den heulenden Derwischen, diesen seltsamen Verirrungen der religiösen Empfindung, obschon sie keineswegs neu sind. Der Tanz der türkischen Mönche ist nämlich ein Abkömmling altindischer Mysterien. Nach seinem mystischen Sinne soll er den harmonischen Kreislauf der

Sphären darstellen. Wenigstens stoßen sich diese Tänzer, trotz des weiten Kranzes ihrer aufflatternden Gewänder, indem sie den Scheik in enger Runde umkreisen, in der That so wenig als die Gestirne selber. Abgesehen von der symbolischen Bedeutung ihres Tanzes gesteh' ich, daß er mich über alle Erwartung ernst gestimmt hat. Der Scheik sprach sein Gebet mit der äußersten Andacht und Würde; die Musik hatte eine eigenthümliche Färbung von Choral und Melancholie; die tanzenden Mönche brachten über das blasse Gesicht mit dem starren Auge keinen Zug von Lächeln.

Recht viel endlich möcht' ich noch vom Bosporos berichten; einmal, weil es auf der Welt wohl keine schönere Meerfahrt geben kann als die durch den Bosporos; sodann weil ich an Bujukdere und Therapia, wo die europäische Diplomatie sich sonnt und kühl't, sowie an Bebek die dankbarste Erinnerung festlicher Stunden bewahre. Allein die Ufer des Bosporos mit ihrem zauberhaften Reize verlangen ein Gemälde, wofür ich im Augenblicke keinen Pinsel habe, und der Dank den ich meinen Gönnern bringen möchte ist dem der ihn gibt viel theurer als denen die ihn empfangen sollen.

Wovon ich aber bei meinem Abschiede von Constantinopel zuletzt noch Abschied nehmen muß, das sind seine Friedhöfe. Wie gern ergeh' ich mich in Gedanken noch immer in den Cypressenhainen von Scutari und Gjub

und Pera. Zum Maskenrausche der großen Stadt gibt es keinen sinnvolleren Gegensatz. Wie schön weiß der Muhamedaner seine Todten zu ehren und zu lieben. Wie nachbarlich traut hält er's noch mit seinen Heimgegangenen. Freilich muß ich fürchten, zum Theil wenigstens, daß ich den schönen Schein für schöne Wahrheit nehme; denn die Besuche der Lebendigen auf den Friedhöfen, namentlich zu Pera, bieten oft unerbauliche Schauspiele.

An seiner Cypresse besitzt der Orient einen Schatz. Daß sie für die Todtenhügel geschaffen ist, das sagt ihre ganze Erscheinung; wie ein Charfreitagsgedanke steht sie da, von der Trauerwolke in tiefen Ernst gehüllt, aber den Blick geheftet auf den Schimmer des Ostermorgens.

---

## Reise nach Griechenland.

Vom achten bis zwölften September ging ich auf dem „Kolowrat“ von Constantinopel nach Syra; der Himmel war heiter, die Fahrt war glücklich. Ein wahres Kleinod besaß ich in diesen Tagen am Grafen Albert von Pourtales, einem jener seltenen Menschen, die man nur kennen lernt um sie herzlich zu genießen und hochzuschätzen. Wie freut' ich mich an seiner Seite das Feld von Troja zum zweiten Male vor Augen zu haben. Interessanter noch als die Delfskizzen aus seinem unvergleichlich reichen Portefeuille waren mir seine Mittheilungen von Sardes, von Colossä, von Laodicea. Vom letztern stehen unter unförmlichen Ruinen nur noch drei Monumente eitler Lust, drei Theater. Dazu ist also jene Stadt geworden, an die die Worte der Offenbarung ergingen: „Du bist weder warm noch kalt.“ „Du sprichst: Ich bin reich, und weißt nicht daß du bist elend und jämmerlich.“ Auch am todten Meere ist Pourtales gewesen. Als er darin badete, trug ihn das Wasser und hob ihn merklich in die Höhe. Die Vegetation an den Ufern fand er bei weitem nicht so todt als man sie öfters geschildert hat. Auch sah er weder todte Fische noch todte Vögel.

Am Zwölften Nachmittags hielten wir vor Syra. Sechs Monate früher hatt' ich hier zum ersten Male

Griechenland begrüßt. Welch eine gesegnete, inhalts-  
schwere Zeit lag dazwischen. Jetzt kam ich zu einer vier-  
zehntägigen Quarantäne hieher. So viel Unerfreuliches  
im Gedanken der Quarantäne liegt, so schien doch diese  
Zeit, ich will sagen des Waffenstillstands, ein wesent-  
liches Glied in der Kette der Reisebegegnisse zu bilden.  
Das letzte Jahr war mir vergangen wie ein ununter-  
brochener Rausch, den ich freilich das ganze Leben hin-  
durch nicht wieder ausschlafen werde; aber diese geistige  
Sammlung, diese Ruhe der Quarantäne kam mir jetzt  
sehr erwünscht. Der Aufenthalt in dem Syraer Sani-  
tätswachthause selbst hatte seine angenehmen Seiten.  
Gerade meinen Fenstern gegenüber lag die hübsche Ha-  
fenstadt und im Hafen lagen viele Schiffe. Lief ein  
Dampf- oder Segelschiff ein oder aus, so war mit dem  
Auge das ganze Herz beschäftigt. So ein Kommen und  
Gehen ist gar so bedeutungsvoll. Vor dem Hafenein-  
gange steht der Leuchtturm einsam auf seinem Felsen;  
im Osten hinter ihm liegt Delos, im Norden Tinos.  
Keinen Tag versäumt' ich nach Delos zu sehen, wenn  
der Untergang der Sonne diese heilige Stätte Apoll's in  
einen dufstigen Drangenschleier hüllte. An den Fuß des  
Felsens, worauf wir wohnten, warf das Meer seine  
Brandung; wiederholt wurde es so böse daß mich sein  
Sturmgetös aus dem Schlafe weckte. Ich ließ mich gern

wecken und lief auch ans Fenster, um im Mondenscheine das wogige Gebirg der Fluthen zu bewundern. Da ist's als hätte das Meer in seinem Innern einen unsäglichen Schmerz, der des Nachts mit allen Schrecken losbricht, oder als wär' es ein Verbrecher, dem das böse Gewissen keine Rast, keine Ruhe läßt.

Bei Tage, wenn das Meer völlig klar und ruhig war, lernt' ich hier ein neues Gewerbe kennen, das der Taucher oder Schwammjäger. In einer Barke saßen drei Männer, nur mit dem Hemde bekleidet; sie sahen starr in die Tiefe, die doch gegen fünfzehn Fuß betragen mochte. Sobald sie einen Schwamm ins Auge gefaßt hatten, warfen sie im Nu das Hemd ab und sprangen Kopf über hinab auf den Grund. Oft blieb da einer so lange aus daß ich ängstlich zusah. Aber endlich tauchte er empor, klammerte sich mit der Hand an die Barke, warf seinen Fund mit der andern hinein und schwang sich dann selber wieder auf seinen Posten. Das ist ein barbarisches Geschäft; lange mag dabei auch der stärkste Insulaner nicht ausdauern können.

Am Achtundzwanzigsten früh war ich im Piräus und des Morgens um Zehn' in Athen. Die Akropolis mit ihren Marmorruinen hatt' ich schon vom Meere aus gesehen; jetzt stand sie nahe vor den Fenstern meines Zimmers. Damit stand eine ganze Burg von Erinnerungen vor mir, von Erinnerungen die der Menschheit, so lange

sie dauern wird, theuer und heilig sein werden. Denn hat die Weisheit wie die Kunst nicht so Großes in der Stadt Athene's geschaffen daß der Erdfreis noch heute lauschend zu ihren Füßen sitzt? Besitzt die Gesetzgebung weisere Führer als Solon, die Staatskunst würdigere Vorbilder als Perikles? Wo ist ein Redner wie Demosthenes? Ist nicht Thucydides noch immer ein Muster der Geschichtsschreibung? Waren nicht auch Aeschylos und Sophokles Atheniensier? Hat ein Bildner den Phidias übertroffen? Und wer unter den tiefsten Denkern der Erde hätte nicht Plato den Göttlichen genossen? Aber auch Sokrates war ein Sohn Athen's, obschon ihm die Mutter selber den Giftrank reichte.

Ich muß sogleich zu den Ruinen der Akropolis hinauf eilen. Wir gehen durch das Markttbor, auf dessen vier alten Säulen die Marktpreise aus den Tagen Hadrian's noch verzeichnet stehen. Die Wachtsoldaten öffnen uns das Thor der Akropolis, da stehen wir auf dem alten Marmorboden und wandeln unter den Hallen der Propyläen. Von dem später angebauten Thurme sehen wir bald ab und treten in die Räume des Parthenon oder des Tempels der jungfräulichen Athene. Mehrere Säulen, eben so prächtig als kolossal, stehen noch; andere daneben richten sich unter pflegenden Händen wieder aus den Trümmern auf. Alle einzelnen Tempelräume weiß der Kenner genau zu bezeichnen, auch weiß er wo jenes

Meisterwerk des Meisters, die Statue Athene's aus Gold und Elfenbein vom Meißel des Phidias, gestanden hat. Am bedauernsvollsten mögen aber die heutigen Athener das leergewordene Hinterhaus des Parthenon betrachten, wo einst der überreiche öffentliche Schatz bewahrt wurde. In der nächsten Umgebung des Parthenon steht der kleine Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin von überraschender Zierlichkeit und fast vollkommen, sowie stattliche Ruinen vom Tempel des Erechtheus. Zugleich ist aber die Akropolis zu einem neuen Museum geworden; denn Statuetten und Büsten, inschriftreiche Denksteine und Frieswerke nebst Skulpturen aller Art sind seit den letzten Jahren darin reichlich und in schöner Ordnung aufgestellt worden.

Wäre Athen mit allem was es war und hatte von seinem Boden geschwunden bis auf seine Akropolis, wie sie trotz aller Verstümmelungen und Plünderungen noch heute geblieben ist; sie allein würde als ein herrliches Zeugniß seiner ehemaligen Großartigkeit dastehen; sie allein würde den Forscher des Alterthums und den strebsamen Künstler nach Athen locken und begeistert fesseln. Aber rings um die Akropolis schauen noch andere Monumente zu ihr hinauf, die gleichfalls vom verblichenen Glanze reden, und zwar vor Allem in Südosten die Säulen vom Tempel des Olympischen Jupiter und unweit davon Hadrian's Triumphbogen, im Südwesten das fast



erhaltene Monument des Philopappus, im Westen die Pnyx mit der Rednerbühne des Demosthenes sowie jene heilige Gerichtsstätte, der Areopag, im Nordwesten endlich der Theseus- oder lieber Arestempel, der mit fast ungeschmälerten Säulen und Mauern alle seine Nachbarn wunderbar überdauert hat und jetzt zum Afil neu aufgefundenen Bildwerke geweiht worden ist.

Zu den Erinnerungen der Kunst füg' ich noch, ehe wir von der Akropolis niedersteigen, ein Wort von den Werken der Natur die uns hier umgeben. Athen selber liegt nahe zu den Füßen des Felsenberges auf dem wir stehen; im Norden dahinter und hinter dem Thale des Kephissos liegt der Barnes, im Osten der Marmorberg Pentelikon; von Osten nach Süden zieht sich der Hymettus, berühmt durch seinen Honig, bis ans Meer hin, und im Westen haben wir vor Augen den saronischen Meerbusen mit Salamis und Aegina.

Der Anblick der Stadt ist ein hoch erfreulicher für jeden der die Verwilderung weiß, in der sie noch vor weniger als zwanzig Jahren geschmachtet hat. Ihre öden Umgebungen schmückt lieblich der junge Olivenwald im Nordwesten; so ist ihr der heilige Baum Athene's noch immer freundlich treu geblieben. Worauf aber das Auge zuerst und zuletzt ausruhte beim Blicke auf Athen, das ist ein großes blendendweißes Marmorhaus, das wie ein neues Gestirn am alten Himmel glänzt; es ist das Haus

woran nicht nur Athens sondern ganz Griechenlands freudigste Hoffnungen haften, weil darin ein Herz für diese Hoffnungen treuinnig schlägt und wacht.

Mein Aufenthalt zu Athen dehnte sich beinahe zu einem Monat aus; er stimmte zur Freude und zum Glücke meiner orientalischen Reise. Zum Genusse des Alten kam der Genuß des Neuen. Obschon vor Kurzem erst die undankbare Entlassung der Deutschen aus dem Schooße des jungen Staates stattgefunden hatte, so wurd' ich doch bald so heimisch in Athen wie im Vaterlande. Dazu wirkte hauptsächlich die liebevolle Aufnahme die ich in dem Hause des bairischen Ministers von Gasser vom ersten Tage an bis zum letzten fand. Dieser ausgezeichnete Staatsmann hängt mit dem ganzen Herzen an Griechenland; eine väterliche Sorge, das sieht man leicht, hat ihn dem jungen Könige zur Mitgabe gemacht, der in seinem Lande umsonst einen treueren Freund suchen möchte. Ich wurde durch ihn so vortrefflich mit den Fragen vertraut die das Königreich betreffen, sowie mit den Personen in deren Hand die Gestaltung seiner nächsten Zukunft ruht, daß ich hätte glauben mögen, ich sei in politischem Interesse, nicht in dem der Wissenschaft nach Athen gekommen. Aber wer nähme auch nicht gern einen herzlichen Antheil an dem Lande, mit dem uns alle die Jahre der Bildung so innig und so unzertrennlich für's ganze Leben zusammenführen. Freilich darf ich

diesen Augenblick in Deutschland auf wenig Sympathie mit meinen Worten rechnen. Hat sich doch, so sagt man, unsere Sympathie nirgends einen schlechtern Dank als in Griechenland holen können. Und an den Entwicklungen des Staates ist mancher Freund desselben nicht zweifelhaft geworden! sondern verzweifelt, da der anarchische Character des Volkes und was mit ihm zusammenhängt jedes Saatkorn niederzutreten scheint, das die sorgliche Hand seiner Beschützer gepflanzt hat.

Weber jener Vorwurf noch dieser Zweifel entbehrt der Begründung; doch glaub' ich daß man in beiden Stücken ungerecht geworden ist. Undank in der Vertreibung der Deutschen liegt sicherlich vor. Ich traf wohl Einzelne die unverhohlen ihre Lieblosigkeit den Geschiedenen noch immer nachschleuderten; doch hatt' ich auch die Genugthuung, von Anderen den Gewaltschritt gemißbilligt und das Verdienst der Baiern in dankbarem Gedächtniß bewahrt zu sehen. Was aber zur Entschuldigung des Verfahrens der Griechen gesagt werden muß, das ist das vielfach Willkürliche und Unfeine, das in die Verwaltung der griechischen Angelegenheiten gekommen war und nicht verborgen bleiben konnte; das ist die verletzende Zurücksetzung der Eingebornen in solchen Beziehungen wo es eben keine hervorragende persönliche Tüchtigkeit galt; das ist endlich die Masse der unberufensten Colonisten, die sich den berufenen einverleibt hatten. Die

Heilung des Uebels trug das Gepräge des südlichen Blutes; die Wunde klappte auf, man griff nach dem Messer und schnitt sie aus.

Was das zweite der genannten Stücke betrifft, den Zweifel oder gar die Verzweiflung am griechischen Volke, so bin ich entfernt sie zu theilen. Allerdings ist das griechische Königreich eine unter Gewitterstürmen erwachsene Pflanze, der man von allen Seiten die gewaltsame Entwicklung ansieht; aber man vergesse nicht, aus welchem Boden sie gewachsen ist. Hat man Länder bereist, deren gegenwärtige Lage derjenigen ähnelt die Griechenland vor seiner Befreiung hatte, und sieht man wie weit dasselbe Griechenland seit der Schlacht von Navarin einer neuen Blüthe entgegen gediehen ist, so weiß man es zu würdigen und zu schätzen. Das Talent des griechischen Volkes, sich zum rechten Staatsleben auszubilden, wurzelt ohne Zweifel in dem gesunden Verstande, in dem richtigen Blicke, den es wiederholt bewiesen. Hat es nicht noch mitten in jenen Septembertagen, wo es in seinen Revolutionserfolgen schwelgte, auf Piscatory's Vorstellung gehört, daß die bloße Erwähnung des dritten Septembers in der Adresse an den König für denselben verlegend sein müßte? Hat es sich nicht nach allen Debatten noch für das Zweikammersystem entschieden? Hat es nicht am vierten August 1844. seine Waffen, die es zum blutigen Kampfe gegen schreiendes Unrecht geschärft

hatte, sogleich vertauscht mit dem Jubelruf für seinen König als es ihn, einen Rächer der gekränkten Rechte, vertrauensvoll in seiner Mitte erscheinen sah\*? Hat es nicht bei der Frage über den heiligen Synodos, die von der höchsten Wichtigkeit in ihrem Gegensatz zur nordischen Propaganda war, trotz aller fremden Bearbeitungen das Ministerium Kolettis entschieden unterstützt?

Ueberhaupt zeigt das griechische Volk in der neuesten Zeit seinen glücklichen Tact durch nichts besser als durch die treue Anhänglichkeit an Kolettis. Ich habe keinen Griechen kennen gelernt den ich höher achten müßte als ihn. Ich darf mir kein Urtheil anmaßen, aber ich glaube: Kolettis ist der Mann der zu Griechenlands Wiedergeburt noch gefehlt hatte. Seine Persönlichkeit — es läßt sich schwerlich von einem Minister Größeres sagen — erinnert lebhaft an Guizot. Kolettis ist ernster und gehaltener als die Männer unter dem 'griechischen Himmel zu sein pflegen; er ist eisern in seinem Geschäftseifer; er ist entschieden in seiner Tendenz, und, was ihn sehr hoch vor seinen Landsleuten auszeichnet, er ist bei aller Klugheit ohne Falschheit. Dabei fehlt's ihm nicht am populären

---

\* Ich erlaube mir hierbei auf den ausführlichen Artikel zu verweisen den ich von Athen aus in die Allgemeine Zeitung schrieb: „Zur Geschichte der Ministerien Maurokordatos und Kolettis.“ Siehe Allg. Ztg. 5. Nov. 1844. Ich wiederhole hier mehreres was ich dort gesagt habe.

Character. Er ist ein großer Freund der Palikaren; er würde sogar kurz nach dem Antritte seines Ministeriums ein großes Palikarenfest gegeben haben, hätte ihn nicht der gute Rath der Freunde daran gehindert. Und weiß man daß Kolettis nicht ohne Sympathien mit Frankreich geblieben ist, er der seine Schule in Paris gemacht, so weiß man auch daß er vor Allem und nach Allem Patriot, daß er durch und durch Grieche ist.

Vielleicht ist aber auch kein anderer Einfluß aus der Fremde dem griechischen Interesse so förderlich als der französische. Denn freilich des fremden Einflusses wird Griechenland so schnell nicht ledig werden; dafür hat der Schutz der Großmächte schon hinlänglich durch jenes unerquidliche Eingebinde gesorgt, das dem jungen Königreiche in die Wiege fiel. Hat man aber beobachtet, wie der verschiedenartigste fremde Einfluß sich unausgesetzt geltend macht, wie er zumeist in dem maßlosen Faktionswesen hervortritt, so verwundert man sich in der That, daß trotz dem die staatlichen Angelegenheiten bis zu ihrem jetzigen Bestande haben kommen können.

Es ist meiner Feder mit Athen ergangen wie es mir selber mit ihm erging. Die Wissenschaft hat dort wohl ihre Knospen und Blüthen; ich versäumte nicht darauf zu achten, aber jedes Steinchen zu Athen steckt voll Politik, man thut keinen Schritt ohne sich daran zu stoßen.

Meine Wanderungen in die Umgegend Athens muß ich mit einigen Worten berühren. Diese Wanderungen wurden mir doppelt angenehm durch die freundliche Begleitung des Hofpredigers Lüth und seiner lieben Gemahlin. Herrlich war der Genuß des Pentelikon, von dessen Höhe wir nicht nur ganz Attika, sondern auch im Nordosten Cuböa und im Westen bis nach Akrokorinth sahen. Die Luft war von der wunderbaren Klarheit jenes Himmels, der sich in den Werken der attischen Dichter abspiegelt. Nicht unter uns sahen wir aufs Deutlichste das Schlachtfeld von Marathon, wo sich Miltiades im Kampfe gegen die zehnfache Uebermacht den unverwelklichen Lorbeer erwarb. Dagegen ließ uns auch eine Spazierfahrt nach Daphne und seinen Salzseen das Andenken des großen Themistokles feiern; denn wir standen dort am Ufer des Meers im Angesichte des Terräns der Schlacht bei Salamis. Uns gegenüber, über den Halbkreis hinweg, den hier das Meer bildet, sahen wir Eleusis; an unserem Wege selber fanden wir im Felsboden noch deutliche Spuren der Wagen, die einst von Athen zu den eleusinischen Festen gegangen sein mögen.

Wie schön die Aussicht von Akrokorinth ist, läßt sich schwer beschreiben; sie lohnt für den steilen Weg der zu dieser Felsenwarte mit dem herrischen Blicke auf zwei Meere führt. Im Osten sahen wir übers Meer hinweg bis nach Athen; im Norden waren die Berge unter dem



Abendhimmel in ein wunderbares Blau gekleidet; ich freute mich besonders unter ihnen den Parnass zu sehen.

Eines Morgens waren wir in dem lieblichen Ampe-  
lokipi am Fuße des Hymettus; unterwegs wurde ich durch  
die blühenden Oleandersträucher, die das trockne Flußbett  
des Ilissus schmückten, an den See Genesareth zurück-  
versetzt.

Das mächtig große Stadium des Herodes Attikus,  
im Osten der Stadt, ist noch genau erkenntlich. Unweit  
vor demselben besuchten wir den protestantischen Gottes-  
acker, der bereits manche deutsche Namen nannte.

Fast eine halbe Stunde nördlich von der Stadt liegt  
jener „lichthelle“ Felsenhügel, der Kolonos, der einst das  
Heiligthum des Prometheus besaß, und neben ihm liegt,  
was noch viel mehr ist, der ehrwürdige Hügel der Aka-  
demie, wo Plato lehrte. Ich brachte daselbst eine festliche  
Stunde zu. Innig dacht' ich zugleich des so früh den Hoff-  
nungen der Wissenschaft entrissenen Ottfried Müller; denn  
sein Marmordenkmal hat eine großmüthige Dankbarkeit  
gerade auf des Plato weihervollem Hügel errichtet.

Jetzt nur ein Wort noch zum Abschiede von Athen;  
es soll zugleich das letzte meiner Reise sein. Athen hat  
einen Hügel der heiliger ist als alle die einst seine Heilig-  
thümer trugen, auch heiliger als der des Akademos. Wie  
glücklich war ich als ich auf ihm stand. Einst trug er  
den Mann der wie kein anderer in der Kraft des heiligen

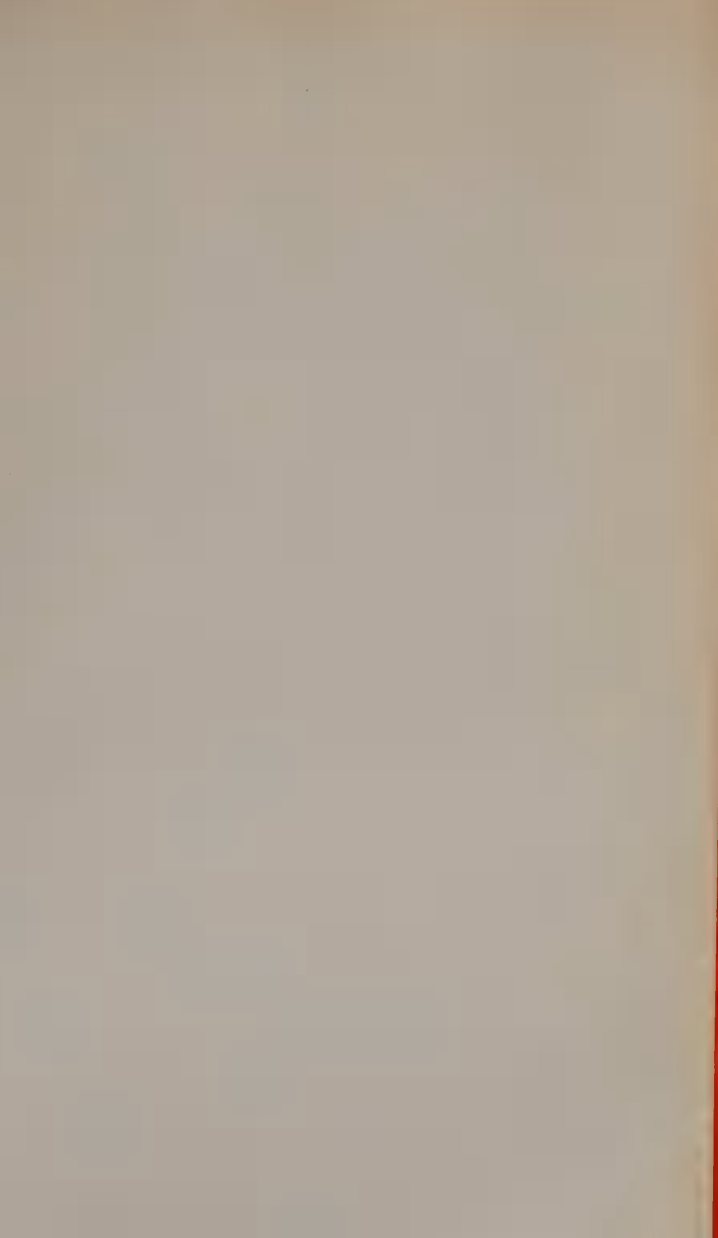


Geistes das Schwert führte, das die Welt überwindet. Jener „Richtplatz,“ der Areopag ist es, von dem Paulus seine Predigt an die versammelten Athener hielt. Seine Predigt, einer der lebendigen Steine die den Bau der Kirche tragen, zeugte von dem „unbekannten“ Gott, dem auch der Athener unwissende Weisheit Gottesdienst that. Der Standpunkt des Paulus war großartig; vor ihm breitete die Stadt sich aus; noch näher vor ihm stand das Theseion; zu seiner Seite lag die Akropolis mit allen ihren Tempeln. Da rief er also die Worte aus: Gott, der ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, mit Händen gemacht. Eine vollere Bedeutung konnten die Worte nirgends haben.

Ich schied vom Areopag; von dem dessen Andenken ich dort gefeiert werd' ich niemals scheiden.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

R21  
41583









DS Tischendorf, Constantin von, 1815-187  
48 Reise in den Orient. Leipzig, B. T.  
T6 1846.  
1846 2v. in 1. 18cm.

1. Levant--Description and travel.

A10661

CCSC/r

